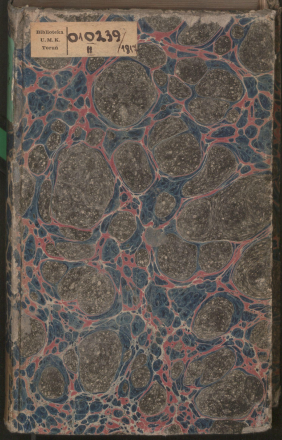


BIBLIOTHECA
U. M. K.
TRENCHARD

010239

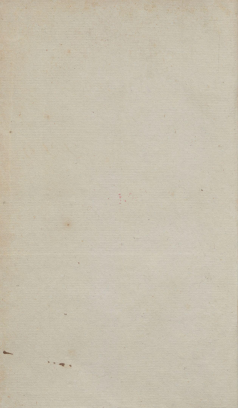
H

1917



D 574





Journal

für

Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

— LL 9.

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Neumann,



Neunter Band.

Berlin,

bei Theodor Joh. Ehrh. Fr. Caslin.

1817.



3497

022



010239



Inhalt des neunten Bandes.

Edm.	
Philosophische Untersuchungen über die Römer. (Fortsetzung.)	1
Epistel des Horaz. — Erste Kampf des Polyphemus mit dem Christenthum.	
Darstellung des bisherigen Erfolgs der Wiener Congress-Acte vom 24. März 1815. über die Freiheit der Rhein-Schiffahrt. (Schluß.)	63
Nachricht des Herausgebers.	
Von dem Communal-Wesen im römischen Reiche unter den Imperatoren.	99
Kann die Verfassung eines Staates in dem Lichte eines Vertrages betrachtet werden?	115
Philosophische Untersuchungen über die Römer. (Fortsetzung.)	137
Horazius und Seneca.	
Schreiben aus Rom.	190
Bemerkungen eines Augenzeugen über den Zustand in Portugal.	216
Ueber Getreide-Mangel und Korn-Handel. . . .	238
Ueber eine Begräbnisstätte für Haislen. . . .	271
(Aus den Memoiren des Grafen von S. . .)	

Philosophische Untersuchungen über die Römer. (Fortsetzung.)	273
Theodosius der Erste und Valentinian der Dritte.	
Bemerkungen über das zwischen Ludwig dem Achten yhdens und Pius dem Siebenten abgeschlossene Concordat.	321
Ueber Don Juan Antonio Morente's kritische Ge- schichte der spanischen Inquisition.	342
Ueber America's künftiges Verhältniß zu Europa.	349
Edward, Graf von Clarendon.	358
Philosophische Untersuchungen über die Römer. (Fort- setzung.)	409
Die letzten paarzig Jahre des weströmischen Reichs.	
Edward, Graf von Clarendon. (Schluß.)	452
Schreiben eines Landgeistlichen an einen Staats- rath, über Synodum und Synodal-Versam- lung.	509

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

(Zurückführung.)

XXI.

Theodosius der Große.

Die Erhebung des Theodosius verdient, daß man einige Augenblicke bei ihr verweile.

Unselbstig kam er von der reichthumsvollen Besetzung seines zu Carthago hingerichteten Vaters eine Erinnerung fort, welche am Hofe Gratian's vorzüglich von Solchen geliebt gemacht wurde, die seine Würde zu stützen suchten; denn an den Höfen unumstößlicher Thronen dient selbst die Gerechtigkeit zur Erreichung eigensüchtiger Zwecke. Besondere Umstände halfen nach, und entschiedend wirkte Theodosius, der Sohn, hatte sich nämlich, nach dem Tode seines Vaters, aus der ihm anvertrauten Statthalterschaft von Mäßen nach Spanien zurückgezogen, wo er, zwischen Gallatolis und Segovia, in einer der fruchtbarsten Gegenden ein bedeutendes Landgut besaß, das von seinem Vater auf ihn übertragen war. Hier lebte er, jedem Beispiel

entsagend, sich selbst und seinen unschuldigen Anhängern, als die Schlacht von Adrianopel das östliche Römer-Reich in Gefahr brachte. Das Reich bedurfte eines Kerkers. Für den Theodosius sprachen nicht Geburtrechte, welche in Monarchien den Ausschlag zu geben pflegen; noch weniger war er gehoben durch eine Faction, wie Volksergießungen sie erzeugen. Das Einzige, was den westlichen Imperator bestimmen konnte, ihn vor allen Uebrigen zu seinem Reichserben zu wählen, war die Meinung, die er von seiner Einsicht, Entschlossenheit und Mäßigung hatte. Auf diese Weise sah Theodosius sich von seinem Landgute auf einen Thron versetzt. Er stand in einem Alter von drei und dreißig Jahren, als er mit dem Purpur bekleidet wurde. Der große Haufe bewunderte die männliche Schönheit seines Gesichts, und die gebieterische Haltung seines Körpers; in beiderlei Hinsicht schien er eine auffallende Ähnlichkeit mit seinem Landsmann Trajanus zu haben. Minder auffallend war freilich die Ähnlichkeit, welche er in den Eigenschaften des Verstandes und des Herzens mit diesem großen Kaiser hatte.

Die Aufgabe, welche von ihm gestellt werden sollte, war indeß nicht leicht. Es kam auf nichts Uebrigere an, als eine Million von Gothen, welche so eben den glänzenden Sieg davon getragen hatten, entweder über die Donau zu überwerfen, oder zur Annahme solcher Verhältnisse zu bewegen, daß ein friedliches Zusammenwohnen möglich wurde. Nicht daß es zu dem Ersteren an Mitteln gefehlt hätte; die reichen Provinzen Aßiens hatten einen Ueberfluß von Kräften, welche zu ihrer Verthei-

bigung verwendet werden konnten. Allein alle diese Kräfte waren gelähmt, theils durch den Schock, den die letzte Niederlage vorbereitet hatte, theils durch die noch gelähmte Furcht vor den Hunnen und Alanen, welche aus der Ferne droheten. Kaiser Theodosius die Ueberreste des römischen Heeres, verstärkt durch frische Aushebungen, gegen den Feind geführt: so würde eine neue Niederlage die Frucht dieser Ueberreilung gewesen seyn; und selbst, wenn irgend ein Zufall ihn den Sieg gegenwärtig hätte, so würde ihn noch immer der Vorwurf der Zerschlagenheit getroffen haben. Nur allmählig konnten die Römer an den Anblick der furchtbaren Gothen gewöhnt werden. Dies überlegend, schlug Theodosius sein Hauptquartier zu Irbis, der Hauptstadt Macedonia, auf: ein Punkt von welchem aus er die unregelmäßigen Bewegungen der Barbaren beobachten und die Operationen seiner Generale von Constantinopel bis zu den Ufern des adriatischen Meeres leiten konnte. Verstärkt wurden die Heerabtheile und die Besatzungen der Städte; und, den Plan eines zögernden Fabius aufnehmend, gestattete der Oberfeldherr nur da eine Erneuerung des Kampfes, wo der glückliche Erfolg nicht abzuleiten konnte. Noch und noch wurden die abgesonderten Besatzungen der Städte zu Heerhaufen vereinigt; und, indem Ein Hirner Vortheil nach dem andern davon getragen wurde, drängte sich den Gothen das Gefühl auf, daß sie besiegt werden könnten, und dies Gefühl verminderte den Uebermuth, womit noch vor Kurzem einer von ihren Anführern gesagt hatte: „er sey des Schließens müde,

und er begriffe nicht, wie ein Volk, das, gleich einer Herde von Schafen, vor ihm fliehe, sich herausnehmen könne, seine Schätze und Possungen vertheidigen zu wollen.“ Glückliche Umstände kamen hinzu, das Werk der Klugheit zu unterstützen; und Theodosius benutzte jeden derselben zu seinem und des Reiches Vortheil. Frigorius' Tod löste die Bande der Unterordnung, ohne welche die Einheit nicht gedacht werden kann; und indem Proktracht unter dem geistlichen Anführern entstand, mußte Theodosius dieselbe so glücklich zu benutzen, daß er den Modar, einen von den Häupten aus dem königlichen Geschlecht der Amaler, für sich gewann, der, zum Range eines Generals erhoben, über eine Abtheilung seiner Landesknechte befahl, und, nach einem schrecklichen Gemel, das er unter ihnen angerichtet hatte, mit großer Beute von viertausend Wagen in das Lager des römischen Imperators zurückkehrte. Unter den Händen eines klugen Fürsten dienen selbst entgegengesetzte Mächtigkeiten einem und demselben Zweck. Hatte Theodosius Vortheil gezogen von der Unreinigkeit der Weizen, so zog er nicht geringeren Vortheil von derjenigen Unklarheit, welche unter ihnen entstand, als Achanarich, betrogen aus den Wäldern des Caucasus, über die Donau ging, und sich zum König der Westgothen aufwarf, die, ihrer Proktracht müde, ihm mit Freuden die Leitung ihrer Angelegenheiten übertrugen. Achanarich's Lage war nun; er selbst stand in einem hohen Alter, das, kühnen Unternehmungen abgeneigt, den Frieden liebt. Dies in's Auge fassend, kam Theodosius dem Orlise mit Friedensvorschlägen zuvor;

und so groß war das Vertrauen, welches Arrianus sich
 leistete, daß er nach einer Unterredung, die er in der
 Stube von Konstantinopol mit dem römischen Imperator
 gehabt hatte, kein Bedenken trug, nach der Hauptstadt
 selbst zu gehen. Es war zwar ein besonderes Unglück
 für den Theodosius, daß der alte König unter seinem
 Augen an den Folgen der Unmäßigkeit starb; doch, auch
 diesen Unfall bewahrend, sorgte der Imperator vor
 allen Dingen für eine feierliche Beisetzungsfeier und
 für ein staatliches Denkmal: und indem er dadurch der
 Einseitigkeit der Bischofen schmeichelte, wurde es ihm nur
 um so leichter, mit jedem einzelnen Kaiser einen Ver-
 trag abzuschließen, nach welchem die förmliche Nieder-
 lassung der Gothen theils in Thracien, theils in Phry-
 gien und Lydien erfolgte. Die Verordnungen eines
 mehr als vierjährigen Krieges hatten eine Niederlassung
 nicht nur möglich, sondern sogar wünschenswerth ge-
 macht, da man es mit einem Volke zu thun hatte,
 das, zum Ackerbau gewöhnt, gern zu seinen alten Ver-
 richtungen zurückkehrte. Uebrigens nahmen die Gothen
 den Vorschlag des Theodosius nur unter der Bedin-
 gung an, daß ihnen gestattet wurde, rein und unver-
 mischt zu leben. Sprache und Sitten beibehaltend, setz-
 ten sie im Schooße des Despotismus ihre Weise fort,
 unberührt von römischen Gesetzen, nur die Oberherr-
 schaft des Imperators anerkennend. Sie führten
 die Veranung von Bundesgenossen der Römer;
 und indem sie fortwährend ein Heer von vierzigtausend
 Soldaten bildeten, war es wohl kein Wunder, daß
 man ihnen, außer der Steuerfreiheit und anderen Pri-

zulegen, Aufzeichnungen aller Art bewilligte, um sie bei guter Laune zu erhalten. Freilich wurden die Römer durch ein solches Verfahren ihres Imperators verletzt; freilich entwickelte sich daraus ein gegenseitiger Argwohn, der schwerlich noch weiter getrieben werden konnte: doch wie viel Nachtheiliges auch von der Politik des Theodosius gesagt werden mochte, so verhielt es sich damit nicht anders, als immer: Sie war ein Kind der Umstände, einer gegebenen Lage, die sich verändern, aber nicht aufheben ließ. Unstreitig würde Theodosius es vorgezogen haben, die Sachen über die Donau zurückzulassen; da dies aber seine Kräfte überstieg, so mußte er sich mit ihnen vergleichen, so gut er konnte *). Nur unter dieser Bedingung konnte er Imperator im Osten werden.

Da es zwischen Goctian und Theodosius keine verwandtschaftlichen Bande gab; da der Letztere sich durch seine Klugheit die Subverfion im östlichen Römer-Reiche hatte erkämpfen müssen; da endlich seit dem Daseyn der neuen, von Tag zu Tage wachsenden Hauptstadt eine Nebenbuhlerin eingekehrt war, die ihre Endfchaft

*) Nach Montesquieu (*Considerations sur la grandeur* von Chap. XVII.) gingen die Befugnisse über die Donau zurück, nachdem sie auf Theodosius eine Macht gewährt hatten. Dies ist aber falsch. Sie wichen ab, und man kann es dem Claudian aufs Wort glauben, wenn er (*de bello Getico*) sagt: es seien bereits vierzig Jahre verfloßen.

*Ex quo jam patrias gens haec oblitia trionni,
Atque lorum munereis semel, vestigia laici
Troica sacra solo —*

nur in der gänzlichen Aufhebung der Reichseinheit finden konnte: so war wohl nichts natürlicher, als daß das römische Reich sich unter zwei, von einander unabhängigen, Imperatoren in das westliche und in das östliche zu theilen begann. Vollendet wurde diese Theilung freilich erst unter dem Nachkommen des Theodosius; allein die Dinge sind in der Regel weit früher da, als sie ihre Benennung erhalten, und die Natur wirkt, auch unerkannt, mit einer Stetigkeit, welche ihre Wirkungen zuletzt nur untrüglichlicher macht. Zeigte sich, daß zwischen dem Imperator und dem römischen Senat kein Verhältniß möglich war, das sich mit der Sicherheit des ersten vertrug; und die Folge davon war, daß Rom als Hauptstadt von den Imperatoren vermieden ward. Denn, indem Hauptstadt und Imperator gänzlich mit einander versanken, und an eine Auszeichnung nicht weiter zu denken war, trat die Nothwendigkeit einer zweiten Hauptstadt ein. Endlich, hatte diese kaum ein halbes Jahrhundert bestanden, so ging, zwar gegen alle Absicht, aber dafür nur desto unabweislicher, eine Theilung des Reiches von Staaten, welche dadurch herbeigeführt ward, daß Vandalen sich auf Vandalien stürzten, und diese einen Zufluchtsort unter den Römern suchten.

So fern diese Klugheit den Vortheilen des Großen zu gewähren vermag, hat Theodosius denselben ganz unferneig verdient; da dies aber nicht gewöhnlich ist, so muß genauer untersucht werden, wie er zu einer solchen Anordnung gelangt sey.

Wenn zwei künftige Staaten mit einander stehen,

so wird in der Regel nur auf das Dogma Rücksicht genommen, und alles Uebrige bleibt so unbrachbar, daß selbst die größten Tugenden mit allem, was Menschen an Menschen fetter, in den Hintergrund gestellt werden. So verhielt es sich auch in dem Streite der segemannern Rechtsgläubigen mit den Ariern. Weil diese sich in ihrem Religions-Ansichten von jenen trennten, so hielten sie auf Menschen zu setzen; und umgekehrt waren die segemannern Rechtsgläubigen in den Augen der Arier weniger als Menschen, weil sie in der Lehre von ihnen abwichen. Der Arianismus aber triumphierte im Osten, wenn man Byzanz allein ausnimmt, vorzüglich in Kraft der neuen Hauptstadt. Diese war von der Lehre des Meis so angefüllt, daß sie, nach den Schilderungen Gregors von Nazianz, in ihr leibte und lebte. „In jeder Straße, in jedem Laden wurde Chronologie gelehrt. Der Wechsel, bei welchem man ein Gold Silber ausgab, sprach von dem Unterschied zwischen Sohn und Vater; beim Einkauf eines Faßes erfuhr man, daß der Sohn geringer sey, als der Vater, und der Sklav, welcher in einem Bade die Aufwartung hatte, unterhielt den Gast von dem Ueblen der aus nichts geschaffenen Dinge.“

Unter solchen Umständen mußte Theodosius mit sich selbst darüber zu Rathe gehen, welcher kirchlichen Parthei er beitreten sollte. Was ihn bestimmte, sich für die rechtsgläubigen zu erklären, wenn es nicht der Wunsch war, daß er seine erste Bildung in derselben erhalten hatte, liegt nicht außer allem Zweifel. Er war noch nicht getauft, als er die Bestimmung erhielt, das

ostländische Reich zu regieren. Gegen das Ende seines ersten Regierungsjahres von einer gefährlichen Krankheit befallen, entschloß er sich, die Krone nicht länger zu ver-
schreiben; und als er kaum genesen war, verrichtete der
rechtgläubige Bischof von Cherssonus, Nicholus,
das heilige Werk an ihm. Vielleicht muß man be-
sonders in Betrachtung ziehen, daß er ein Spanier
war. Wie dem aber auch gewesen seyn möge: wenn
von dem Gefühl seiner Wiedergeburt, diente er seiner
früheren Eide, wodurch er seinen eigenen Glauben
zur Schau trug und seinen Unterthanen vorschrieb, was
sie glauben sollten. „Es ist unser Wille, sagte er, daß
alle die Nationen, welche von unserer Gnade und Mil-
digung regiert werden, Landkatholik der Religion anhängen
sollen, welche den Römern durch den H. Petrus ge-
lehrt wurde, welche eine treue Uebersetzung bezeugt
hat, und welche der Oberpriester Damasus, und Peter,
Bischof von Alexandrien, ein Mann von apostolischer
Heiligkeit, bekennen. Laßt uns, gemäß der Unterwei-
sung der Apostel und der Lehre des Evangeliums, an
die allgemeine Wahrheit des Vaters, des Sohns und
des heiligen Geistes glauben. Wir bezeugen die Be-
kennung dieser Lehre die Benennung Katholischer Christen
anzunehmen; und da wir alle Uebrigen für anstößig
schlechte Tölpel halten, so brandmarken wir sie mit der
schändlichen Benennung von Ketzer, und erklären
hiermit, daß ihre Zusammenkünfte nicht länger den ach-
tungswürdigen Namen von Kirchen führen sollen. Au-
ßer der göttlichen Verdammniß, mögen sie sich gesetzt
haben auf solche schwere Strafen, wie unser, von blam-

licher Weisheit geleitetes Ansehen über sie zu verhängen für gut befinden wird.“ So lautete das erste Religions-Edict; und wäre es nicht in dem Gesetzbuch aufbewahrt, welches seine Besendung von Theodosius hat, so würde man einige Ursache haben, an der Richtigkeit desselben zu zweifeln.

Polikarp mochte einen wesentlichen Antheil an demselben haben; nur daß die katholische Kirche, obgleich aus lauter Polikarp zusammengesetzt, es nie in diesem Lichte hat betrachtet wissen wollen *). Einmal für die rechtgläubige Parthei entschieden, ließ Theodosius sich von denselben nicht wieder trennen, wie stark auch die Versuchungen der Arianer seyn mochten. Nach seinem Einzuge in Constantinopel an der Spitze eines zahlreichen Heeres, wurde dem Damophilus, Bischofe der Hauptstadt, die Wahl gelassen, ob er dem arianischen Glaubensbekenntniß beistimmte, oder den bischöflichen Palast, die St. Sophien-Kirche und alle übrigen Kirchen den Rechtgläubigen abtreten wollte. Damophilus zog Zorn und Verhöhnung einem solchen Abfall vor, und Theodosius führte den Gregor von Nazianz, welcher bisher im Stillen die rechtgläubige Gemeinde der Hauptstadt geleitet hatte, in den bischöflichen Palast ein. Ganz Constantinopel war an diesem Tage eine Bühne der Wuth, der Beklammerniß und des Ersau-

*) Baronius nennt hier *Edicti augusti sanctionem, edictum piæ et salutis*, und fügt hinzu: *sic tunc ad astra*. — Wozig auctoritätigen Bezeugen des neunzehnten Jahrhunderts diesem hiermit einverstanden seyn.

nend; und Gregor von Nazianz selbst gesteht, daß an dem merkwürdigen Tage seiner Einführung die Haupt-
sack des Othm das Ansehen einer mit Sturm genom-
menen Stadt gehabt habe. Sechs Wochen nach die-
sem Austritt erklärte Theodosius, daß er entschlossen sey,
alle die Bischöfe und Geistlichen, welche dem niedrigen
Glaubensbekenntnisse nicht gemäß lehren würden, aus
seinem Reiche zu vertreiben; und indem er seinen Bes-
te Nachdruck gab, wurde diese kirchliche Reinigung
ohne Aufruhr und Blutvergießen vollendet. Eine all-
gemeine Synode, zu Constantinopel im Jahre 381 ge-
halten, bestätigte das niedrige Glaubensbekenntniß, und
das kurze Formular desselben wurde mit einer neuen
Erklärung versehen, welche die wahre Idee vom heil.
Geiste wider die Macedonianer bestimmte, und densel-
ben Persönlichkeit und gleiche Bezeichnung mit Vater und
Sohn zuschrieb. Zugleich setzte man fest, daß der Bi-
schof von Constantinopel den Rang unmittelbar nach
dem Bischof von Rom haben sollte: eine Bestimmung,
welche dem römischen Bischöfe nicht weniger als an-
genehm war, indem er befürchtete, daß sein Nebenbuh-
ler zu Constantinopel, unter dem Beistande des Hofes,
weiter greifen und ihm den Rang ablaufen könne.
Dies zu verhindern, war der Zweck der großen Synode,
welche Damasius (382), mit Genehmigung Gratian, zu
Rom veranstaltete. Im Uebrigen war man im Westen mit
Theodosius sehr zufrieden. Ohne ausschließliche Maß-
regeln gegen die Arianer und gegen alle übrigen soge-
nannten Ketzer würde der kaiserliche Imperator schwerlich
legend einen hohen Rang in der Regentenzahl erhalten

haben; und es ist immer merkwürdig genug, daß, vierthausend Jahrhunderte nach der Regierung des Augustus, eine religiöse Seite des Römerrich so wesentlich verändert hatte, daß das, was ihrem Vertheile gemäß war, über die Tugend des Imperators entschied, und ihm den Beinamen des Straßen erweckte.

Kein war im Osten durch die überlegene Politik des Theodosius Ordnung und Ruhe hergestellt, als im Westen eine Revolution ausbrach, welche damit endigte, daß Theodosius Alleinherrscher wurde.

Alle schwach constituirte Reiche schließen den Fehler in sich, daß Ein Zustand mehr alles in Gefahr bringt, während gut constituirte Reiche eine Organisations-Kraft haben, vermöge deren sie jedem Schicksal gewachsen sind. In jenen bedarf es nur eines minder entschlossenen Fürsten, um den Geist des Aufruhrs und der Uspartien in Bewegung zu setzen; und eine Kleinigkeit reicht hinwollen die wichtigsten Ereignisse nach sich.

In westlichem Römerrich war, wie wir wissen, Gratian der belebende Geist. Sein Regimentsleben entsprach nicht den Erwartungen, die man sich in einer früheren Periode von ihm gemacht hatte; und dies hing auf das Genauste mit der Erziehung zusammen, welche er unter der Leitung seines strengen Vaters erhalten hatte. Dem Valentinian, nur darauf bedacht, wie er seinem Sohn alle die Eigenschaften geben wollte, die ihm selbst fehlten, vergaß, daß über den Werth des Menschen nicht so sehr entscheidet, als der erste Reiz, und daß alle Entwicklung, welche von außen kommt,

wenn sie diesem ersten Reize nicht entspricht, nur einen Zirkel giebt. Von den geschicktesten Lehrern seiner Zeit gebildet, lernte der junge Gratian, wie Nero und Commodus, was ihn, als zur Erlangung seiner Bestimmung notwendig, empfohlen wurde; und die Proben, welche er von seinen Jurisconsulten in Künsten und Wissenschaften ablegte, waren um so glänzender, je mehr die Eitelkeit seiner Lehrer bei Täuschungen dieser Art ihre Rechnung fand. Nach Valentinian's Tode durch die Dankbarkeit des Jünglings zu dessen vorzüglichsten Werkplätzen erheben, führten sie ihr Werk mit einer Geschäftigkeit fort, welche die Täuschung unterhielt. Dies dauerte indeß nicht lange. Kaum zum Gefühl seiner Herrscher erwacht, wollte Gratian seinen Neigungen gemiß leben; und diese Neigungen bezogen sich nur auf Jagd und Soldatenspiel. Da man einen Cauterän nicht zwingen kann, etwas anderes zu seyn, als was er nach allen seinen Anlagen ist: so ließen ihn seine Minister den Jügel schießen; ungereimt um so berechnungloser, je mehr sie in ihren Wirkungskreisen dadurch an Freiheit gewannen. In Gallien wurden demnach im Geschmack der Könige von Persen Thiergärten errichtet, in welchen Gratian seine früheren Übungen im Reiten und Langenwerfen fortsetzte. Seine vorzüglichsten Befehlshaber in diesen königlichen Spielen war eine Bande Slaven, die er in seine Dienste genommen und zu seiner Leibwache bestimmt hatte. Er selbst achtete ihre Ueberlegenheit im Reiten und Jagen so sehr, daß er ihre Tracht nachahnte, und in den Pelzen, womit er sich bekleidete, den vaterländischen Sitzen folgt.

sprech. Inzwischen wurde das Reich in dem Geiste der Lüge verwalten, die sich außerhalb einstellte, wo der Depositär der Einheit seine Pflicht vernachlässigt. Es wurde also der Bundesatz aufgestellt: „es sey gegen die Pflicht getreuer Unterthanen, die Untheilhaftigkeit des Fürsten in Zweifel zu setzen und den Vorwurf der Verächtlichkeit zu finden, die er zu seinen Werkzeugen erniedrigt habe.“ Man muß sogar kein Bedenken, davon als von einem Sacrilgium zu reden *). Auf der andern Seite bemühten sich Geißliche des Gewissens dieses leichtgläubigen Fürsten, und brachten es nur allzu bald dahin, daß er ein Edict erließ, nach welchem die Verleumdung, die Vernachlässigung und selbst die Unkunde des göttlichen Gesetzes zu einem Hauptverbrechen gestempelt wurde **). Kein Wunder, daß die Unterthanen alle Achtung vor einem solchen Regenten verloren! Das Willkür spielte die Befehle der Bedienten um so bereitwilliger, je mehr es sich durch die Klagen jütischste fützte, die selbst von den Germanen als Söhne der Wüste betrachtet wurden.

*) Der Bundesatz wurde auf folgende Weise ausgedrückt: *Dispensare de principali jure non oportet; sacrilegii enim laqueus est dubitare, an in dignum sit, quomodo elegerit imperator.* C. Cod. Justin. Lib. IX. tit. XXIX. — Dies ist dem von den vorerwähnten Grundätzen, welche die römische Verfassung so wesentlich machten!

**) *Qui divinas legis sanctiones non modo omittunt, sed negligendo violant et offendunt, sacrilegium committunt.* C. Cod. Justin. Lib. IX. tit. XXIX. — Man muß gesehen, daß die römischen Imperatoren den höchsten Willen verächtlich vergewaltigt haben!

Unter diesen Umständen wurde ein gewisser Mark-
mus, von welchem man kaum noch mehr weiß, als
daß er ein geborner Spanier war, in Veltainen zum
Imperator ernählt; und was Andern begegnet war,
begegnete auch ihm. Da er nicht in den Schranken
der Mäßigung bleiben konnte, wenn er regieren, oder
auch nur leben wollte: so mußte er sich entschließen, den
Grazian, als seinen gefährlichsten Nebenbuhler, zu be-
kämpfen. Unterstützt von der jungen Mannschaft Bri-
tanniens, griff er Gallien mit einer zahlreichen Flotte
und Armee an; und kaum war er mit 30,000 Mann,
welchen 100,000 nachfolgten, um sich ziemlich in Gal-
lien niederzulassen, an den Küsten von America, dem
nachmaligen Bretagne *), gelandet, als Gratians Schick-
sal entschieden war. Während der mehrtheils Eitel der
Bewohner Galliens dem Schauspiel, welches Maximus
darbot, entweder ruhig oder beherzigt zusah, ging das
gallische Militär zu dem Usurpator über, theils um sich
wegen erlittener Zurücksetzung zu rächen, theils um den
Kampf zu vermeiden; und dem Imperator Gratian, der
jetzt auf seine Schwäche beschränkt war, blieb keine an-
dere Wahl, als die Flucht zu ergreifen **. Er hatte
die Absicht, von Paris, seinem gewöhnlichen Aufenhalt,
nach Mailand zu fliehen, und von Italien aus Wider-

*) Gerade von der Ablösung der Briten erhielt die
Provinz ihre spätere Benennung.

**) Die Kaiserin, welche wir im Jahre 1815 in Frankreich
nicht haben, waren also nicht so glücklich, als man sie dar-
stellen für gut fand.

stand zu leisten; doch wo er sich auf dem weiten Wege nach Italien auch gehen mochte, verschloß man die Thore vor ihm und seinen Knechten. Nur in Lyon fand er Eingang; und abgemattet von einer überhitzten Flucht, ließ er sich von dem Präfecten bereden, länger in dieser Stadt zu verweilen, als die Vorsicht es gestattete. Ehe die Hülfskruppen, welche er aus Italien erwartete, anlangen konnten, sah er sich von dem Andragathus, einem General des Maximus, überrascht. Eben war er von einem Abreissen aufgestanden, als er dem feindlichen General überliefert wurde, der ihn wahrheitslich niederhieb, und selbst seine Leiche den frommen Vätern des jungen Valentinian in Mailand versagte.

Durch Gratians Tod waren alle Verhältnisse verändert. Für den Theodosius mochte es eine schwere Aufgabe sein, den richtigen Entschluß zu fassen. Was die Dankbarkeit forderte, versagten die Umstände in einem Reiche, das so wenig besessigt war, wie das feindliche. Außerdem schreckte die Idee eines Bürgerkrieges, in welchem viele Tausende von Schuldlosen aufgeopfert werden mußten, wenn ein Einzelter gerächt werden sollte, von dem sich nicht leugnen ließ, daß er den Pflichten seines hohen Berufs ungetreu geworden war. Theodosius war mit diesen und ähnlichen Betrachtungen beschäftigt, als ein Abgesandter des Maximus in Constantinopel anlangte, um, wo möglich, einen Vertrag einzuleiten. An der Stelle des Eunuchen, den man in der Regel zu solchen Geschäften gebrauchte, hatte Maximus einen ehrenwürdigen Mann gesendet, der das Verfahren seines Herrn lieber entschuldigete, als rechtfertigte, und

und die Ermordung Gratians in das Licht einer Ueberrumpfung stellte, welche nur auf die Rettung kriegerröthener Ungestüms gesetzt werden könne. Zugleich gab der Gesandte die Versicherung, daß die Gesinnungen seines Beherrschers friedlich wären, und daß nur die höchste Noth ihn zwingen werde, nach mehr zu streben, als er bereit erhalten. Ob er mit diesen Versicherungen Eingang fand, ist keine Frage; Theodosius mochte sich sogar im Stillen glücklich schätzen, daß er der Nothwendigkeit eines Krieges überhoben war, dessen Ausgang für ihn selbst nur allzu gefährlich werden konnte. Es wurde daher ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem Theodosius das Bündniß des Usurpators unter der Bedingung annahm, daß er sich mit den Ländern jenseits der Alpen, d. h. mit Britannien, Gallien und Spanien begnüge, und den jungen Valentinian in dem ungetrübten Besiz der Surenderheit von Afrika, Italien und dem westlichen Syrien lassen sollte. Der Sinn des Traktats gemäß sollten die Willkür der drei Imperatoren gleichmäßig von dem Volke verehrt werden; und indem dies zu einem besondern Artikel des Vertrags gemacht wurde, schien man nicht zu empfinden, daß man die Idee der Reichthümer durch Mittel festhielt, welche nur auf die Beförderung derselben hinzielen konnten.

Dieser Friede war nicht von langer Dauer; und der Hauptgrund ist so eben angedeutet worden. Von je her scheint es in der Natur der Usurpation gelegen zu haben, Dem, der ihr Alles verdankt, keine Ruhe zu gestatten. Britannien, Spanien und Gallien bildeten ein Reich, das groß genug war, den Ehrgeiz eines Kaiser-



nen zu befriedigen. Dennoch strebte Maximus nach dem
Herg von Afrika, Italien und dem westlichen Asien;
und die Umstände waren so beschaffen, daß es
nur der Entschlossenheit bedurfte, um ohne große Mühe
das Ziel zu erreichen.

In Mailand regierte für Herrn minderjährigen Sohn,
den jungen Valentinian, Justina, die letzte Gemahlin
Valentinianus des älteren: eine Frau von eben so viel
Schönheit, als Verstand. Justina aber hatte das Unglück,
in Folge ihrer ersten Erziehung eine Arianerin zu seyn:
denn, noch in einer früheren Periode ein nicht geringes
Verdienst gemessen war, das hatte der entschiedene Sieg
der orthodoxen Kirche über das, was von ihr Ketzerei
genannt wurde, in ein Schicksal, wenn nicht in et-
was noch Schlimmeres, verandelt. Als Arianerin fand
die Mutter des jungen Imperators einen entschlossenen
Gegner in dem nachmals sogenannten heiligen Ambro-
sius, Bischof von Mailand, der, wie die vorzüglichsten
Geistlichen seiner Zeit, dem nicäischen Glaubensbeken-
niß auf eine Weise anhing, welche sich mit jeder Probe
vertrug. Justina's bescheidene Bitte war, daß der Bi-
schof von Mailand ihr und ihren Glaubensgenossen, sey
es in der Stadt, sey es in den Vorstädten, eine Kirche
abtreten möchte, wo sie ihre Andacht halten könnten;
aber die eigensinnige Antwort des Ambrosius war:
„wenn die Palläste der Erde den Cäsaren gehören möch-
ten, so gehörten die Kirchen Gott; und in den Wohnungen
seiner Diener sey er, als rechtmäßiger Nachfolger der
Apostel, der einzige Diener Gottes.“ In gleicher Zeit
erklärte er, daß er lieber als Märtyrer sterben, als in

Justina's Forderung willigen wollte. Aufgebracht über diese abschlägige Antwort, forderte Justina den Bischof vor ihren Staatsrath. Zwar erschien er mit der Bekleidung eines Untertans; aber, gleich dem Cardinal Hug in den Freuden-Karufen, erschien er mit einem so zahlreichen Gefolge, daß man ihn, wie jenen, erschauen mußte, sich bei dem Pöbel für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe zu verwenden. Ambrosius benutzte das Volk, was aber Hug graug, es auf seiner Seite zu haben. Inzwischen setzte sich der Hof in die Verfassung, das mit Gewalt durchzuführen, was er auf dem Wege der Güte nicht hatte erreichen können. Es gelang; doch nur für einen Augenblick, weil Ambrosius nicht aufhörte, das Verfahren des Hofes als die grausamste Verfolgung darzustellen, welche die Christenheit unter der Herrschaft des Heidenthums erfahren habe, wobei die Verurtheilungen einer Jesabel und einer Herodias für die Mütter des Imperators keinesweges gespart wurden. Nicht war unter diesen Umständen natürlicher, als daß das Verhältniß zwischen dem Hofe und dem Bischof von Tage zu Tage verschlimmert wurde, wenn gleich nicht zum Nachtheil des Letzteren, der, indem er sich dem Hofe entgegenzustellen wagte, in jedem Entwandler seines Muthes einen Vertheidiger und leidenschaftlichen Anhänger fand. Bald kam es zu noch entscheidenderen Auftritten, wobei Ambrosius das schwere Geschäft hatte, die Menge zugleich zu mäßigen und zu erheben. Da der Hof nicht anders zum Ziele gelangen konnte, so machte er ein Duldungs-Edict bekannt, auf dessen Verletzung er Todesstrafe setzte. In ein solches Reg mußte der

eifrige Bischof gefangen werden. Auch dauerte es nicht lange, so wurde ihm der Befehl zugesandt, Mailand zu verlassen und den Ort seiner Verbannung nach Belieben zu wählen. Ob nun gleich der Bischof bisher immer kühnen Gehorsam gepredigt hatte, so fand er doch nicht für gut, ihn in einem Halse zu äßen, wo es, wie er sich ausdrückte, nicht seine, sondern Gottes Sache galt. Die Menge unterstützte einen so heldenmüthigen Entschluß, indem sie die Eingänge der Kathedrale und des bischöflichen Palastes gegen die Truppen vertheidigte, welche einzubringen versuchten konnten. Mehrere Wochen verstrichen auf diese Weise; und damit das begeisterte Volk nicht ermüden möchte, führte Ambrosius eine regelmäßige Psalmodie ein, und veranstaltete in der Hauptsache selbst die Aufgrabung von den Gebeinen der Märtyrer Gervasius und Protasius, welche bald die erkauendmüthigsten Luren verrichteten. Die Sache des Hofes ging um so mehr verloren, weil von der Einen Seite Theodosius, von der andern Maximus sich in's Mittel schlugen, und mit gleich frommen Eifer die Mutter Valentinianus und ihre Minister zur Nachgiebigkeit stimmten.

Für die Pläne des Maximus konnte es kein glücklicheres Ereigniß geben, als diese Entweichung des Hofes mit dem Erzbischof; denn es ließ sich vorhersehen, daß durch dieselbe der Hof die öffentliche Meinung gegen sich haben würde, sobald von irgend einer Aufopferung für denselben die Rede wäre. Gekommen war also der Zeitpunkt, wo er die Eroberung des ganzen Westens in's Werk zu richten hoffen durfte; und ausgerüstet mit allen Mächten zur Führung eines nachtheiligen Krieges, im

Wollte Theodosius sich der Verordnungen annehmen lassen, bekannte er sich noch der List, um in den Besitz der Kaiserkrone zu kommen. Sobald ihn dies durch den Hinderstand des mailändischen Hofes gelangt war, erschien er so plötzlich in Ober-Italien, daß Justina und ihr Sohn kaum so viel Zeit bezielten, als zur Ergreifung der Flucht nöthig war. Aquileja ward ihr Zufluchtsort. Inzwischen zog Maximus triumphirend in Mailand ein. Ambrosius, welcher daselbst zurückgeblieben war, machte zwar nicht gemeinschaftliche Sache mit dem Usurpator: davon hielt ihn priesterlicher Stolz zurück; doch ward er dem Maximus nützlich, indem er die Pflicht der Ergebung, die er selbst so schlecht gelehrt hatte, seiner Gemeinde predigte. In kurzer Zeit war ganz Italien, die kleine Grenzstadt Amona ausgenommen, dem Maximus eben so gehorsam, wie es allen früheren Imperatoren gewesen war; und da Justina dies vorhergesehen, so hatte sie, gleich nach ihrer Ankunft in Aquileja, mit ihrem Sohne und ihren Töchtern in einem unbedeutenden Hafen Venedigs oder Trients ein Schiff bestiegen und sich nach Thessalonika begeben, um den Verstand des Theodosius anzusehen.

Kaum war Theodosius von ihrer Ankunft in Thessalonika unterrichtet, als er mit einem großen Theile seines Hofes dahin aufbrach. Seine Theilnahme an dem Schicksale einer unglücklichen Familie war nicht so unbedingte, daß er der schönen und geistreichen Justina nicht kleine einige Vorwürfe wegen ihrer Keckheit machen sollte, die, wie er sagte, in diesem Leben eben so gut bestraft werde, wie in dem zukünftigen. Manahent des

niedrigen Glaubensbekenntniß war, nach seinem Ver-
halten, das sicherste Mittel zur Wiederherstellung ihres
Ehrens; und darin machte er bei der überhand neh-
menden Unverschämtheit rechtgläubiger Bischöfe leicht
Recht haben. Die Frage über Krieg und Frieden mußte
der Staatsrath beantworten; und da diesem einlieferte,
daß derselbe Krieg, welcher im Hinblick des Maximus
unvermeidlich war, vortreflich braugt werden könnte,
um sich eines großen Theils der in das östliche Röm-
reich eingewanderten Gothen zu erledigen, so war die
Sache leicht entschieden. Der Theodosius jagte nach.
Es waren zwei Betrachtungen, die ihn zurückhielten:
Gegenstand der einen waren seine jungen Söhne; Ge-
genstand der anderen sein erschöpftes Volk. Doch beide
wurden durch die unermüdlichen Kräfte der Prinzessin
Galla, Schwester des jungen Valentinian, überwogen.
Da er gerade Witwer war, so durfte er sich um so
rückhaltloser um ihre Hand bewerben; und es ist zu
glauben, daß Justina doppelt billigte, was ihr doppelt
nützlich war. Die Hochzeitsfeier ward dies Mal das Zei-
chen eines Bürgerkrieges. In Frieden mit dem Könige
von Persien, ward es dem Theodosius leicht, so viel
Barbaren zu seiner Verfügung zu erhalten, als er be-
zahlen konnte. Die Aufmerksamkeit des Maximus zu
locken, wurde in den Häfen von Griechenland und
Epirus eine Flotte ausgerüstet, welche die schwebende Be-
sammung hatte, den Valentinian und dessen Mutter in
Italien zu landen, damit sie von der alten Hauptstadt
des Reiches Besitz nehmen möchten. Eine andere Ein-
sicht bestand darin, daß Maximus besichtigen müsse,

Arbogast, einer von den Generälen des Theodosius, konnte längs den Ufern der Donau durch die römischen Provinzen in Gallien selbst einbrechen. Inzwischen marschirte Theodosius an der Spitze eines zahlreichen, von barbarischer Reiterei unterstützten, Heeres auf seinen Gegner los, der, nach einer kurzen Belagerung Aemona's, sich in die Gegend von Sedis, einer durch den breiten Rheinstrom besetzten Stadt, zurückgezogen hatte.

Der ganze Krieg ward in dem Zeitraum von zwei Monaten beendet. In dem Maximus lag eben so wenig die Entschlossenheit des Magnentius, als in dem Theodosius die Jaghaftigkeit des Constantius. Uebrigens hatte die Kunst wenig Theil an der Föhrung des Krieges. Nachdem die Reiterei des Theodosius, welche aus Hunnen, Alanen und Gothen bestand, die Tapferkeit der Gallier und Germanen durch rasche Vorworgungen erwidert hatte, schritten sie vor den Augen des Feindes durch die Sahr, und griff sogleich die Truppen an, welche das jenseitige Ufer verttheidigten. Als diese aus einander gesprengt waren, blickten die Bemühungen des Maximianus, einen Bruch des Ufermanns, sie wieder zum Stehen zu bringen, ohne Erfolg. Die Nacht trennte zwar den Kampf; doch am folgenden Morgen wurde er aufs Neue begonnen. Kaum hatte er aber einige Stunden gedauert, so legten die tapfersten Soldaten ihre Waffen zu den Füßen des Siegers nieder. Von jetzt an war die Aufgabe, den Krieg durch den Tod oder die Gefangenschaft des Usurpators zu beendigen. Theodosius, der nichts Sparingendes beabsichtigte, ging mit unglaublicher Eil über die Julischen Alpen,

und stieg in die Ebenen Italiens herab, als Maximus sich so eben in Aquileja eingeschlossen hatte. Vergeblich war sein Widerstand. Von dem Soldaten und dem Velle des Diadems und des Purpurs beraubt, wurde er in das nahe Lager des Theodosius geschleppt, der, nach stüchzigem Wirthelbe, ihn dem frommen Eifer der Soldaten überließ. Beinahe in demselben Augenblick war Maximus erschlagen. Die Nachricht von seinem Tode wurde allenthalben mit Entzücken vernommen. Sein Sohn Viktor, der bereits den Titel eines Augustus führte, starb auf den Befehl, vielleicht sogar von der Hand, des Theodosius; und nachdem Theodosius auf diese Weise den Bürgerkrieg leichter beendigt hatte, als er selbst geglaubt haben mochte, brachte er die Wintermonate in Mailand zu, um den zerstückten Provinzen auch im Westen aufzubrechen, und ging im nächsten Frühling, dem Beispiele des Constantins und des Constantius gemäß, nach Rom, um seinen Triumphzug in die alte Hauptstadt des Reiches zu halten.

Als Gehilfen der ganzen Römerwelt in Kraft des über den Maximus davon getragenen Sieges, hatte Theodosius es in seiner Gewalt, wie viel er davon an den Valentinianen zurückgeben wollte; und es würde nicht an guten Gründen gefehlt haben, den schwachen Jüngling, durch welchen Alles nur verderben werden konnte, gänzlich von der Regierung aufzulösen. Doch Theodosius dachte hierüber länger, als so viele seiner Vorgänger. In der besten Ueberzeugung, daß das Römische Reich in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit weniger als jemals von einem Einzelnen regiert werden konnte, gab

er dem Valentinian nicht nur übertrüff, was er früher befaß, sondern fügte auch noch Gallien, Spanien und Britannien hinzu, so daß Valentinian den ganzen Westen vereinigte. Diese großmüthige Gerechtigkeit wurde in Rom gemacht; und unmittelbar darauf ging Theodosius nach Constantinopel zurück, um der Invidie und Schwelgerei, die er über alles liebte, ungezügelter nachzugehen zu können.

Tugenden und Fehler hängen im Menschen so innig zusammen, daß beide in der Regel gar nicht von einander zu trennen sind, und daß in den meisten Fällen die bloße Ansicht der Dinge darüber entscheidet, in welcher Gestalt die Handlungen zum Vorschein treten sollen. Das Wesen des Theodosius war zusammengesetzt aus Schlaffheit und Spannkraft, aus Milde und Grausamkeit, aus Herzensgüte und Barbarei; und, damit der Spanier in ihm vollendet würde, fehlte auch der Aberglaube nicht, der in allen Dingen zum Vorschein kommt, welche in der Form das Wesen, in dem Symbol die richtige Anschauung zu besitzen glauben. Seine Geschichte ist voll von Tugten, welche es ungerecht machen, welcher Grad von Verhängnis ihm zukommt; auf jeden Fall aber weigert sich ein gesander Urtheil, ihm den Beinamen des Großen zuzuschreiben.

Erköpft durch vermehrte Steuern, ließen sich die Bewohner Antiochiens von ihrem Ansehen zu einem Auszuge hinarbeiten, in welchem die Bildnisse des Imperators und seiner ersten Gemahlin Placidia, seines Vaters und seiner Eltern getötet wurden. Arger konnte freilich die Thatung gegen den Staat, Ob nicht

verlegt werden in einem Reiche, welches genöthigt war, seinen Regenten in dem Lichte eines übermenschlichen Wesens zu betrachten. Dennoch genügte Nichts zur Entschuldigung der Antiochier: Einerseits nämlich die Größe der Opfer, die man von ihnen verlangt hatte; andererseits das hohe Maas der ihnen bewilligten Freiheit im Leben sowohl, als in Handlungen. Der Aufbruch selbst ward durch herabgelegenes Mitleid gestillt; doch von diesem Augenblick an, war die Rede von Vergeltung. Voll von bangir Besorgniß erwarteten die Antiochier die Rache des Imperators. Die Entfernung ihrer Stadt von der Hauptstadt des Reiches ermöglichte dieselbe; außerdem mußten Massregeln genommen werden, den Erfolg zu sichern. Nachdem also das Mitleid verwehet war, erklärte sich Throdosius. Die von ihm geforderte Vergeltung bestand darin, daß die stete Hauptstadt Syriens ihrer Privilegien und Exemtionen beraubt, unter der demüthigenden Benennung eines Dorfes zu der Jurisdiction von Laodicea geschlagen, daß die Theater, der Circus und die Theater geschlossen, daß mit den übrigen Quellen des Ueberflusses und des Vergnügens auch die Kornausbeutungen abgeschafft, daß endlich nicht nur die Freuler, sondern auch Die bestraft werden sollten, welche den Frevel nicht verhindert hätten. Schwerlich gab es eine härtere Abhandlung, wenn Antiochien nicht von Grund aus zerstört werden sollte. Zwei Diener des Imperators, der General Hellesius und der Magister Officiorum Euforius, erhielten den Auftrag, den grausamen Befehl zu vollziehen; und Beide schlugen ihr Tribunal auf

dem Forum von Antiochien auf, umgeben, wie sich von selbst versteht, von Bewaffneten, die jeden ihre Wunde ins Werk zu richten hatten. Jetzt zeigte sich die Schmach, die sehr vollstündig eoddie, nach ihrem ganzen Ansange. Dieselben Antiochier, welche so fest in ihren Ketten waren, sahen, mit der Gleichgültigkeit von Hämmern, ihre vernachlässigten Bürger, mit Ketten belastet, vor das Tribunal treten, der Föchter unterliegen, und Unmürdige hören aller Art erbulden. Nur hielten, sehen konnten sie, die, vereinigt, jeder Gewalt widerstanden haben würden in einer Zeit, wo kein Herr gegen sie in Bewegung gesetzt werden konnte, und wo die Herrschaft größer eoddie die größte Wohlthat für den Imperator war. Heliobius und Elarius erlagen endlich der Unmenslichkeit ihres Auftrages, welcher nicht durchgeführt werden konnte ohne Verletzung aller göttlichen und menschlichen Gesetze. Sie schoben die fernere Untersuchung auf; und während Heliobius in Antiochien zurückblieb, ging Elarius nach Constantinopel, um die Abgesandten der Antiochier in ihren Bitten um Schonung zu unterstützen. Inzwischen hatte sich die Empfindlichkeit des Theodosius gelegt. Gnädig vernahm er die Vorstellungen seines Ministers, und, die Drohungen des heidnischen Monarchen vergessend, redete er nur noch die Sprache des kühnenden Vaters. Es erfolgte eine allgemeine Begnadigung: die Kerker wurden geöffnet, verurtheilte Senatoren erhielten Vermögen und Würde zurück, und die Hauptstadt Syriens ward wieder eingesetzt in den Brauß ihrer alten Vorrecher; Theodosius lobte sogar die Bewohner Constantinopels, welche sich für die

Anfiedler verbrüdet hatten, und entließ den Bischof von Antiochien unter Versicherungen seiner Achtung und Dankbarkeit.

Sehr wohl hatte Theodosius bei diesem Ausritte empfunden, daß, wenn die Ausübung der Gerechtigkeit für einen Souverän die erste aller Pflichten ist, die Milde sein höchster Genuß seyn müsse. Dennoch betrug er sich, wenige Jahre nachher, gegen die Einwohner von Thessalonika auf eine Weise, die zur Tyrannei eben ist. Der Krieg mit dem Maximus war beendet, und Theodosius verweilte in Italien, als sein General Boterich von den Thessalonikern erschlagen wurde, weil er ihnen einen Schauspieler verewshalten hatte, der ihre Freude war. Nicht ungerecht, wohl aber unklug war das Betragen Boterichs gewesen. In seiner Empfehlung war das Ansehen des Imperators verlegt, und ungeschadet konnte diese Verlegung nicht bleiben. Doch Thessalonika war die Hauptstadt der sämtlichen byrischen Provinzen, und in ihr hatte Theodosius seine ersten Regierungsjahre verbracht. Bekannt mit ihren Sitten, vertraut mit ihren Schwächen, welche die aller größten Städte waren, hätte er Rücksicht mit ihr fassen sollen; und so fern Abwendung nothwendig war, konnte diese auf dem Wege gerichtlicher Untersuchung gefunden werden. Allein der heftige Charakter des Theodosius botrug sich nicht mit Zögerungen, und sein unüberwindlicher Beschluß war, daß das Blut seines Statthalters durch das Blut eines schuldigen Volkes ersetzt werden sollte. Barbaren wurde die Ausföhrung dieses Entschlusses übertragen, der nicht ins Werk gerichtet werden konnte,

ohne der ganzen Sache den Anschein einer Verschönerung zu geben. Im Namen des Imperators selbst zu den Spielen des Circus eingeladen, versammelten sich die Bevölkerung von Ithysalouita zahlreicher, als je; und als nun die Versammlung geschehen war, erhielten die den Circus umgebenden Barbaren das Zeichen der Ermordung. Ob schuldig, ob nicht, darauf wurde keine Rücksicht genommen; nicht einmal das weibliche Geschlecht wurde verschont. Die Zahl der im Circus Erschlagenen belief sich auf nicht weniger als 6000; und mehr als die doppelte Zahl fiel in den Niedermetzungen der folgenden Tage. So verfuhr ein Monarch, der noch immer den Namen des Gutes führt; und es darf nicht Wundern bleiben, daß eben dieser Monarch, von dem heil. Ambrosius gemahnt, in der Kirche zu Mailand unter Kreuzen und Thürnen Pöbel that und um Vergeltung seiner Sünden fluchte.

Schildern Thatsachen dieser Art den künftigen Zustand des römischen Reiches bei weitem besser, als alle Commentarien zusammen: so sollte man doch endlich zurückkommen von der gleichsten Bewandlung, die man noch immer dem Staatswesen der Römer geweiht hat; und sich daran erinnern, daß in einem Reiche, dessen Gesetzgebung sich mit solchen Erscheinungen verträgt, kaum ein Schimmer von wahrer Aufklärung vorhanden gewesen seyn könnte.

Doch ohne dies hier noch weiter zu verfolgen, kehren wir zu der Geschichte des Theodosius zurück.

Der durch die Niederlage des Maximus erkämpfte Friede war nicht von langer Dauer. Justina starb bald

nach ihrer Rückkehr in Italien. Ihr Sohn gewann das Vertrauen seiner Väter, sobald er sich der Geißlichkeit untergeordnet, d. h. sobald er dem Arianismus eusagte hatte. Man rühmte seine Keuschheit, seine Enthaltsamkeit, seinen Fleiß, sogar seinen Muth vor dem Tode. Dennoch lebte seine Regierung nur wenige Jahre. Angeführt von der List des Franken Arbogastes, welchen ihm Theodosius, als einen geschickten General, zurückgelassen hatte, sah er sich bald so gelähmt, daß die Sehnsucht nach Freiheit das vorherrschende Gefühl in ihm wurde. Er sprach die Vermittlung erst des H. Ambrosius, dann des kaiserlichen Imperators, an; doch als beide ohne Erfolg blieben, faßte er den Muth, sich selbst in Freiheit zu setzen. Er ließ den Arbogast zu sich einladen, und, auf seinem Throne sitzend, ertheilte er dem Anwesenden seine Entlassung. Die Voraussetzung war, daß Arbogast sich gedankt hätte. Nichts weniger! Mit verhöhnender Lächer erwiderte dieser Franke: „sein Ansehen hänge nicht von dem Lächeln oder dem Zornen eines Monarchen ab.“ Bei diesen Worten ließ er seine schriftliche Entlassung auf die Erde fallen. Aufgebracht durch dieses Betragen, wollte Valentinian ihn erstechen; doch man set ihm in den Arm. Dieser Austritt erfolgte zu Vienne in Gallien, wo Valentinian sein Heerlager hatte. Wenige Tage darauf wurde der Imperator des Westens in seinem Schlafzimmer erdrosselt gefunden; und um nicht zu sagen, daß seine Ermordung von Arbogast herührte, gab man vor, Valentinian habe sich selbst erdrosselt. Sein Leichnam wurde nach Mailand gesendet, wo

Amrophiad ihm die Leichentude hielt, und seinem Schwes-
tera die tröstliche Versicherung gab, daß er, obgleich
ungetauft, in die Wohnungen der ewigen Glückseligkeit
eingegangen sey.

In Galien erhielt Arbogast die Kunde. Sich
selbst mit dem Diadem zu schmücken, hielt er für allzu
gefährlich, da er allgemein als Ausländer bekannt war;
um aber nicht der Herrschaft entsagen zu dürfen, schmückte
er den Rittererben Eugenius mit dem Diadem: einen
Mann, den er seit Kurzem von dem Range eines He-
bräuscheribers zu einem Magister Officiorum erheben
habe. An den Theodosius wurden Abgesandte gesen-
det, welche, ohne des Arbogastes zu erwähnen, Valen-
tians plötzlichen Tod beklagen und den Imperator
bitten mußten, den Eugenius, als rechtmäßigen Sove-
rän des Ostens, zu seinem Collega anzurechnen. In-
dem Theodosius durch den Mord eines Barbaren sein
ganzes Werk zerstört sah, konnte er bei einer solchen
Herausforderung nicht ruhig bleiben; und die Thronen sei-
ner Gemahlin gaben seinem Unwillen Nachdruck. Doch
sein abergläubisches Gemüth, seine Trägheit und die
Ahnung eines gefährlichen Ausganges hielten eine Kriegs-
erklärung zurück. Die, welche ihn am besten kannten und
den Krieg wollten, machten ihn indeß aufmerksam auf
die Orakel eines Einsiedlers, der in der Wüste von
Thebais lebte und an bestimmten Tagen der Woche Pro-
phetisierungen spendete. An diesen Einsiedler, der Jo-
hannes hieß, wurde der Lieblings-Eunuch Eutropius
gesendet; und erst nachdem Johannes seine Einwilli-
gung gegeben und einen glücklichen Ausgang versprochen

hätte, wurden durch die beiden Fühern Eutliche und Limasius energische Anstalten zum Kriege getroffen.

Von denselben unterstützt und durch das Schicksal des Maximus bekehrt, faßte Arbogast den Entschluß, seinem Gegner in Italien zu erwarten, wo er mit einem aus Galliern und Germanen zusammengesetzten Heere die Ebene einnahm, welche die julischen Alpen von Aquileja und dem Friulius sondert. Ungehindert überstieg Theodosius die julischen Alpen; und seine Ungeduld vertrug sich mit seiner Zögerung. Der Kampf des ersten Tages — es war der 6te Sept. des Jahres 394 — war zu seinem Nachtheil; geschlagen von den Galliern und Germanen, mußte er sich zurückziehen, und seine Lage war um so bedenklicher, weil es dem Heere an Lebensmitteln fehlte. Er schien zu verlieren. Doch es rettete ihn der verrätherische Geist, welcher in den Heeren dieser Zeit herrschte. Die Freunde willigte er in die Vorschläge, welche die Generale des Eugenius ihm machen ließen; und als am folgenden Morgen der Kampf erneuert wurde, trug ein Alpensturm, welcher dem feindlichen Heere viel Staub brachte, nicht wenig zu dem Siege bei. Eugenius, gefangen genommen und vor den Imperator des Ostens geführt, büßte mit seinem Kopf für seine Nachsichtigkeit gegen den Arbogast, wie unversehens auch getroffen sein mochte. Arbogast, nachdem er einige Tage in den Gebirgen umhergeirrt war, fürzte sich, um minder schimpflich zu endigen, in sein eigenes Schwert. Theodosius war zum zweiten Male Herr des ganzen Römer-Reichs; und als solcher ernannte er den Bischof Ambrosius mit aller Herrlichkeit

seit eines Mannes, der es zu schätzen wußte, daß der Bischof zu Mailand an der letzten Unterthung keinen Antheil genommen und den Ausgang derselben zum Vortheil des Theodosius seinen Vertrauten vorhergesagt hatte.

Der Imperator stand, als er diesen letzten Sieg davon getragen hatte, in einem Alter von fünfzig Jahren; und die Barmherzigkeit, womit die ganze Römerwelt seine Herrschaft anerkannte, ließ auf einen langen Frieden im Innern schließen. Doch diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen. Theodosius hatte zu lange der Trägheit und Schwelgerei nachgegeben, als daß die plötzliche Verlegung aus dem bequemen Palast in das beschwerdemolle Lager ohne Folgen für seine Gesundheit hätte bleiben können. Es zeigten sich an ihm Spuren der Wassersucht; und diese Krankheit ward bald so gefährlich, daß er nicht genug eilen konnte, den jüngsten seiner Söhne nach Mailand kommen zu lassen, um ihn als Beherrscher des westlichen Reiches einzusetzen. Arcadius und Honorius — so hießen seine Söhne — hatten bereits den Titel von Augusten erhalten; und da ihr Vater das Reich für sie getheilt hatte, so war Jener bestimmt, den Thron von Constantinopel auszufüllen, während Dieser den von Rom besetzen sollte. Die Ankunft des Honorius zu Mailand wurde durch Spiele im Circus gefeiert, welchen Theodosius beiwohnen wollte. Diese Anstrengung erschöpfte seine Kraft. Er starb in der nächsten Nacht, nachdem er den Eilichen zum ersten Minister des Honorius, den Rufinus zum ersten Minister des Arcadius ernannt hatte.

Rauf wurde er nach seinem Tode von zwei Classen gepriesen, deren Eine ihn, und deren andere er besiegt hatte; nämlich von den Geistlichen und den Barbaren. Die Einsichtsvolleren warfen trübe Blicke in die Zukunft; und sie waren nur allzu sehr dazu berechtigt. Auf der Einen Seite leuchtete ihnen ein, daß die Ausbildung des Römer-Reichs unter dem Theodosius bedeutende Fortschritte gemacht hatte; auf der anderen fürchteten sie die Folgen einer schwachen und getheilten Verwaltung unter zwei Häupten, welche nur eine höfische Erziehung erhalten hatten. Die beiden, welchen das Römer-Reich entgegenging, stellten sich nur allzu bald ein. Damals, wie immer, fand man die Ursache der Schwäche in dem allzu weit getriebenen Luxus; doch, da es für diesen kein Kraß giebt, an welchem man seine Verderblichkeit erkennen könnte, und da außerdem in dem neuen Römer-Reiche die Armuth sehr überhand genommen hatte, theils durch die von Barbaren angerichteten Verheerungen, theils durch eine, alle Kraft erschöpfende Finanz-Verwaltung: so darf man sich wohl nach anderen Ursachen des Verfalls umsehen. Und hier stellt sich sogleich der gänzliche Mangel an Vaterlandsliebe als die Hauptursache dar: man war gleichgültig geworden gegen ein Vaterland, in welchem man keine andere Bestimmung erhalten konnte, als dem Einzigen zu dienen, der sich Imperator nannte; und indem man sich immer nur aufopfern konnte, ohne für sich selbst und die Seinigen den mindesten Vortheil davon zu haben, fand man es abgeschmackt, sich zu vertheidigen. In früheren Zeiten war es der Mühe werth, Geschwerelichkeiten zu ertragen; und

daran schenkte man weder die schwere Rüstung, noch das kurze Schwert, noch das furchtbare Pilum, das die Römer erobert hatte. Alles hatte sich schnell verändert; und da der Bogen sich nicht mit dem Schilde vereinigen ließ, an und für sich aber wenig Sicherheit gewährte, am wenigsten gegen die feindliche Keiterei: so flüchtete man sich, in's Feld zu ziehen, weil man leichter separirte konnte, entweder Freiheit oder Leben zu verlieren. So mußte freilich das Vaterland gegen seine Feinde durch Ausländer vertheidigt werden, die in jedem Betrachte seine ersten Feinde waren.

Zu dieser Ursache gesellte sich aber noch eine andere. Die doppelte Befehlsgebung, welche durch das Christenthum in dem Römer-Reiche eingeführt wurde, war der Zerthümter desselben nichts weniger als vortheilhaft. Eine Religion, welche das göttliche Gesetz nicht so auffassen lehrt, daß das menschliche sich ihm mit Ehrfurcht und Sicherheit unterordnen kann, ist um so gefährlicher, weil der Staat, als solcher, nur durch das menschliche Gesetz besteht. Nicht, als ob das Christenthum nicht wesentliche Vorzüge vor dem Polytheismus gehabt hätte: wir haben uns im Laufe dieser Untersuchungen hinlänglich hierüber erklärt. Doch je mehr es von seiner ursprünglichen Einfachheit und Keuschheit abgewichen war; je mehr es sich in diesem Dogmen- und Zeremonien-Tram verlorren hatte; je mehr man alle Tugend von einem blinden Glauben abhängig gemacht, und die Menschen zwischen zwei Welten gestellt hatte, von welchen die Eine verachtet und gehaßt, die andere gesucht und geliebt werden sollte: desto schneller mußte man dahin

gelangen, eine unheilbare Verwirrung, in den Köpfen sowohl, als in den Herzen, anrichten, und alles, was Moral heißt, aufzuopfern, um eine Dogmatik zu retten, die, nichts vertheidigend, durch nichts vertheidigt wurde. Doch dieser Gegenstand ist alles anziehend, als das wir Bedenken tragen könnten, ihn eine besondere Entwicklung zu geben.

XXII.

Letzter Kampf des Polytheismus mit dem Christenthume.

Im Kampfe mit dem Polytheismus war das Christenthum stark geworden: es hatte nach und nach gelernt, wie es sich verhalten müsse; aus der Idee hatte sich ein Lebensbegriff, aus dem Lebensbegriff eine Grundlage für Herrschaft, und aus dieser ein förmliches Regierungssystem entwickelt, das am Schluß des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung freilich noch nicht vollständig ausgebildet, aber doch seiner Bedeutung sehr nahe war.

Haben die Dinge im Kampfe mit sich selbst eine gewisse Höhe erreicht, so muß Entscheidung erfolgen; und diese kann immer nur darin bestehen, daß das Schwächere dem Stärkeren weicht, und daß dieses so lange vorherrscht, bis es von einer ihm überlegenen Kraft besiegt wird.

Von der Substanzwelt römischer Imperatoren unterstützt, konnte das Christenthum seinen endlichen Sieg über den Polytheismus um so gewisser setzen. Wessenes trug indeß dazu bei, daß dieser Sieg verzögert wurde: vor allen Dingen der giftige Eifer der Aechtglaubigen mit den Arianern, der sich zu eben der Zeit entspann, wo sich die christliche Kirche für immer besessigen sollte; dann der Abfall Julian's zum Polytheismus; endlich die Schwächlichkeit Valentian's gegen Alles, was ihm in dem Rechte des Uberglaubens erschien. Gratian, von einem Polytheisten *) gezogen, würde in der That seines Vaters fortgegangen seyn, hätte nicht die Erscheunng der Gothen jenseits der Donau alles verändert. Der Tod des Valens, und die mißliche Lage, in welche der Osten gerieth, sobald die römische Armee von den Gothen besetzt war, bestimmte das Schicksal der europäischen Welt; und es wird immer merkwürdig bleiben, daß die ganze Ausbildung, welche die christliche Kirche in der Folge erhalten hat, von dem Schutze des Spaniers Theodosius herrührt, der nur durch seinen Uberglauben zu der ehrenvollen Bezeichnung „des Großen“ gelangen konnte.

Welche Rolle Ambrosius am Hofe zu Mailand spielte, ist im vorigen Abschnitte auseinander gesetzt worden. So wie die Thatfachen der Geschichte einmal vor uns liegen, müssen wir annehmen, daß der Bischof von Mailand den Imperator Theodosius nie in seine Gewalt bekommen haben würde, wenn dieser in der Be-

*) Sein Name war Vukimil.

Prüfung der Claustrum von Thessalonika sich innerhalb der Grenzen der Menschlichkeit gehalten hätte. Sobald ein Imperator dahin gebracht war, gleich dem gewöhnlichen Verbrecher Kirchenbuße zu thun, war es aus mit der bisherigen Suprematie: diese war auf den Priesterstand übergegangen, und zwischen geistlicher und weltlicher Macht (Theokratie und Aukratie) ein Unterscheid festgestellt, bei welchem alles zum Nachtheil Desjenigen war, der den Titel des Imperators führte.

Es gab im römischen Reiche gewisse Gegenstände, welche die Christen, vorzüglich die christliche Geistlichkeit, fortdauernd ärgerten. Dergleichen war die Bildsäule der Victoria, welche in dem Versammlungssaale des römischen Senats aufgestellt war. Constantius hatte dieselbe auf die Seite schenken lassen, in der Voraussetzung, daß der römische Senat, welcher vor diesem Bilde den Befehlen des Imperators und des Reiches Gehorsam zu geloben pflegte, sich in größerer Allgemeinheit, als bisher, zum Christenthum bekehren würde. Der Erfolg hatte jedoch seinen Erwartungen nicht entsprechen; und da Julian die Bildsäule zurückgegeben, und Valentinian dieselbe geduldet hatte: so fanden die Sachen für das Christenthum noch immer so, daß man sie auf's Wenigste ungetrüb nennen konnte. Bei dem Aufstehn, welches Rom, auch im tiefsten Verfall, in der Römerwelt genoß, war aber nicht eher an einen förmlichen Sieg über den Polytheismus zu denken, als bis der Senat dahin gebracht war, daß er jenen Herrn entsagte, welcher, durch ein hebräisches Wort geheiligt, sich gewissermaßen von selbst verteidigte. Eben des-

wegen mußte die christliche Geistlichkeit auf der Forderung bestehen, daß die Bildsäule der Victoria aus dem Versammlungssaal des Senats entfernt würde. So schwer nun auch diese Forderung zu erfüllen war, so ging Gratian dennoch darauf ein; und indem er dem großen Haufen seine Tempel und Bildsäulen ließ, beachtet er es wirklich dahin, daß die Bildsäule der Victoria aus dem Senate verbannt wurde.

Doch die Mehrheit des Senats sah hierin einen Verstoß, den sie zu verbessern hoffen konnte. Es wurden Abgeordnete nach Mailand gesendet, welche die Beschwerden der römischen Priesterschaft und des Senats vortragen und auf die Zurückgabe der Victoria dringen sollten. Vergleicht man Zeiten mit Zeiten, so erscheint diese Befandtschaft als die seltsamste, zu welcher sich ein römischer Senat bequemen konnte: — als der Ausbruch der höchsten Schandthat, zu welcher man, im Widerspruch mit sich selbst, herabsinken kann. Die große Angelegenheit war in die Hände des Symmachus gelegt: eines reichen Senators, welcher mit der Würde eines Pontifex und August das Amt eines Stadthalters und eines Proconsuls von Afrika vereinigte. Symmachus war ein eben so kluger, als berechteter Mann. Da er es mit dem Sohne der Justina zu thun hatte — dem Gratian war unterdeß im Exil ermordet worden —: so vermied er alles, was dem Glauben des Imperators hätte in Schatten stellen können. Seinen Versicherungen nach, waren Viten seine einzigen Waffen. Die Einbildungskraft des jungen Imperators suchte er dadurch für sich zu gewinnen, daß er bei den

Attributen der Siegesgötzin vertheilt; und um sein Herz zu rühren, stellte er vor, wie ungeschwätzig die Eingebung der dem Schicksale geweihten Götter sey, und wie alle Opfer ihre Kraft verlieren würden, wenn sie nicht länger auf Kosten der Republik, und im Namen derselben, dargebracht würden. Den Übergang zu rechtfertigen, nahm er seine Zuflucht zur Gleichheit. „Das große, unersättliche Verlangen des Unbessenen, sagte er, erschöpft die Fähigkeit des Menschen; und da, wo die Vernunft nicht beherrschen kann, muß man der Gewohnheit gehorchen, die Herrin der Sterblichen zu seyn. Jede Nation scheint durch ihre Abhängigkeit an den Gebräuchen und Meinungen, welche die Väter gelehrt haben, nur dem Gebote der Klugheit zu folgen. In Wahrheit, was kann und wieher zur Kenntniß der Götter führen, als die Erfahrung unserer frühern Wohlsegen und Glück? Man muß dem Aussprache von Jahrhunderten trauen; man muß Vätern folgen, die mit verschiedenem Glück in die Fußstapfen ihrer Väter getreten sind.“ Dann führte der Redner, um Rom's Sache zu vertheidigen, die erhabene Roma redend ein, und legte der ehrwürdigen Matrone folgende Worte in den Mund: „Treffliche Bürger, Väter des Vaterlandes! barmherzigt und ehet ein Mier, welches in unaunterbrochener Frömmigkeit verfloßen ist. Da ich selbst nicht bereue, so erlaubt mir, meinen alten Gebräuchen treu bleiben zu dürfen; und da ich frei geboren bin, so gestattet mir meine blutlichen Einrichtungen. Diese Religion hat die Welt meinem Gesetze unterworfen; diese Gebräuche haben den Haasid von

der Stadt, die Gallier vom Capitol vertrieben. Warum meine grauen Haare einer solchen Verhöhnung ausgesetzt? Ich bin unbekannt mit der neuen Lehre, die ich annehmen soll; aber das glaub' ich zu wissen, daß die Zurückweisung des Alters ein eben so undankbares als ruhmloses Geschäft ist *).

Andrestus war bei dieser Rede zugegen. Hätte er sie auf der Stelle beantworten sollen, so würde, wie groß auch sein Hasswiderstand war, seine Verlegenheit nicht geringer gewesen seyn, als die der übrigen Anwesenden. Die Unfruchtbarkeit des Jahres 364 betrug noch mehr zur Verächtlichkeit; denn die große Menge der Polytheisten, gewohnt, alle Uebelle den Christen

*) Eodem spectamus astra, commune caelum est, idem nos mundus incolit. Quid interest, quae quinque praedecula verum inquirent? Una innoxa non potest pervenire ad tam grande secretum. Sicut cuique mos, sicut cuique ritus est. Varias cascades salubres cunctis mens diversa distribuit. Ut animas accendit, ita populo fatalis genus dividuntur. Accedit utilitas, quae maxime hominibus Deos amari. Nam cum ratio omnia in spatio sit, unde rectius quam de memoria et de documentis rerum secundarum cognitio vult sumitur? Jam si longa aetas auctoritatem religionis faciat, servanda est ut munda fides, et sequendi nobis sunt parentes, qui sensui sunt felicitas mea. Romani tunc potentes armare atque his volucribus agere sermonibus. Optimi principes, patres patriae, reverendi auctores meos, in quos me pios ritus adduxit, ut meos conveniens arula. Nosse enim possumus. Virum mare meo, quia libera sum. Hic cultus la meos leges urbem redigit; haec mea Horribilem a monibus, a Capitolio Senatus reprobant. Ad hoc ergo arctus sum, ut longum repochenda? Sicut et compungit me amandis secretum.

Symmachus Epist. Lib. X. epist. 54.

gar Lust zu legen, blieb sich hierin auch im genannten Jahre gleich, und von ihrem Abreglauben war nicht wenig zu fürchten. In den folgenden fruchtbareren Jahren trug Ambrosius kein Bedenken, dem Symmachus förmlich zu widerlegen. Dies geschah in zwei Schreiben an den Imperator Valentinian, welche durch nichts so ausgezeichnet sind, als durch den philosophischen Geist, womit der Bischof von Mailand die Idee einer stetigehenden Entwicklung des menschlichen Geschlechtes vertheidigt, und eine zu weit getriebene Verehrung des Ueberbäumlichen, als den Fortschreiten des Geistes in Künsten und Wissenschaften nachtheilig, verwirft — nicht ohne, daß eine Zeit kommen könne, wo dieselben Argumente gegen das christliche Kirchenbium gerichtet werden würden. „Wie, fährt er fort, Rom's heilige Gebräuche hätten den Hannibal von den Mauern, die kanonischen Gallier vom Capitol vertrieben? Man rühmt die Macht dieser Gebräuche, und verräth ihrer Schwäche. Also, lange spottete Hannibal der heiligen Gebräuche, und kam, trotz allem Widerstande der Edlten, sitzend bis unter die Mauern der Stadt? Wie kam es denn, daß Leute sich belagern ließen, für welche die Waffen ihrer Edlten kämpften! Und was soll ich von den Senatoren sagen, die, als sie ins Capitol eindringen, ihren Zweck erreicht haben würden, wenn die Gassen durch ihr Geschmetter für nicht verfallen hätten! Wo war damals Jupiter? Sprach er in den Gassen? Doch was hatte ich mich bei diesen Kleinigkeiten auf! Hannibal verschrte dieselben Edlten. Mögen die Römer wählen! Haben die heiligen Gebräuche in den Mäuren ge-

liegt, so sind sie in den Rathagern besetzt worden; oder auch umgekehrt. Vergleichene Erscheinungen erklärt die Tapferkeit der Legionen *). In diesen Argumentationen wurde Ambrosius durch den Aurelius Prudentius unterstützt, welcher es der Mühe werth fand, die Rede des Symmachus in zwei Bücher Hexameter zu widerlegen, die ganz dazu gemacht sind, die dichterische Ohnmacht des Heidenthums zu beweisen; denn wäre diese Widerlegung mit echt religiösem Geiste geschrieben worden, so hätte daraus ein bezauberndes Meisterstück werden können.

Die Sache des Polytheismus, mit welchem Aufwande von Geist und Fleiß sie auch vertheidigt werden möchte, war verloren, weil es nur noch eine Defensivstrategie für ihn gab; die Sache des Christenthums mußte triumphiren, weil seine Diener angriffsweise zu Werke gingen. Wenige Jahre verstrichen in einem stetiglichen Frieden. kaum aber hatte Theodosius den Maximus in Panne-

*) *Hæc sacra, inquit, Hannibalem a senonibus, a Capitolio Senones repulerunt. Itaque dum sacrum potentis prodicant, infirmius produnt. Ergo Hannibal illa sacra insulavit romanis, et illis contra se dimicantibus usque ad muros urbis vincendo pervenit. Cur se obediens pauli sacra, pro quibus Decursum sacrum arma peragunt? Nam de Senonibus quid loquar, quos Capitolii secreta penetrantes Romanæ reliquias non insulavit, nisi eos perido sacra atropia prodiderunt. Et quales templa Romanæ Prætoris habent? Ubi tunc erat Jupiter? An in auro loquebatur? — Non in fibris prætorum, sed in viribus bellatorum atropia victoriae sacra. — In der ganzen Widerlegung vermischt Ambrosius, die heidnische Mythologie mit der christlichen entgegengesetzten: Maria sehr christlich von dem Prudentius, und ganz philosophisch.*

nien geschlagen, so begab er sich nach Rom, um dem versammelten Senate die wichtigste Frage vorzulegen: ob die Verehrung Jupiters oder das Christenthum die Religion der Römer seyn sollte. Mit Willür war Symmachus ins Elend gesendet worden. Sein Schicksal vertheidigte, was Jeder von einer Widersehung zu erwarten hatte. Zwar gestattete der Monarch eine freie Erörterung der aufgeworfenen Frage; doch indem er die Versammlung nicht verließ, stüßte er durch seine Gegenwart Hoffnung und Furcht ein. Was bisher vertheiligt worden war, wurde aufgegeben. Eine heftigende Wahrheit erklärte sich gegen den Jupiter; und in so fern der Polytheismus die letzte Stufe der Unwissenheit war, stürzte diese in denselben Augenblick zusammen, wo kein gerühmet ward. Selbst diejenigen Senatoren, welche sich für die Beibehaltung des alten Cultus erklärt hatten, kauften ein, sobald sie sahen, daß seine Macht nicht länger zu halten war: sie gaben dem Befehl des Imperators, dem Geiste der Zeit, und dem Geiste ihrer Weiser und Lehrer nach, die von Priestern und Mönchen genommen waren. Einen längern Zeitraum hindurch war das Geschlecht der Anicij das einzige gewesen, das bei großem Reichthum und altem Adel sich zum Christenthum bekehrt hatte. Jetzt folgten seinem Beispiele die Cassier, die Pauliner, die Cracchen; und, wosern Pudentius nicht übertriebt, waren es nicht weniger als sechshundert edle Geschlechter, die sich der christlichen Kirche zuwendeten *).

*) Seneca: *numerus domus de magnis priores.*

Das Beispiel der alten Hauptstadt mußte um so mehr entscheiden, weil der Polytheismus, obgleich als Schauspiel ansehend, weder in den Gefühlen, noch in den Taten, verwurzelt war. Jene Edicte, wodurch der rechthabende Thronbesitz des Osten von dem Arianismus gereinigt hatte, wurden jetzt mit dem besten Erfolg auf den ganzen Westen in größerer Allgemeinheit angewendet; und indem der Imperator alle Opfer als verbrecherisch und schändend verbot, griff er den Aberglauben da an, wo er keinen Widerstand fähig war. Jovinus und Gaudencius, zwei Beamten von hohem Range, erhielten den Auftrag, die Tempel zu schließen, die Werkzeuge des Götzendienstes zu zerstören, die Vorrechte der Priester zu vernichten, und alles geheiligte Eigenthum, zum Vortheil des Imperators, der Kirche und des Heeres, einzuziehen. Januarische Priester unterstüzten das Werk. In Gallien jag Martin, Bischof von Tours, an der Spitze seiner getreuen Mönche aus, um die Götzenbilder, die Tempel und die geweihten Räume seiner Diocese zu zerstören; und in Spanien geschah dasselbe von dem vortreflichen Bischof von Astorga, bis er von dem Landvoht erschlagen wurde. Nur wenige Tempel entgingen der Zerstörung. Der Tempel der himmlischen Venus zu Carthago wurde in eine Kirche verwandelt; und ein ähnliches Schicksal hatte das Pantheon zu Rom. Es zeigte sich also auch bei dieser Welp-

Nobilium licet, ad Christi signacula veritas,

Turpis ab idoli vultu cunctis profecto,

Prudent, in Symmachum Lib. I, c. I.

genheit, daß große Widder den Jersörungen leichter entgehen, als kleine.

Auch in Alexandrien fand die Jersörung des Serapis-Tempels bedeutende Schwierigkeiten. Der erste von den Ptolemäern hatte den Serapis-Dienst in Aegypten eingeföhrt; und wie sehr man sich auch Befangs getheigert hatte, den neuen aus Sinope stammenden Goot an der Stelle des Osiris als Gemahl der Isis gelten zu lassen: so war es doch, nach und nach, den Priestern gelungen, den großen Haufen für die Aenderung zu gewinnen. Eine Reihe von Jahrhunderten hatte diesen Cultus geheiligt, dem es nicht an Heiligkeit fehlte; Alexandrien selbst wurde um seinerwillen nicht selten die Stadt des Serapis genannt. Hundert Schritte über dem anliegenden Theile der Stadt, erhob sich der Tempel, erbauet auf einem künstlichen Berge, dessen Inneres durch Schwebdogen gestüzt und in Hallen und unterirdische Gemächer abgetheilt war. In dem Tempel selbst befand sich die Bildsäule des Serapis. Von colossaler Größe, füllte sie den Raum zwischen den entgegenstehenden Wänden. Nur einige Attribute unterschieden sie von den gewöhnlichen Darstellungen des Jupiters; dahin gehörte ein Sessel, der das Haupt bedeckte, und ein emblematisches Angeheuer, welches in der Rechten gehalten wurde, während die Linke das Scepter führte: der Kopf und der Körper einer Schlange spalteten sich in drei Schweise, welche wiederum in die Köpfe eines Hundes, eines Löwen und eines Baesers ausliefen. Welche Vorstellungen dieser Schöpfung zum Grunde lagen, ist nie in's Klare gebracht worden. Die

Sage war, daß, wenn jemals die Hand eines Freilehns sich an der Majestät des Gottes vergreifen sollte, Himmel und Erde in das ursprüngliche Chaos zurückkehren würden. Seit langer Zeit war dieser Cultus den Christen von Alexandria ein Schmelz gewesen; doch hatten sie denselben nie geliebt, aus Furcht vor einem Auslande der Serapis-Diener, welcher leicht die Folge haben konnte, daß Constantinopel minder regelmäßig versorgt wurde. Die Edikte des Theodosius veränderten die Lage der Dinge; und indem Theophilus, ein heftiger und entschlossener Mann, den erzbischöflichen Stuhl von Alexandria einnahm, wurden ernstliche Anstalten zur Zerstörung des Serapis-Tempels getroffen. Doch die Verehrer des Gottes saßen den Entschluß, die Entwürfe des Erzbischofs zu vereiteln: sie verschlangen sich in dem Tempel; und durch Kühnheit Ausfälle machten sie ihre Gegner dahin, daß sie von ihrem Unternehmen absehen mußten. Es wurde ein Waffenstillstand vermittelt, welcher bis zur Ankunft einer entscheidenden Antwort des Imperators dauern sollte. Da diese zum Nachtheil der Serapis-Diener ausfiel, und eine allgemeine Unzufriedenheit denselben dem Theophilus soeben Spielraum gab: so schritt er sogleich zur Zerstörung des Tempels. So groß war indeß die Achtung, welche die Christen, sey es für die Sage, sey es für die Majestät des Gottes hegten, daß Niemand sich an dem Gott vergreifen wollte. Endlich befiel ein unerschrockener Soldat eine Leiter, und verlegte dem, aus verschiedenen Metallplatten zusammengesetzten Bildniß mit der Streixt einen Strich gegen die Wange. Diese fiel herab;

und da der Donner schwieg, und Himmel und Erde keine Veränderung erlitten, so lag hierin eine Aufmunterung zur Fortsetzung des einmal begonnenen Werkes. In kurzer Zeit war das Kunstgebäude geräumter, und Theophilus erwarb sich das Verdienst, den Zuhörern zu erklären, wie die Priester des Serapis die Trübseligkeit von Männern und Weibern benutzt hätten, um, vermöge eines Magenspeins und anderer künstlicher Vorrichtungen, scheinbare Wunder zu verrichten. Was von Gold und Silber in dem Tempel war, wurde gesammelt und eingeschmolzen, der Tempel selbst zerstört, die denselben umgebenden Gebäude geplündert, und so eine schätzbare Bibliothek vernichtet, die sich in einem dieser Gebäude befand. Sehnsuchtsvoll erwarteten die Bewohner des Serapis, daß der Nil so großen Frevel rächen würde; und da die Ergießung dieses heftigenden Stromes dies Mal länger als gewöhnlich ausdauerte, so fanden sie hierin ein Unterpfand für die Wahrheit ihres Glaubens. Doch die Natur, ihren ewigen Gesetzen getreu, spottete des Wahnsinns der Menschen: der Nil ergoß sich, erreichte die gewöhnliche Höhe, und strömte allmählig in's Meer aus, ohne daß Aegypten im Mindesten litt.

Sobald die größten Soldaten des Reiches mit ihrer ganzen Bevölkerung für das Christenthum gewonnen waren, konnten die übrigen Bewohner des Reiches nicht zurückbleiben. Die Landleute, ihren Gewohnheiten am meisten getreu, sahen zwar noch einen längeren Zeitraum fort, den alten Göttern zu weihen; und so entstand die Verneinung der Paganen oder Heiden, zur

Verzehrung aller Nicht-Christen; doch die strengen Befehle des Theodosius drangen allmählig auch bis zu ihnen hin, und die Furcht vor dem Verlust ihrer Habe oder ihres Lebens trieb sie eine Uebersetzung, welche auf einem andern Wege schwerlich zu bewirken war. Die Geistlichkeit kam dieser unglücklichen Classe dadurch zu Hülfe, daß sie auf ihre Vorstellungen und Bittgesuchen einging, und in den christlichen Cultus alles das aufnahm, was mit den Grundlehren nicht in unauflöslichem Widerspruch stand. Die Kunst der Vermittelung hat also den katholischen Cultus zu Dem gemacht, was er noch gegenwärtig ist; und von allem, was die römische Kirche Uebersieferung nennt, muß der Grund in ihrem Streden nach Allgemeinheit gesucht werden. Es weit ging die Nachsichtigkeit gegen die Vorstellungen und Gewohnheiten der Nicht-Christen, daß man, um sie zu gewinnen, die Verehrung der Martyrer einführte, und dadurch den Polychreismus der alten Welt beinahe eben so wiederherstellte, wie man ihn zerstört hatte. Da die neue Hauptstadt des Reiches keine Heiligen und Martyrer aufzuweisen hatte; so verfab sie sich damit aus den Provinzen. Die Nachnamen der Heiligen Andreas, Lukas, Timotheus waren längst zu Stand und Nische geworden, als sie, drei Jahrhunderte nach ihrem Tode, mit großer Feierlichkeit nach Constantinopel gebracht wurden, um in der von Constantia mit ungemeiner Pracht erbaueten Kirche der Apostel beigesetzt zu werden. So weit wird man des kirchlichen Unsinns, daß man, tausend Jahre später, die Asche des Richters und Propheten Samuel nach Constantinopel brachte, ohne zu

frohen, welche Stellung er gegen die Lehren Jesu angenommen haben würde, hätten sie zu keiner Zeit zum Vorschein treten können. In einem goldenen, mit einem silbernen Schilde versehenen Wappenstein wurde diese zweideutige Botschaft von bischöflichen Händen getragen; die Hauptstraße von Palästina bis Constantinopel war mit einer ununterbrochenen Procession bedeckt, in welcher Bischöfe und Gemeindevorsteher sich abwechselten; und der Sohn des Thronerbes ging, an der Spitze der Geistlichkeit und des Clerus, einem Wappenstein entgegen, welchen die Geschlechter als einen Feind des Königthums darstellten und der das Wappensteinbild nachmaliger Päpste zu werden bestimmt war. Wie hätte es nach allen diesen Vorgängen fehlen können, daß auch die Hauptstadt des Ostens mit Martyren besetzt wurde! Die Liebe und Anhänglichkeit an dem neuen Glauben zu vermehren, erzählt man von Basiden, an den Gräbern der Heiligen und Märtyrer verrichtet; und indem Wahrheit und Fiktion, um des äußeren Zwiespals willen, zu Einem und Demselben wurden, bildete sich in kurzer Zeit eine christliche Apokalyptik, welche, wenn gleich ihrem Inhalte nach von der früheren verschieden, dieser an Reichthum nichts nachgab, und, von einem Lucian bearbeitet, nur ein Gegenstand des Lachens werden konnte. In dem menschlichen Geiste ist so viel Mohammedisches, daß das, was ihm unaussprechlich als Wahrheit vorgehalten wird, immer damit endigt, seinen Glauben zu finden; und wo Priester eine Macht ausüben, gegen welche keine andere aufstehen kann, da entsteht eine nothwendige Verwahrlosung aller Begriffe, und das Be-

sen der Dinge steht zu Dem herab, was ihr Verstand
daraus zu machen für gut befindet. Es ist also dann
nicht mehr die Rede von Religion, sondern nur von
der Verehrung eines besondern Standes, der sich her-
ausgenommen hat, das Maas von Einsicht und Gerech-
tigkeit zu bestimmen, das jeder Bürger haben soll,
damit die einmal eingeführte Ordnung nicht gestört
werde.

Wollendet war nunmehr die große Revolution, wel-
che das römische Reich seit drei Jahrhunderten bedra-
het hatte, und welche abzuwenden wenigstens Einzelne
bestritten gewesen waren. In allen Theilen des welt-
schickeligen Römer-Reichs waren Bischöfe und Presbyter
an die Stelle der Consuln und des Senats getreten.
Jener kosmetranische Geist, von welchem Rom in einer
früheren Periode bekehrt gewesen war, hatte dem theo-
kratischen Platz gemacht; und dieser, zwischen zwei Wel-
ten stehend und das Irdische dem Himmlischen auf-
opfernd, vertrat sich nicht länger mit den bürgerlichen
Tugenden, ohne welche der Staat, als solcher, nicht fort-
dauern kann. Dies hatte die wichtigsten Folgen für
das gesammte Römer-Reich. Der Untergang des westli-
chen Theils desselben war nicht mehr zu hinterzählen,
und obgleich der östliche sich länger hielt, so konnte doch
auch er nicht auf zu trösten, das er, ein Iohanneseid
später, trotz der vortheilhaften Lage seiner Hauptstadt
und allen übrigen Vertheidigungsmitteln, sein Ende
fand *).

* Es ist allerdings kaum zu zweifeln, daß seit der Unterein-

Mit dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung hob das sogenannte Mittelalter an, in welchem Europa seine gegenwärtige Gestalt erhalten hat. Die Geschichte der Römer ist dadurch die Geschichte aller europäischen Völker geworden; und hätte es nie ein siegendes Christenthum gegeben, so würde keine von den Erfolgeungen der Gegenwart zu erklären seyn.

Bei Untersuchungen zu fragen, nach welchem politischen Rechte sie zu Stande gekommen sind, ist eben so

unmöglich, als zu fragen, nach welchem politischen Rechte die Christenheit im Römer-Reiche der Welt abgetheilt habe. Ganz ungegründet ist die Bemerkung, daß nicht nur wohl der Einfluß christlicher Lehre auf die Lebensverhältnisse der Römer kaum etwas sehr gering seyn kann. Nichts weniger als ganz den Anfang des fünften Jahrhunderts, um die Römer fertig und dem Mittelalter abzugeben zu machen. Wenn also Macchiavelli sagt: die christliche Religion habe nach dem Welt, welchen sie auf der Erde hat, den menschlichen Geist zur Einnahme und Unterthänigkeit hingegen (D. Discorsi Lib. VI.); so mag der von einem Wahre seyn, nur, daß man nicht verzeihen muß, daß der Geist und Charakter einer Religion in der Welt nicht durch ihre Wirklichkeit wird. Polytheismus und Christenthum werden übrigens als Gegensätze in dem Verlaufe scheinlich beständig vorhanden, als in dem Verlaufe des Protestantismus, des protestantischen Christentums und des Calvinismus, des Fortschritts der christlichen Kirche. Denn, von einer gesungenen Welt wissen, daß sie mit den Worten lauten: „Nicht ist so verächtlich, was ich nicht vom Fleck, wenn es den Welt hat, sich zu vertheiligen.“ Dieser hat sich von Sorgen und doppeltem Denken lösen, indem er sagt: „Ich (Christus) erhalte zum Lohn für meine Tugend den Himmel, während sich einem Sünder nichts mehr haben, als den Lohn der Gegenwart.“ Dies hat sich eine große Fortschritt in den Worten veran: eine Fortschritt, welche sich nicht mit der Verwirklichung eines politischen Fortschritts in einem Religion der christlich-katholischen Kirche verbindet.

abgeschmackt, als überflüssig. Seine Anwendung kommt auf diesen Wege zu Stande: denn die Bestimmung des positiven Rechts ist keine andere, als, die Anwendung zu hinterreiben; und so lange es in Kraft ist, wird dieselbe wirklich hinterrieben. Dagegen kann keine Anwendung vollendet werden, ohne daß sie von dem natürlichen oder göttlichen Rechte bezeugt wird; und dieses pflegt in eben dem Maße wirksamer zu werden, je schlechter es verstanden, d. h. je weniger das menschliche und gesellschaftliche Gesetz ihm ausgepaßt und untergeordnet, ist.

Es sey erlaubt, dies weiter zu verfolgen, theils um den Streit zu schlichten, in welchem die Protestanten und Christen am Schluß des vierten Jahrhunderts begriffen waren, theils um auf eine einleuchtende Weise zu zeigen, wie das Christenthum, seit von allen Wunden, empfangen und sich Bahn brach.

Wenn der Leser sich an das zurückzuerinnern will, was wir im Laufe dieser Untersuchungen über die Entstehung, Ausbildung und Verödung des Christenthums bemerkt haben: so werden wir im Stande seyn, ihm eine bisher nicht ausgesprochene Wahrheit mitzutheilen, welche nicht nur den Fortgang, sondern auch die Gesalt des Christenthums bis auf unsere Zeiten erklärt.

Diese Wahrheit ist: „daß die Welt das Christenthum, so wie es gegenwärtig ist, schonlich jemals kennen gelernt haben würde, wenn das Römer-Reich in seinem großen Umfange anders als despotisch hätte regiert werden können.“

Was hier nur als Behauptung dasteht, ist einer strengen Beweisführung fähig.

Die Natur hat für alle Erschönungen, welche von ihr ausgehen, nur Ein Gesetz: das der Kraft und Gegenkraft, der Wirkung und Gegenwirkung. Dieses Gesetz nun sollte auch auf die Gesellschaft angewendet werden. Da die Menschen es aber wenig kennen, so setzen sie sich nur um so leichter außer Stande, es da anzuwenden, wo es nicht gelten sollte. Dies nun war auch den Römern, als glücklichen Eroberern, bezeugt. Kaum stand das Reich in seiner Größe da, so machte man die Entdeckung, daß dasselbe nur in so fern fortdauern könne, als die Gegenkraft aus dem Regierungssystem verbannt bleibe. Die natürliche Folge davon war — nicht die Stärke, wohl aber die Schwäche der Regierung. Unter diesen Umständen aber bedrängte sich die Gegenkraft, dem Naturwillen gemäß, der Regierung auf; und da sie nicht die Gestalt annehmen konnte, in welcher sie allein möglich zu werden vermöchte, so wählte sie diejenige, gegen welche das Wenigste einzuwenden war. Dies war die der Religion. Ist die politische Schöpfung mißgelingen oder verderben — und wie oft ist dies der Fall gewesen! — so bleibt nichts anderes übrig, als zu dem göttlichen Gesetz, als zu Demjenigen zurückzukehren, was aller menschlichen Gesetzgebung zum Grunde liegt. Dies nun geschieht entweder mit der Phantasie, oder mit der Vernunft; mit jener von Deseen, welche, unter dem Druck schwacher Gesetze stehend, ihre Rettung von einem höhern Wesen erwarten; mit dieser von Deseen, welche, in einer klaren Anschauung des göttlichen Gesetzes lebend, wissen, daß das menschliche Gesetz nur dadurch zu einem guten werden

kann, daß es sich jenem mit Freiheit unterordnet. Doch weder die eine noch die andere Weise, das göttliche Gesetz anzuschauen, führt da zum Ziele, wo alles im Zustande verborben ist; und bei einem fortgesetzten Verbrechen, das göttliche Gesetz gelteud zu machen, müssen selbst Diejenigen aufstehen, die sich damit befassen. Was also auch das Christenthum in seinem ersten Aufstehen seyn mochte: noch seinem Eintritt in die Gesellschaft war es Anti-Monarchie in der Monarchie; und als solche konnte es nicht verschlen, die Monarchie so lange zu bekämpfen, bis sie dieselbe besiegt hatte. Wäre demnach nicht das Bedürfniß einer Gegenkraft im Römer-Reiche vorhanden gewesen: so würde aus dem Christenthum nie geworden seyn, was daraus ward. Jenes Bedürfniß aber beruhte wesentlich darauf: einmal, daß die Gegenkraft von dem Regierungs-System durch die Größe des Reiches ausgeschlossen war; zweitens, daß sie sich in keiner andern Gestalt darstellen durfte, als in der, worin sie sich wirklich darstellte, nämlich in der Gestalt einer Institution, welche sich selbst die Bestimmung gab, das politische System zu unterstützen. Wie einem Worte: die Herrschaft des Christenthums war eine Folge der großen Umwälzung, welche dadurch entstand, daß die Römer sich zu Herren des großen Raumes zwischen der sandigen Region in Afrika und dem Euphrat, und zwischen der Donau und den Karpathen des Ost machten, ohne das in sich zu tragen, wodurch eine solche Herrschaft behauptet werden kann, wenn sie überhaupt zu behaupten ist.

Ich weiß sehr wohl, was man gegen diesen Be-

weil einwenden kann; allein ich weiß positiv, daß alle Einwendungen, die man zu machen im Stande ist, von irgend einem Vorurtheile herrühren. Ein solches ist die Güte der römischen Verfassung. Aber wer diese behaupten will, der macht sich ansehnlich, den eigentlichen Gegenbeweis niederzukämpfen, den die Geschichte des römischen Reiches liefert. Die römische Verfassung war zu allen Zeiten höchst selbstthätig und feststeht in demjenigen Theile, der den Organismus der Regierung umfaßte; und da sie doch über allen Widerspruch hinauswar — wie hätte sie so trefflich und gut in dem Theile seyn können, der die bürgerlichen Verhältnisse regelte! Ist denn nicht alle bürgerliche Gesetzgebung, ihrer inneren Beschaffenheit nach, abhängig von der organischen? und ist es auch nur denkbar, daß gute bürgerliche Gesetze so zum Vorschein kommen können, wo die Art und Weise, sie hervorzubringen, eine verkehrte ist? In dieser Lage der Dinge in das Römische Reich eingeführt, konnte das Christenthum nicht umhin, eine besondere Verfassung für seine Anhänger zu bilden, nicht, wie es eigentlich hätte thun sollen, dabei stehen bleibend, die einzige Grundlage aller menschlichen Gesetzgebung geltend zu machen. Aber dies kann Niemand bestreiten, der in Erwägung zieht, 1) daß ohne Aufhebung des Unversams zu seiner unendlichen und unbegrenzten Thätigkeit, und ohne ein durch das Gemüth erflamantes Gefühl überhaupt nicht an Religion zu denken ist; 2) daß alle Versuche, entweder in der Natur und Existenz des Unversams einzubringen, oder die Aufhebung desselben in ein System,

in einen zusammenhängenden Lebensbegriff zu fassen, nothwendig Anthropologie werden müssen; 3) daß auf diesem Wege sich ganz von selbst Orden bilden, die, indem sie ihre Eigenthümlichkeit gegen die ihrer Mitbürger vertheidigen, kein größeres Interesse haben, als sich immer mehr auszudehnen; 4) endlich, daß das bloße Daseyn von Orden zu Constitutionen führet, weil eine Gesellschaft nur durch den Gehorsam gegen die Gesetze fort-dauern kann. Sobald es einmal dahin gekommen war, blieb nichts anderes übrig, als eine neue gesellschaftliche Ordnung ins Leben zu rufen und die Idee des Christenthums zur Grundlage einer Herrschaft zu machen. Aus den einzelnen Gesellschaften wurden nach und nach große Gemeinden mit ihrem Vorsteher unter allerlei Titeln und Bezeichnungen; Staaten im Staat, die, wie es immer der Fall gewesen ist, durch Aufhebung der Einheit nur nachtheilig einwirken konnten. Dies alles hing mit der ursprünglichen Idee des Christenthums nur in so fern zusammen, als sie sich jetzt in ihrem offenbaren, wo die Herrschaft der durch eigenthümliche Verfassungen gebildeten Nationalität noch mächtig entgegen wirkte und zur Nachgiebigkeit zwang. Ein neues Priestenthum lag eben so fern in den Absichten des Hebräers der christlichen Religion, als in denen des heinischen Hebräers der Naturphilosophie; aber die organischen und bürgerlichen Gesetze des römischen Reiches gebieten es dadurch, daß ihnen die Weltkenntnis abging, welche das neue Priestenthum verbindet haben würde. Nur dieser, in sich selbst negativen, Ursache kann die Entwicklung geschildert werden, welche die Kirche

als gesellschaftliches Institut erhielt. Denn, wo die gesellschaftliche Ordnung durch gute Gesetze sicher gestellt ist, da kann der Geistliche sein Geschäft nur darin setzen, daß er dem menschlichen Gesetze durch Nachwirkung seiner Unterordnung unter das göttliche eine unbedingtere Unterwerfung verschaffe; wo aber die gesellschaftliche Ordnung aus Mangel an guten Gesetzen hin und her schwankt, da bleibt nichts weiter übrig, als durch eine willkürliche Auslegung des göttlichen Gesetzes die Kraft des menschlichen zu ersetzen, wie dies in allen Kirchenstaaten und Theokratien der Fall ist. Man sieht hieraus, in wie fern die Christlichkeit ihre wahre Bestimmung erfüllt hat; man sieht hieraus aber zugleich, wie unendlich dies am Schlusse des vierten Jahrhunderts und in den unmittelbar darauf folgenden Zeiten war.

Setzt man das bisher Gesagte zusammen, so ergibt sich daraus: 1) daß die Polytheisten nicht begriffen, wie der Polytheismus von dem Augenblicke an, wo die Verfassungen, auf welche er berechnet war, ihren Untergang gefunden hatten, zu einer glänzenden Pyramide geworden war, durch welche nichts mehr geleistet werden konnte; 2) daß auf gleiche Weise die Christen und ihre ersten Vorsther nicht begriffen, wie das Christenthum, auf welches sie so stolz waren, zwar eine beträchtliche Grundlage für eine bessere Gesetzgebung in sich schloß, diese aber keinesweges ersetzen sollte. Auf diesem gegenseitigen Nicht-Begriffen beruhte der Streit zwischen beiden: ein Streit, bei welchem alles, was Religion genannt zu werden verdient, aus der

Nicht gelassen wurde, und welcher, möglicher Weise, nicht eher aufhören konnte, als bis der Polytheismus, als etwas Veraltetes, von dem Christenthume gänzlich verdrängt war. In einem Staate, dessen Regierung durch eine Vertheilung von Einheit und Gesellschaftlichkeit wirklich stark gewesen wäre, würde dieser Streit gar nicht eintreten gekommen seyn; nicht etwa in Folge einer niederschmetternden Gewalt, womit sie ihn beseitigt hätte, wohl aber in Kraft ihres bloßen Daseyns, neben welchem sich keine andere Macht hätte geltend machen können. Noch jetzt beruht die Wirksamkeit aller Kirchen auf der Beschaffenheit der organischen Befehle in den Staaten; und so fern diese sich immer mehr vervollkommen, darf man mit Sicherheit vorhersehen und versprechen, daß das Christenthum seine politische Macht in eben dem Maße verlieren wird, worin die politischen Systeme sich dem Ideale nähern, welches die Verbindung der Kraft und Gegenkraft in sich schließt. Dem Papstthume steht die härteste Probe in den Repräsentativ-Verfassungen bevor.

Die Polytheisten zu beschneiteln, suchte der heil. Augustin in seinen an den Marcellinus gerichteten zwei und zwanzig Büchern zu beweisen, daß der Staat Gottes wesentlich verschieden sey von jedem weltlichen Staate, in welchem die Könige um einiger Tugenden willen Erlehnungen empfangen hätten, die eben so eitel gewesen wären, wie die Tugenden selbst. Sein Werk hat seit dem fünfzehnten Jahrhunderte nicht aufgehört ein Gegenstand der Bewunderung zu seyn. Der heil. Augustin lebet indeß in einem großen Jathume. Ueber die Jore

eines Gottes, *Staat* (*civitas dei*) urtheilt man am mildesten, wenn man sie eine *Epimäre* nennt. Die göttlichen Befehle sind dabei schon gegeben, eine Gesellschaft möglich zu machen; sie haben es dem Menschen überlassen, die Gesellschaft zu vermehren. So lange es also Staaten gibt, sind sie durch das menschliche Gesetz zusammengehalten und regiert worden; und wo das menschliche Gesetz sich für ein göttliches ausgab, da geschah es nur in Folge irgend eines Betrugs, welchen der Mangel an vollständigen Nachsichtern entschuldigte oder rechtfertigte. Durch das göttliche Gesetz ist die Abhängigkeit des Menschen von Menschen festgesetzt, es bildet die Grundlage aller Gesetzgebung. Da aber das göttliche Gesetz in diese Abhängigkeit keine Abweisung gebracht hat: so beginnt die menschliche Schöpfung, in so fern sie sich auf die Gesellschaft bezieht, mit der Befestigung dieser Abweisung; und aus ihr geht die ganze politische Wissenschaft hervor: denn ob es Gesetze giebt, welche gesellschaftliche Verhältnisse ordnen, muß die Art und Weise, diese Befehle hervorzubringen, festgestellt werden. Es kommt die Verfassung zum Vorschein, die, wie gut oder wie schlecht sie ausfallen mag, an und für sich nichts weiter ist, als das Mittel zu Befehlen zu gelangen. Der vollkommenste Staat ist also nicht der, in welchem das göttliche Gesetz regiert; denn da dieses alle organische und alle bürgerliche Befehle ausschließt, die Gesellschaft aber ohne beide gar nicht fortbauern kann: so ist es absolut unumgänglich, daß der Staat mit ihm allein besetzt. Der vollkommenste Staat ist vielmehr derjenige, in welchem sich das menschliche

Gesetz dem göttlichen so untergeordnet hat, daß die besten organischen Gesetze die Urheber und Erzeuger der besten bürgerlichen Gesetze werden könnten. Hierdurch aber ist das Urtheil gesprochen über alle Theokratien, die, indem sie das göttliche Gesetz mit dem menschlichen vermengen, gerade die adersamvollkommensten Regierungen bilden. Davon ahnte freilich dem heil. Augustin nicht das Mindeste. Ihm ging eine große Erfahrung ab: die des Kirchenstaates, so wie er, das ganze Mittelalter hindurch, die auf unsere Zeiten bestanden hat. Sie würde sich also die Idee eines Gottesstaates in dem heil. Augustin entwickelt haben, wenn davon zu seiner Zeit bereits so viel vermuthet gewesen wäre, als später davon vermuthet wurde. Seltsam genug, daß ein Mann zu den Heiligen gezählt wird, der, wenn er dem sechzehnten Jahrhunderte angehört hätte, vielleicht mit Machiavelli gesagt haben würde: „Die meiste Gottlosigkeit fladert man da, wo man das Gegenheil von ihr am bestimmtesten voraussetzt — in dem Kirchenstaat *)!“

*) In einer noch späteren Zeit hätte der heil. Augustin vielleicht mit Recht gesagt: „die Politik ist die Anwendung der göttlichen Religion auf die Regierung der Völker.“ Wollten hätte es nicht großen Aufwandes von Gleichsamkeit bedurft, um zu zeigen, wie vom Ursprung der Fehler aller Vorfassungen in dem Mangel einer Gerechtigkeit gälte, und wie die Gerechtigkeit der Staaten sich aus diesem Mangel entwickelt haben. Alles hätte nicht stehen klar gemacht, worauf die Gerechtigkeit der göttlichen Lehre beruht, und weshalb man sich niemals von ihr trennen sollte. Doch alles will sehr Zeit haben. Um das Christenthum für das zu erhalten, was es in sich hat, mußte es durch alle die Verunstaltungen gehen, die es im Mittel-

aller Ansehen sei, und allen den Willkürlichen untergeordnet sey, denen nur die Befehle des Schwerts folgen könnten. Wie einzig der heil. Papst die Macht verleihe, zeigt sich besonders bei solchen Päpsten seiner Classe, die, wie er sagt, den Vätern nicht viel besser verstehen, als die Capläne nach ihm über diesen Gegenstand philosophiren würden.

(Fortsetzung folgt.)

Darstellung des bisherigen Erfolgs der Wiener Congreß-Acte vom 24. März 1815 über die Freiheit der Rhein- Schifffahrt.

(Schluß.)

Was nämlich

II. das Abgabewesen, so fern es auf die
Rhein-Schifffahrt Bezug hat,

betrifft, so werden wir auch hier nicht darauf ausgehen,
jeglichen, dem Ausländer lästigen Umstand auf Rech-
nung einer Unbilligkeit von Seiten Hollands zu schrei-
ben. Aber auf jeden Fall ist jede Thatsache, die wir
jetzt anführen werden, der Art, daß die Nothwendig-
keit daraus hervorgeht, um des Willen des Handels
und der Freiheit der Rhein-Schifffahrt willen, die Ein-
gel von Köln und Mainz noch besetzen zu lassen.

Um das wahre Verhältniß der übrigen Uferstaaten
zu Holland in Hinsicht des Rhein-Abgaben-Wesens und
die daraus hervorgehenden Besorgnisse in ihrem wahren
Lichte zu zeigen, werden wir jetzt:

A. Eine Ansicht von dem Abgaben-Wesen,
wie es auf dem holländischen Rheine
ist, zu geben versuchen müssen.

Das Wort Abgaben. Dessen nehmen wir hier, wie wir vorbemerkten müssen, im weitesten Sinne. Wir verstehen nämlich darunter, einerseits, nicht bloß die Geldleistungen, die in Holland als Abgaben von den Waaren-Transporten verlangt werden, sondern auch alle die Vermehrungen und öfteren Aufrechter, die mit diesen Leistungen verbunden sind, so z. B. nicht bloß den Transit-Zoll von so und so viel Procenten, sondern auch das Plombiren. Und andererseits meinen wir damit nicht allein diejenigen Geldleistungen und die damit verbundenen übrigen Lasten, die den Staats-Kassen und den Staats-Officianten, als solchen, zum Vortheil gereichen, sondern auch die, welche irgend einzelnen Corporationen oder Privatpersonen in Holland einen Gewinn bringen; diese letzteren Abgaben und Lasten sind aus nämlich solche Leistungen an Corporationen und Privaten, die nicht um des Besten des Handels willen, sondern nur für den bloßen einseligen Vortheil der holländischen Nation geschehen. So z. B. werden wir also nicht bloß vom Transit-Zoll, sondern auch von Export- und Import-Zöllen der Kaufleute, so fern sie öfters übermäßig sind, reden. Wir werden es dagegen z. B. nicht unter die damit verbundenen Leistungen rechnen, wenn ein Duisburger Seuchschiffer in Brachem anlanden mag und nicht weiter fahren darf; denn dies beruht auf einer vertragmäßigen, zum Besten des Handels gehörenden, Schiffahrt-Polizei-Einrichtung, und ist keine aus einer Abgabe entspringende Leistung; es würde also nicht hieher gehören.

Gangen wir nun unsere Bemerkungen

1) bei den Wasserschollen an, so müssen wir uns für einen Augenblick in eine frühere Zeit zurück versetzen. Es waren nämlich im Jahr 1112 die sogenannten Schiffsfahrts-Gewäthern, so wie sie in Gemäßheit der Rhein-Schifffahrts-Conventionen von 1504 schon früher auf dem deutschen Rheine bestanden hatten, auch für Holland eingeführt; an die Stelle der alten Wasserschölle gesetzt, waren diese Abgaben auf den sämmtlichen Armen des Rheins, nach Verhältniß der Uferlängen, vertheilt worden. Gegen Ende des Jahres 1814 aber hob man diese Einrichtung wieder auf, und führte das vorberige Wasserscholl-System wieder ein. Bloß zu Arnheim und Nimwegen sollten von nun an Wasserscholl-Stellen seyn, dagegen aber die Schiffsfahrt im Innern des Reiches davon befreiet bleiben. Es ward nämlich festgesetzt, daß die schifferei Rheinschölle von Geldern, Salm-Salm, Lippelei Bielefeld u. s. w. zusammen in Arnheim erheben, und sowohl bei der Thal-, als bei der Bergfahrt, auf 10 fl. pro Laß, — 4000 Pfund, gesetzt, — daß ferner die schifferei Waal-Schölle von Geldern, Nimwegen, Piel u. zu Nimwegen erhoben werden und sowohl bei der Hinab-, als bei der Hinauf-Fahrt 3 bis 9 fl. pro Laß betragen, — und daß endlich von 6000 Laß Bloßholz 650 fl. an beiden genannten Orten erhoben werden sollten.

Hierin sind aber späterhin Abänderungen getroffen worden, und, laut einer Nachricht aus dem Sommer des laufenden Jahres 1816, haben die verschiedenen Schölle Theils andere Namen bekommen, Theils ist ihre Zahl vermehrt, Theils ihre Total-Summe erhöht wor-

den. Bei der Hinauf-Fahrt nämlich bezahlt man hier nach in Amsterd. für 100 Last 1025 Fl., also per 1 Last über 10 Fl. — und in Rotterdam für 100 Last 973 Fl. 15 sous, also pro 1 Last nahe, an 10 Fl. Bei der Hinab-Fahrt werden an beiden Orten $\frac{1}{2}$ des bei der Bergfahrt zu gebenden Zolls verlangt.

Um an ein Paar einzelnen Beispielen zu zeigen, wie sehr sich diese Zölle in neuerer Zeit erhöht haben, fügen wir noch folgende Thatsachen hinzu: Im Jahr 1805 zahlte ein 90er Floß-Stück mit 2 Rik (declarirt zu 800 Fl.) zu Rotterdam 2650 Fl. — im Jahr 1814 dagegen zahlten 3 lose Fässer (declarirt zu 1851 Fl.) die noch lange nicht einem 90er Stück gleich kamen, zu Rotterdam 5695 Fl. — Ferner im Jahr 1807 zahlte ein 100er Stück mit Rik zu Rotterdam 2952 Fl. — im Jahr 1816 aber wurden von 4 losen Fässern, die bei weitem nicht so viel, als ein 100er Stück ausmachen, 6975 Fl. verlangt. — Laut Nachrichten aus dem October d. J. geben die Schiffer zwar bei manchen Waaren nur 4 Fl. per Last; aber diese Nachrichten lauten sehr allgemein und unbestimmt.

Wie indessen auch diese Nachrichten zu verstehen seyn mögen, so tragen sie doch eben so, wie alle die andern so eben angeführten Data, immer dazu bei, uns das Schwankende in dem holländischen Waffenzoll. Deften anschaulich zu machen. Und eben dieser Zustand des Schwankens ist es, auf den wir hier vor allem aufmerksam machen wollen; denn er ist dem Handel vielleicht nicht weniger nachtheilig, als der hohe Zo-

trag der Abgaben an und für sich selbst. Ein nicht kleines Interesse hat der europäische Waaren-Eigenthümer dabei, daß das Zollwesen in den Staaten, durch welche seine Waaren transportirt werden, auf einem festen und unverrückbaren Fuße stehe; und gerade dieses Interesse ist in Holland so sehr gefährdet, der Höhe jener Abgaben nicht zu gedenken. Hierzu kommt aber noch ein anderer Umstand, der den Ausländer vorzüglich betrifft. Es ist bekannt, welche ein Uebel es ist, wenn ein Fluß mit einer großen Menge von Zollstationen gleichsam eingefast ist; es ist bekannt, daß dieses Uebel auf den deutschen Flüssen in den Zeiten des germanischen Reiches einen hohen Grad erreicht hatte; sehr kräftig ist dies unter andern in Büsch'sen Worten ausgedrückt: „Unsere schönen deutschen Flüsse sind mit mehr Pfählen besetzt, als sie Meilen in ihrem Laufe haben.“ (cf. Büsch vom Weltumlauf, Buch III. §. 73)

Wenn man nun bemerkt, daß im Jahr 1814 die vielen conventionsmäßigen Wasserzoll-Stationen auf zwei reducirt wurden, so könnte man diese Steuererleichterung als eine wahrhafte Begünstigung des Commercis ansehen, weil dieselbe eine einmalige Erhebung größerer Zölle leichter erträgt, als eine mehrmalige Entrichtung geringer Zölle. In gewisser Hinsicht hätte man nun auch darin Recht; die Verlegung der Rhein-Schiffahrt, Schöpfers nach Arnheim und Rheinegen ist allerdings eine in der neueren Finanz-Wissenschaft mit Recht als dem Handel vortheilhaft anerkannte Maßregel. Aber sie ruht fast nur dem Zollenden, und hat eine Uebervertheilung des Ausländers zur Folge. Denn während

alle Transponte, die im Innern des niederländischen Gebiets vomatwärts oder vomatwärts fahren, frei von Wasserzöllen sind, müssen alle aus Deutschland kommende Güter sich der Entrichtung dieser Abgabe unterwerfen.

Wenn man dies bedenkt, so kann man nicht anders, als die Wasserzölle für eine, dem Ausländer sehr lästige Abgabe ansehen, und man wird sich von dieser Meinung nicht etwa durch den Umstand abbringen lassen, daß, wie wirklich berechnet worden ist, die holländischen Wasserzölle keinesweges höher sind, als die auf dem deutschen Rhein zwischen Linnich und Strassburg zu zahlenden Schiffsabgaben. Uebrigens haben wir auch keine speciellere Nachricht, ob eine billige Eintheilung der beiden großen Wasserzölle nach Quoten, den zu besuchenden oder besuchenden Staates. Plätzen entsprechend, existirt, und ob gleiches dafür gesorgt ist, daß nie mehr, als billig ist, bezahlt wird. Doch wollen wir, eben weil wir hierüber nichts Bestimmtes wissen, das Beste anschauen und hier nun weiter nichts mehr zum Beweis der Billigkeit der Wasserzölle anführen, als die Betrachtung, daß ja in Holland auch die Domanen, wozu unten mehr zu sagen ist, auf der Rhein-Schiffahrt lasten, und daß also die Wasserzölle auf jeden Fall durch das Hinzukommen jener sehr beschwerlich werden; denn natürlich wird ein Uebel durch die Hinzufügung eines andern Übels ein doppeltes Uebel: Alexanders von Makedonien Krankheit zu Larjas ward ein in unählbarer Potenz verdoppeltes Uebel dadurch, daß es Alexander war, der zu Bett liegen mußte, denn der Tod drohte.

Ehe wir nun zu der Abhandlung von den Steuern übergehen, haben wir nur noch die Frage zu beantworten: Wie sich das holländische Wasserjoll-Weesen zu der in der Wiener Congress-Vote sanctionirten, und dem gemäß einzuführenden, Rhein-Schiffahrts-Freiheit verhalte. Daß Wasserjölle in Holland erhoben werden, darin liegt ganz und gar nichts Unbilliges; denn sie sind ja in Holland das den Schiffahrts-Verbähren, die auf dem deutschen Rhein erhoben werden, analoge Schiffahrts-Wegegeld. Aber wir dürfen doch nicht unerwähnt lassen, daß die im Jahr 1814 mit dieser Abgabe vorgenommenen Veränderungen dem Sten Artikel des Pariser Friedens zuwider vorgenommen worden, als welcher die Veränderungen in dem demmaligen Rhein-Joll-System dem Wiener Congresse vorbehielt. Das Schiffahrts-Comité des Wiener Congresses erkannte nun zwar am 25ten Februar 1815 den Status quo, wie er zu dieser Zeit war, als rechtlich für den interimistischen Zeitraum an; und gegen die Beibehaltung dieses Status quo bis zur Zeit des abzuschließenden definitiven Reglements läßt sich nichts erinnern, so fern auch auf dem deutschen Rhein der Status quo beibehalten werden wird. Aber jedes Schwanken in den holländischen Wasserjoll-Einrichtungen ist doch, wie eben hieraus erhellt, ein Eingriff in die Schiffahrts-Freiheit, der den Stipulationen des Wiener Congresses widerspricht, und zwar sowohl in Hinsicht der ein- und ausgehenden, als der transitirenden Güter; denn es soll bis zu dem definitiven Anordnungen auf dem Rhein nichts geändert werden. Eine Aenderung von Seiten in-

grad eines Staates würde durch nichts anderes gerechtfertigt werden können, als durch Veränderungen von Seiten eines andern Uferstaates, — oder auch durch Uebereinkunft aller Theile über gleichmäßige Veränderungen auf dem ganzen Strom.

Sehen wir nun

2) zu den Douanen oder Licenzen über, d. i. zu den ein-, ausgehenden, und Transit-Rechten, wovon die ersten oft Licenzen im eignen Sinne heißen: so ist vor allem anzumerken, daß man in Holland nach den Katastrophen, welche dieses Land wieder von Frankreich heftigen, schon gegen Ende des Jahres 1814, zu einer neuen Douanen-Versassung Anstalten machte; daß diese aber erst im Jahr 1815 völlig ausgebildet und in Anwendung gebracht wurde, und zwar zuerst in Brabant, dann aber, gegen Ende des Jahres, auch im eigentlichen Holland.

In Beziehung auf diese Veränderungen ward nun in der Denkschrift der Elbner Handelskammer S. 9, bemerkt: „Grundsätzlich haben die Transit-Abgaben entweder mit den eingehenden, oder mit den ausgehenden Rechten, je nachdem die einen oder die andern mehr betragen, gleich gestanden. Neuerdings sey zwar der Transit rücksichtlich vieler Waaren auf die Hälfte vermindert, aber seit dem 1ten Jenner 1816 um 15 pro Cento erhöht worden; zudem sey die Durchfuhr mancher andern Waaren, entweder indirect durch eine untermäßigende Abgabe gehindert, so z. B. die Durchfuhr des Federabfalls für Seidenfabriken, oder direct verboten, so daß z. B. die Besetzung der deutschen

Rhein-Ufer kein rasches Salz an der Seebrüste holen dürfen.

Den ganzen Sommer hindurch haben nun die deutschen Rhein-Erldte in unbehaglicher Ungewißheit den verschiedenen Wendungen, die das holländische Douanen-Weesen genommen hat, zugehört und zugleich in gespannter Erwartung auf die neue Verordnung, die nach allgemeinen Gerüchten im December d. J. erscheinen sollte, gleich wie auf ein drohend herannahendes Gewitter, den ängstlichen Blick gerichtet. Im Anfange Octobers war es eine bekannte Sache, daß die gesetzgebenden Kammern im Haag die auf dem Rhein transitirenden Güter mit einer Abgabe von 3 Proc. des Werthes zu belegen und mehrere Durchfuhr-Berichte behauptehalten beschließen hatten; und zwar sollten diese Maßregeln sowohl im eigentlichen Holland, als auch in Belgien, in Ausfuhrung kommen. Uebrigens sollten Wein und Branntwein — so lauten die Nachrichten aus dieser Zeit — nur 2 Proc. geben, und die Consumtions-Beiträge, d. i. die ein- und ausgehenden Nothe, auf dem alten Fuße bleiben. Am meisten authentisch ist aber folgender Inhalt eines gedruckten Kaufmanns-Circulars d. d. Rotterdam den 2ten October: „Zu Anfang Decembers wird für Holland und Brabant ein neues Zollgesetz in Wirkung kommen. Die ein- und ausgehenden Nothe sind bei den meisten Colonial-Producten unverändert geblieben. Für Transit bezahlt man entweder das eingehende, oder das ausgehende Noth — welches das höhere ist —, aber aber 3 Proc. vom Werth, was als das Maxi-

muss der Transit-Rechte für alle Waaren festgesetzt ist. Das neue Gesetz gewährt uns auch ein Entrepot zu, wo die Waaren, ohne eine Bezahlung von Rechten, gegen eine mäßige Abgabe liegen können, jedoch nach Verfluß eines Jahres den Vortheil des Transits verlieren.“ — Außer dieser Angabe enthält das Circular auch eine Angabe des Betrags der Abgaben, die damals existirten; bei vielen Waaren bestanden die ein- oder ausgehenden Rechte in einer doppelten Art von Tabellen-Rechten, worunter der Versender zu wählen hat; bei manchen Waaren ist ein eigenes Transit-Recht angegeben, und vom Weis, Branntwein und Rum wird bemerkt, daß der von diesen Producten zu zahlende Transit noch näher werde regulirt werden. — In einem andern Circular eben der Art, von Rotterdam, dem 21sten November, heißt es: „Mit dem 1sten December wird die neue Zollverordnung in Kraft treten. Der Transit durch das ganze holländische Reich soll, sowohl zu Wasser als zu Lande, erlaubt seyn, und zwar gegen eine einmalige Bezahlung der einkommenden oder ausgehenden Rechte, welche von beiden die höchsten sind, oder auch gegen 3 Proc. vom Werth, je nachdem eins oder das andere für den Angaber versprochen ist. Salz, Pech, Seife, Wein, Branntwein, Bier, Essig, Torf, Steinkohlen bezahlen, so lange die Durchfuhr von einem derselben nicht verboten wird, 2 Proc. vom Werth. Alle Güter, zur Ein- und Ausfuhr verboten, zahlen beim Transit 3 Procent. Für Pflanzen ist 3 s. pro Edel vorgesehen. Jede Handelsstadt geniest das Recht, ein Entrepot zu haben, in welches die Güter frei ein-

geführt und, gegen ein noch zu bestimmendes Lagergeld, ein Jahr vom Tage der Einfuhr liegen können; während desselben steht es dem Eigenthümer frei, dieselben gegen die Transit-Rechte weiter zu senden, oder gegen Bezahlung der Eingangs-Rechte nach Sundbullen darüber zu verfügen. Nach die zur Einfuhr in dieses Land verbotenen Waaren dürfen in's Entrepot gebracht werden, unter der Verbindlichkeit jedoch, dieselben im Jahresfrist transiren zu lassen, oder wieder nach dem Orte der Herkunft zurückzuführen." — Dann folgt ein dem Preis-Courant beigefügtes Verzeichniß derjenigen couranten Artikel, wovon die ein- oder ausgehenden Rechte nach augenblicklichem Werthe, zur Zeit der Publication dieses Circulars, geringer als 3 Proc. waren, welches Verzeichniß wieder verschieden ist von dem im Circular vom 2ten October bekannt gemachten Tarif.

Wir haben diese Auszüge aus ein Paar Circularen hier angeführt, um die Veränderlichkeit des holländischen Abgaben-Systems daran anschaulich zu machen.

Jetzt bemerken wir nur noch, daß in dem im October abgeschlossenen Gesetz ins Besondere die deutschen Manufactur-Waaren mit 3 Proc. Transit belegt sind, da die Bestimmung, wonach alle an ein- und ausgehenden Rechten weniger als 3 Proc. gebenden Waaren beim Transit nur das Höchste von jenen beiden Rechten zahlen sollen, nur für manche Colonial-Waaren, nicht aber für die deutschen Manufacturen eine Vergünstigung ist. Ohne uns aber hier noch weiter mit einzelnen Nachrichten aus dem Sommer und Herbst aufzuhalten, wollen wir nun zu Dem übergehen, was im December-We-

nat geschäffen ist. Am 1ten d. M. ist endlich wirklich die neue Zollverfassung in Vollzug gesetzt worden, — fast und ersattend für den Handel, wie der gleichzeitig angebrochene Winter für alles, was lebt und wecht. Drei Procent des Werthes soll in der Regel Transit gegeben werden, sowohl zu Lande, als auf dem Fluß (Art. 160 des Gesetzes.) Dazu kommt nun noch die festspielige Abgabe der Passerte, — ein Pfund von 2 fl. 12 s. per Last oder 2 Tonnen, welches auf alle in Holland einkaufende fremde Schiffe gelegt ist. (Art. 205.) Endlich ist auch der Zusatz von 15 Proc. auf die Zoll-Abgaben beibehalten worden. Ebenso ist nun auch ein neues Dekret über den Transit vom 12ten November in Kraft getreten, in welchem die zum Transit verbotenen Waaren, und unter diesen besonders Thee und Gewürze, angesetzt sind; auch das Salz ist, wie schon früherhin, unter den Gegenständen des Transit-Verbods. Wir haben nicht die Gesetze selbst in Händen, sondern führen nur an, was uns als authentischer Auszug daraus zu Gesichte gekommen ist; aber schon dies Wenige wird, in Vereinigung mit den eben excerptirten Handels-Circularen, hinreichen, uns einen Begriff von dem harten Druck der so hohen niederländischen Douanen-Zölle zu geben. Ob wir nun gleich über diese Abgaben hier noch einige allgemeine Betrachtungen hinzufügen könnten, wie wir eben bei den Passergellen thaten; so wird es doch passender seyn, diese bis weiter unten zu versparen, und jetzt erst Einiges über

3) die mit den Douanen verbundenen

Neben-Ausgaben und Formalitäten zu be-
werten.

Dass wir keine Inconsequenz zu bezagen glauben,
wenn wir auch diese zu den öffentlichen Lasten, dem
Abgaben-Wesen im weitesten Sinne, rechnen, ob sie gleich
zum Theil zur holländischen Rationen, als solchen,
Gehört abzureisen, haben wir schon oben angedeutet.

Man könnte schon deswegen hiezu sich bewegen
fühlen, weil ja diese Leistungen eben aus öffentlichen
Einrichtungen, aus dem Staats-Finan.-System, ent-
springen und ohne dasselbe nicht existiren würden. Doch
dieser Grund würde uns nicht hinreichend zu solcher
Ansicht der Sache scheinen, sondern wir haben haupt-
sächlich deswegen diese Rücksicht gefaßt, weil jene Aus-
gaben und Formalitäten auf keinen Fall zum Wesen des
Handels gehören, sondern nur dem holländischen Staat
Vortheile gemäßen, die von den Ausländern als Op-
fer dargebracht werden. Es kommt dabei nicht darauf
an, ob sie den Staats-Kassen oder den Officianten, als
solchen, oder Privatpersonen etwas eintragen. Denn,
wenn man auch nicht sagen kann, daß der Staat aus
Personen besteht, so beruht doch sein Wohl immer
auf dem der einzelnen Mitglieder der Nation. Was also
zum Glück dieser Einzelnen beiträgt, ist auch ein Bei-
trag zu dem Glück des Staates; alles aber, was un-
ter diese Rubrik gehört, verbannt, so fern von Vermin-
derungs-Verhältnissen die Rede ist, seiner Ursprung entwe-
der privatrechtlichen Geschäften und Spenden, oder
unpensionirten Leistungen der Ausländer. Diese letzteren
nun nennen wir Abgaben im weiteren Sinne. Da nun

aber zu denselben offenbar alle Vortheile gehören, die der beländische Privatmann, als solcher, vermittelt der Douanen auf Kosten des Ausländers sich verschaffen kann: so gehören auch diese Vortheile mit unter die hier abzuhandelnden Punkte.

Nach allem, was man über den Druck der Douanen-Waren, abgesehen von dem Betrag der Auflage selbst, vernimmt, muß derselbe in der That sehr einiger Zeit auf einem ungewöhnlich hohen Grad gestiegen seyn. — In manchen Fällen scheint sogar durch die Control-Anstalten Gefahr für Schiff und Ladung hervorgebracht zu werden.

Es klagten wenigstens schon im Jahr 1814 die Schiffer sehr darüber, daß sie zu Ehrenkennung an die dort angestellten Licent.-Aufseher Erklärungen über Werth und Gewicht abgeben mußten, weil sie dadurch gezwungen wurden, an einem gefährlichen Orte zu ankern; und eine solche Klage ist doch unstreitig gerecht, wenn auch die gleichzeitig erhobene Beschwerde der Euväischen Schiffer, daß eine früherhin von ihnen genoßene Immunität in Rücksicht der Wassergälle bei der Wickeneinführung des alten Wasserpoll.-Systems ihnen nicht wieder zugesprochen werden sey, wohl keine Berücksichtigung verdienen mag. Dieser Immunität erwähnen wir hier nur beiläufig, wiewohl wir eigentlich bloß von dem Douanen-System zu reden haben. Aber desto mehr zur Sache gehörig sind die, diesen Sommer und Herbst so häufig gewordenen Klagen der nach Holland fahrenden Schiffer über inquisitorisches und partißisches Benehmen der Douanen-Beamten; und unter diesen Kla-

gen ist auch die über die Begünstigung der Inländer vor den Ausländern. Ob nun bloß ungerecht oder unrechtmäßiger Diensteifer, oder was sonst die Schuld hiervon tragen mag — darüber ist uns nichts bekannt. Besonders laut sind die Klagen über so mancherlei faux frais und bedeutende Abgaben bei den Visitationen und Controllen, über die durch diese veranlaßten Ausladungen und den Kosten, eben wegen dieser Expositionen nöthig werdenden, Aufsicht. — Das Erheben der Passpacte zu Schenkungsschatz, und das öfters sogenannte Abzeichnen derselben in den einzelnen Douanens-Bureau's, die an den Ufern des Rheins im Innern des Landes angelegt sind, mag wirklich sehr beschwerlich und nachtheilig für die Handels-Schiffahrt seyn. Uebrigens sagen bestimmte Nachrichten aus dem laufenden Monat December in besondrer Beziehung auf die neuen Gesetze Folgendes aus. Von den Formalitäten, denen die transitrirenden Güter, besonders in Hinsicht der Verbürgungen, unterworfen sind, gehörig zu erfüllen, und sich keinen Confiscationen auszusetzen, ist der deutsche Commisarius geneigt, sich sowohl bei dem Ein-, als bei dem Ausgange eines holländischen Commisseries zu bedienen, der ihm, nach bekannter Landesform, für seine Vermählung und Bürgschaft eine starke Provision zu berechnen nicht ermangeln wird. Ueber jene neuen Zollgesetze wird ferner noch dies bemerkt: Die Art. 166 und 167 bestimmen, daß die zum Transit declarirten Waaren an alle Formalitäten, die durch das nämliche Gesetz über die Ausgaber, Aus- und Wieder-Einladung der Waaren vorgeschrieben sind, gebunden, daß sie streng untersucht, und

entweder plombirt, oder, wo dies nicht thundich sey, an dem Sicherheits-Waaffregeln unterworfen werden sollen.

Natürlich entspringt nun daraus die Nothwendigkeit eines sehr lästigen Aufenthaltes; und die Ladung wäre auch schon an sich unthunlich, wenn sie auch nicht außerordentlich vorgestrichen wäre; denn eine Barge, die sich mit vielen andern auf dem nämlichen Schiffboden befindet, kann ja nicht allen den oben angegebenen Douanen-Operationen unterworfen werden, wenn man sie nicht auslader.

Daß nun die Douanen-Abgaben — diese Bemerkung über das Douanen-Wesen überhaupt sey und hier noch erlaubt — dem Handel sehr hart fallen, leuchtet einem Jeden ein. Es ist dieses der Fall nicht nur wegen der Höhe dieser Abgaben, sondern auch, und noch mehr als bei den Waaffregeln, wegen der Verwickeltheit derselben.

Wir glauben hier ganz vorzüglich auf diesen Punkt aufmerksam machen zu müssen. Es ist wahrlich ein großes Uebel, wenn der entfernte Eigenthümer jede Minderung der Abgaben nur als eine Gnadenstift ansehen und sich jede Erhöhung ohne Einsrede gefallen lassen muß. Und doch ist es bis jetzt noch immer so in Absicht der niederländischen Douanen. Dazu kommt aber nun endlich noch, als Folge der Douanen, das Heer von Formalitäten, letztem Aufsicht und Neben-Ausgaben, wovon wir eben geredet haben. Alle diese Verationen mögen nun zum Theil bei einem Douanen-System unvermeidlich seyn, wenn auch die Negirung noch so li-

berale Bestimmungen liegt. Aber auf der andern Seite kann der Druck derselben doch immer mehr oder weniger gemildert werden, und in jedem Falle kräftigen sie den Handel außerordentlich. Daß aber dem Donauwesen nicht nur die auf dem Rhein ein- und ausgehenden, sondern auch die transitirenden Güter eben so gut, wie alle Land-Transporte, unterworfen werden: darüber hat man sich ganz besonders zu beklagen, wenn man die Congreß-Acte und ihre Geschichte kennt. Es ist freilich wahr, daß Holland zu Wien in Hinsicht der Donau nichts ausdrücklich versprochen hat. Aber darum hat man ihm doch wohl nicht mehr, als den *status quo*, einzuräumen wollen; wenigstens liegt es sogar im Geiste des Pariser Friedens, noch mehr aber in den Bestimmungen des Wiener Congreßes, daß die Donau in Holland die Rhein-Transporte nicht in ihrer Gestalt schlagen dürfen.

In Deutschland hat man ja verglichen mit diesen Tag noch nicht gethan. Und dieses Versäumen ist auch der Congreß-Acte ganz analog; denn diese verordnet, daß nur die festbestimmten Schiffsahrt-Schäbren von den Rhein-Transporten erhoben, und nur dann erst auch andere Abgaben verlangt werden dürfen, wenn die Waaren zur Einfuhr in das Land, auf dessen Seeroute sie sich befinden, oder zur Durchfuhr per Achse declarirt worden sind. Außerdem sagt sie im ersten Art. ausdrücklich, daß die Donau die Schiffsahrt nicht hemmen, nichts mit dem Rhein-Transit gemein haben sollen. Im dritten Art. nun verordnet sie eine interimistische Instruction, durch welche die Ausföhrung der Congreß-Acte schon so viel als möglich vorbereitet wer-

dem selber; sie überließ es aber übrigens der Central-Commission, was Inhalt diese Instructionen seyn müsse, und nannte keine speciellen Punkte; doch wenn sie dies auch gethan hätte, und es wäre die Verschaffung der Stapel von Wein und Edeleien besonders bezeichnet, so würden eben so auch die holländischen Douanen als ausschaffen genannt werden seyn.

Wie harmonirt nun hiermit, daß im Jahr 1814, ja sogar im Jahr 1815, und nach Abschließung des Wiener Staats-Vertrages, die holländischen Douanen mit ihrem ganzen langen Schweif von Verschaffungen die Rhein-Schiffahrt immer mehr und mehr in ihre überrückende Sphäre hineingezogen, oder vielmehr sich ihr aufgedrungen haben, und, anfangs sich vom Flusse zu entfernen, ihm immer mehr sich genähert und ihren Vorrath auf seinen Wellen und an seinen Ufern in Ausföhrung gesetzt haben!

Es sey und nun

4) erlaube, noch ein paar Worte von den Expeditionen-Rößen in Holland und den Umladungen in den See-Häfen zu reden. Man sagt nämlich mitunter darüber, daß jene oft zu hoch, — und eben so, daß diese ganz übermäßig wären.

Wir reden nämlich hier von solchen Expeditionen-Geschäften, die nicht aus dem Douanen-Wesen entstehen, als welche schon unter No. 3 mit begriffen sind; und fügen gerade hier erst eine Bemerkung über die Umladungen in den See-Häfen hinzu, weil wir diese Umladungen als Polizei-Einrichtungen betrachten möchten, ohne und jedoch hier in eine nähere Erörterung dar-

über

über einzulassen, ob, wie die Elbner Handelskammer S. 7 und S. 9 behauptet, das Umschlags-Recht in den See-Häfen aus dem Durchfuhr-Zöllen entspringen ist, oder aus Schiffapens-Monopolen, oder aus dem natürlichen Unterschiede zwischen See- und Strom-Schiffahrt, oder aus allen diesen Dingen zusammen genommen. Genug, daß die Umladesteuern so hoch sind, daß sie nicht allein Vergütung für geleistete Dienste, sondern auch einen Ueberschuß über diese Vergütung in sich zu schließen scheinen, der als Abgabe zu betrachten ist. Nach dem, was die Elbner Handelskammer S. 7 darüber meldet, wird im Durchschnitt für die Umladung zu Amsterdam, Rotterdam und Dordrecht 1 Fl. oder 13 Sc. 4 Pf. pr. Zentner gezahlt!

In wie fern nun übrigens die Klagen über unbilligen Gewinn, den die holländischen Speculanten, auch abgesehen von den Donanen-Erschäften, überhaupt auf der Ausländer Kosten ziehen, gerechtfertigt sind oder nicht, dareüber können wir nicht urtheilen, und erwähnen deshalb dieses Punktes nur ganz kurz, indem wir keine bestimmte und sichere Nachrichten darüber haben und also auch keine Behauptungen aufstellen können.

Wenn nun durch diese Lage des Abgaben-Befandes in Holland die deutschen Uferstaaten in einem sehr nachtheiligen Verhältniß zu diesem Reiche stehen, so wird dieses Verhältniß noch übler durch einige andere jetzt zu erwähnende Umstände. Die Ausländer erleiden nämlich, außer den jetzt angeführten unmittelbaren Nachtheilen, auch

B) noch manche mittelbare. Dem Holländern

formen, vermittelt der liberalen Handels-Politik der übrigen Ufern-Staaten, bedeutende Vortheile bei ihrem Handel mit den deutschen Rhein-Schiffen zu Gute. Sie genießen zwar denselben nicht allein, sondern eben so gut auch die Unterthanen anderer Souveräne; allein diese Vortheile, in deren Besitz die Niederländer sich befinden, gehen eben durch den gleichzeitigen Umstand, daß des Ausländers Handels-Beschäfte in Holland unter der Last eines so ungünstigen Verfahrens laufen, mit erheblichen Nachtheilen für eben diese letztern nach sich: in der Handelswelt hängt ja alles enge zusammen, und wirkt mehr oder minder merklich auf einander, vorzüglich in unsern Zeiten, wo jede Nation weiter und weiter strebt, und den Schauplatz ihrer Operationen zu vergrößern machet.

Während nämlich der Ausländer, wenn er den niederländischen Rhein benützt, sich so harten Bedingungen unterwerfen muß, wie der Holländer, wie weit hinaus er sich auch des Stroms bedienen mag, mit keinen andern, als den seit der Convention von 1804 bestehenden Schiffsfahrts-Gesetzen befristet, so lange er auf dem Wasser bleibe und nicht zur Einfuhr declariert. Ferner: wenn auch bei der Einfuhr oder Landdurchfuhr Steuern-Abgaben und Consumtions-Gebühren auf die Waaren fallen, so hat ja doch der Niederländer immer die angenehme Wahl unter einer großen Anzahl von Territorien, wo er die Güter absetzen kann; es besteht, der Natur der Sache nach, eine Concurrenz unter den Unterthanen aller dieser Staaten, die ihm dieselben absetzen können, so daß ihm immer

noch andere Wege offen bleiben, wenn das Zoll- und Schutzwesen eines einzelnen Staates seinen Handels-Geschäften etwa im Wege steht. Auf gleiche Weise hat er auch bei dem Kaufen und Abheben von Waaren die Wahl unter den Territorien aller jener Staaten, so daß er, wenn das Preuss.-System des einen ihm nicht günstig ist, seine Bedürfnisse, wenn sie nur auch in einem andern Lande zu finden sind, aus diesem beziehen kann. Endlich ist auch nicht zu übersehen, daß die Umladungen zu Köln nur den vierten Theil dessen, was in den polnischen Seehäfen gefordert wird, betragen. (cf. die Kölner Denkschrift Seite 7.)

Wenn man aber alles dieses im Auge hat, und noch die vortheilhafte Aufhebung der Stapel hingedenkt, so wird man

C) leicht vorhersehen können, daß durch eine solche das eben beschriebene Verhältniß der Niederlande zu den deutschen Uferstaaten in einem noch höhern Grade zu der letzteren Schaden ausschlagen und die Rhein-Schiffahrts-Freiheit, in Folge dieser Aufhebung, noch ferner in Holland gefährdet seyn würde.

Wenn die Niederländer sich jetzt auf dem Nieder-Rhein im Besiz der Schiffahrts-Freiheit und so bedeutender Handels-Vorteile befinden, in so fern sie sich Köln sehen dürfen, — und indirect auch auf dem Mittel- und Ober-Rhein, in so fern sie mit den handels-treibenden Ufer-Bewohnern des Rheins durch Expeditionen und Commissionen in Verbindung stehen: so können sie,

nach Aufhebung der Stapel, dieser Personen, wenn nicht ganz, doch weit mehr als jetzt, entbehren, und dann desto bequemer und unmittelbarer der Schiffsahrt-Freiheit und der übrigen Handels-Vergünstigungen auch auf dem Mittel- und Ober-Rhein genießen.

Anstatt nun aber daß gleichzeitig mit der Verschärfung der beiden Umschlags-Nachte vollkommene Nachsicht auf dem niederländischen Rhein in Rücksicht der Schiffsahrt-Freiheit eintreten sollte, ist es vielmehr nicht unglaublich, daß ein Finanz-System, dem gegenwärtigen und oben skizzirten ähnlich, wenigstens im interimistischen Zeitraum, und in einem gewissen Grade auch im definitiven Zustande, fortwähren werde. — Es läßt sich ja erwarten, daß Holland das System, welches es bis jetzt für seinen Interesse angemessen gehalten und auch in der That befolgt hat, auch fernerhin gern im möglichst größten Umfange werde beibehalten wollen. Wenn wir uns auch nur aller der oben angeführten Erschwerungen des ausländischen Handels erinnern, so erkennen wir schon hieraus das Streben dieses Staats.

Ueberdies erscheinen aber noch so manche andere Anzeichen, die uns in unsern Besorgnissen bestärken.

Man bedenke z. B., wie Holland in Hinsicht der Mosel-Schiffsahrt verfahren ist, worüber bestimmter Nachrichren aus dem Anfang Octobers Folgendes auszusagen. Nachdem Holland an der Mosel, wo es ein paar Meilen Landes, jedoch nur auf dem linken Ufer, besitzt, den vorbeifahrenden Schiffen, trotz der Wiener Congreß-Beschlüsse über die freie Schiffsahrt auf den

Nebenflüssen des Rheins, den belgischen Transit-Zoll mit 1 Proc. des Werthes und 15 Proc. der Gebühren aufgelegt hat, hebt es durch sein Decret vom 18ten August alles Transit auf, und läßt sich, statt dessen, für die Erlaubniß, daß Schiffe die kleine Strecke an seinem Ufer vorbeifahren dürfen, den ungeheuren Ein- und Ausfahr-Zoll bezahlen, der für mehrere Artikel unterschiedlich ist und unter vielen andern Gegenständen den französischen Wein von diesem Flusse verdrängt, der doch von diesem Artikel hauptsächlich alimentirt wird; denn Holland fordert von dem bloß vorübergehenden Wein nicht weniger als 8 Franken pro 9 Hectoliter für Eingang-Nachte, 4 Proc. für Ausgang-Nachte, — und 8 Franken pro 1 Hectoliter für die indirecten Abgaben seines Landes, überdies auch 15 Proc. Zulage auf alle diese Abgaben zusammengenommen. —

Zwar sind späterhin diese Wasseregeln, wie wir von der Gerechtigkeit wissen nicht verschweigen dürfen, wieder zurückgenommen worden; allein dennoch ist das Transit-Nachte von 2 Proc., das nun statt des von 3 Proc. eingeführt ist, außerordentlich hart, und hat in der That etwas höchst Widernatürliches an sich, da dasselbe auf keinen andern Nachs Grund gegründet ist, als daß Holland eine kleine Strecke des einen Rhein-Ufers besitzt. Zudem ist diese Abgabe noch mit Wein-Ausgaben verbunden, nämlich 15 Proc. der Gebühr, und Abschreiben der Platte, so daß eigentlich jetzt 21 Proc. gegeben werden. Dazu kommt aber noch, daß diese Abgabe im Widerspruch mit der Wiener Convention über die Nebenflüsse des Rheins steht.

Da nun übrigens die Beforgniß, die unter dem deutschen Handelsstande herrsche, gegründet ist, daß nächst erst unter dem Namen von Transit die ganze Consumtion-Ostree, die sechs Mal so viel beträgt, auf der Mosel werde eingeführt werden, können wir nicht verdingen. Aber daß man, wenn mit der Mosel-Schiffahrt so hart und mißthätlich hat verfahren werden können, auch auf dem Rhein ähnliche Dinge befürchtet, kann doch Jemanden verarget werden. Man laßt aber fern, um sich zu überzeugen, welcher Geist in Holland herrsche, daß in diesem Jahr von der Rotterdammer Handelskammer bei dem Gouvernement eingegebene Memoire, worin dem Transit sichtlich der Krieg erklärt ist, und worin es unter andern heiße: „Die Kammer kann nicht anders als wünschen, daß nie Transit in Holland Statt gefunden hätte;“ und an einer andern Stelle: „Aber wo sollen wir anfangen, und wo könnten wir aufhören, wenn wir alle die Nachtheile, die aus dem Transit-Handel entspringen, aufzählen wollten! —“

Wenn solche Stimmen von Seiten einer Handelskammer einer bedeutenden Verhasen-Stadt sich hören lassen: — was läßt sich dann erwarten! Müssen sie nicht entweder bei der Regierung, oder bei der gesetzgebenden Kammer, oder bei beiden zugleich, einen bedeutenden Eindruck und die diesem entsprechenden Maßregeln hervorbringen? Das Gerücht sagt zwar, daß bei den Diskussionen der gesetzgebenden Kammern über die neu zu verfassende Polizeyordnung die holländischen Mitglieder gegen, und nur die brabantischen für den ho-

den Transit-Zoll gestimmt hätten; allein wenn auch wirklich die ersten nicht gegen den Transit-Zoll eingenommen seyn sollten: so nützt das dem Ausländer nichts, sobald das Resultat der Deliberationen zeigt, daß die Eifersucht der Brabantier den Sieg davon getragen hat; und er sieht vielmehr auf jeden Fall voraus, daß, wenn er auch nicht die Stimmung des einen Theils der niederländischen Nation gegen sich hat, die sie doch mit dem andern Theil der Fall ist, und daß also sein Schicksal in Hinsicht der Rhein-Schiffahrt im holländischen Gebiet immer nur davon abhängt, welcher Partei die Waagschale das Uebergewicht hat. — In diesem allen kommt aber nun endlich noch der Umstand, daß die Willkür in den Transit-Verboten nun förmliche Gesetz-Kraft erhalten hat; denn in dem Decret vom 1sten November, das wir schon oben aufzählten, ist es ja dem Könige vorbehalten worden, die Liste der zum Transit verbotenen Waaren nach Gefallen zu vermehren, so daß jedem Artikel jeden Augenblick der Durchgang versagt werden kann.

Wenn man nun aus diesem allen die Tendenz der Niederlande so deutlich erkennt und sich zugleich des Benehmens bei den Verhandlungen über die Congreß-Akte erinnert: so ist leicht, im Voraus zu ahnen, was zu sichern steht. Die Wasserfälle sollen zwar, nach den ausdrücklichen Worten der Note vom 20sten Februar, interimistisch nicht erhöht, und im bestimmten Zustande abgeleitet werden. Ferner liegt im Geiste der Congreß-Akte, daß die Domanen interimistisch nicht noch höher gemacht werden sollen, als sie sind, und daß sie im

bestimmten Zustande die durchgehenden Rhein-Transporte gar nicht mehr zulassen und belästigen dürfen. Aber wir sehen es doch vor Augen, daß man im interimistischen Zeitraum mit großer Willkür verfährt; und ganz klar ist es, daß man wenigstens hinsichtlich der Domänen sich an nichts gebunden glaubt. — Es läßt sich nun zwar ganz zuverlässig erwarten, daß die Versprechungen über den bestimmten Zustand werden in Erfüllung gebracht, und die Abgaben auf die Schifffahrts-Transporte ganz auf den Fuß werden eingerichtet werden, wie sie auf dem deutschen Rhein von Emmerich bis Straßburg bestanden; allein noch immer bleibt das gleichsam in einem beständigen Nebel gehüllte Corrége übrig, welches man, wie es den Anschein hat, nicht zu den Gegenständen der Wiener Congreß-Vere rechnet. Wenn nun unter dem Namen eines solchen doch Abgaben in den Mündungen des Rheins auch im definitiven Zustande erhoben würden, so wäre dieses ein großes Uebel. Das Resultat würde dann sein, daß sowohl im interimistischen als bestimmten Zustande der Handelszug, und besonders der Transit, gar sehr würde gestört werden. Ja, es könnte sogar sein, daß der Transit fast völlig ruiniert würde. Denn man muß bedenken, daß die Rheinhandels-Straße große Kosten hat an den Handelsstraßen über Emden, Fover de Weers, Bremen und Hamburg. Die Wege in Frankreich sind bekanntlich in einem verwerflichen Zustande; und nach Hamburg und Bremen bemerkt, so wird in diesen beiden Städten fast gar kein Transit bezahlt. Um es anschaulich zu machen, wie fern wir in dieser Schamp-

lung Recht haben, werden folgende Nachrichten, die uns zu Gesichte gekommen sind, hier am rechten Orte stehen.

Ein Eilnisches Handelshaus ließ im October d. J. 30 Schilde Hansel, welche 8000 fl. holländisch werth waren, von Bremen über Amsterdam zu Wasser nach Eiln kommen, und erhielt darüber von seinem Commis- sionär in Amsterdam folgende Spesen- Rechnung:

Für Fracht, Post und Hafengeld . . .	fl. 108 — 18.
Entschiffen, Aufschlagen und Kapselzahn —	45 — .
Für Transp.-Rechte, Plantieren und	
Passport	— 485 — 15.
Für Schiffer, Adressen und kleine Ko-	
sten	— 17 — .
Für Provision von Empfang und Ver-	
send	— 45 — .
Current fl.	711 — 13.

den 23ten Oct. 1816.

Von Bremen bis Amsterdam betragen also die Ko- sten nur fl. 108 — 18; die holländischen Kosten hin- gegen belaufen sich auf fl. 602 — 15, oder ungefähr $7\frac{1}{2}$ Proc. des Werthes!

Rechnet man nun zu diesen Kosten die Fracht und die Zölle von Amsterdam bis Eiln, und bedenkt man au- ßerdem, daß in diesem Herbst, als die gemäßigtern Transp.-Rechte in Holland und Belgien noch bestanden, die Durchsicht der Güter zu Lande von Bremen nach Frankfurt, laut sichern Nachrichten, nicht theurer war, als die von Antwerpen zu Lande bis Eiln, und von Eiln zu Wasser bis Frankfurt zusammenzunehmen: so

wird man leicht einsehen können, daß jener Transport zu Wasser von Bremen über Amsterdam nach Köln mit dem directen Transport zu Lande von Bremen nach Köln an Kosten sich ziemlich gleich stellen würde; an Zeit aber würde zu Lande noch obendrein wenigstens zwei Monate gewonnen. Selbst voluminöse Gegenstände hätte man schon längst, trotz den ungünstigen Verhältnissen auf dem holländischen Rhein, wohlfeiler zu Lande, als über den Rhein von Bremen nach Köln, bringen können, wenn nicht die Wege zu schlecht und die Lebensmittel und Fracht diesen Herbst über so theuer gewesen wären. Da nun aber das Transit in Holland seit dem 1sten December noch mehr erschwert werden ist, als früh-
hin: so wird dergleichen wohl allerdings nun theuerlich werden.

Wahrlich! unter solchen Verhältnissen; bei einem Finanz-System in Holland, wie wir es dargestellt versucht haben; bei einer so unverhältnismäßigen Ungleichheit in den Vortheilen, worin sich die verschiedenen Völkerstaaten und deren Unterthanen befinden; bei einem so mächtigen Verderben Hollands nach fiscalischen Vortheilen; und endlich bei den Vorzügen mehrerer andern Handels-Straßen vor der auf dem Rhein durch Holland, und so auch vor der über Antwerpen und den Rhein, hat man doch wohl mehr als Einen künftigen Grund, für den lebhaften Verkehr auf dem Rhein. Daraus, und für die durch die Congreß-Vereinigten Rheinschiffahrt-Freizheit in die reichlichsten Besorgnisse zu gerathen.

Wir betrogen es nun zwar Holland keineswegs,

wenn es sich immer mehr zu dem höchsten Ziele, welches einem thätigen Volke nur vorstehen kann, emporarbeiten strebt. Wir verargen es ihm nicht, wenn es, wie gewöhnlich klar am Tage liegt, den Mittelpunkt des rheinischen Handels zu werden sich bemühet, — wenn es das Herz in dem Körper werden möchte, dessen übrige Glieder aus dem rheinischen Handelskörper heraus würden, — wenn es wünschte, den Handel nur nach seinem individuellen Interesse zu leiten und einen blühenden Zwischenhandel, Theils als Commission., Theils als Propre-Handel, zu erlangen, dagegen den Transit-Handel zu beschränken, — wenn es endlich darauf ausgeht, daß der Auswärtige aus Holland's Schosse seine Bedürfnisse bekomme, nicht aber von den entfernten Märkten der erste Waaren-Eigenthümer sie hole. — Wir sehen auch sehr wohl ein, daß Holland wahrscheinlich sich nicht würde dazu verstehen können, auf jede Art von Belassung des Waarenhandels an den Mündungen des Rheins ganz und gar Verzicht zu thun, indem sein Zwischenhandel, der ihm so wichtig ist, dadurch vermindert, und sein Transit-Handel sich dann ganz auf den freien Rhein setzen und also unfruchtbar für die Staats-Kassen werden würde. — Wir fühlen uns außerdem auch überzeugt, daß den Niederländern der Status quo bis zur Regulirung der Rhein-Schiffahrt, Angelegenheiten wichtiger Weise nicht vernachlässigt werden konnte, da nicht leicht ein Staat plötzlich und auf einmal sein Finanz-System abändern oder gar umwerfen kann. — Wir achten es auch ganz und gar nicht über uns, über Holland's individuelles Interesse

ein Urtheil zu fällen, vielmehr wir allerdings bezweifeln, ob die hohen Zölle und Transit-Abgaben demselben angemessen sind, und die Worte von Bösch ihm zurufen möchten: „Wander Ort hat einen Absatz der auf seinen Markt zusammenkommenden Waaren, der sich auf seine Transit-Handlung gründet; Eine läßt dem andern;“ (Vorstell. der Handels. Bd. II. S. 230.) und die andern Worte: „Kein Ort kann in dem Besitz des Zwischenhandels bestehen, wenigstens nicht den Markt derjenigen Güter an sich halten, in Ansehung deren er mit andern Plätzen in Concurrenz steht, wenn er die Ein- und Ausfuhr derselben mit hohen Zöllen beschwert.“

Aber, müssen wir doch mit Recht fragen, können die deutschen Uferstaaten es gleichgültig ansehen, wenn Holland, nachdem es den Contract abgeschlossen und dabei, wider! wider am 20sten Februar, noch späterhin, sich nicht einmal deutlich und befriedigend über seinen für die Mit-Contrahenten so bedenklichen Status quo erklart hat — wenn es nun hinwieder Gründe herbeifucht, die Rhein-Schiffahrt-Freiheit durch seine Abgaben-Verfahren und seine Douanen zu beschränken? wenn es nicht das thut, was in Folge der Congreß-Akte zu erwarten war? wenn es, anstatt die Vollführung dieses Staats-Vertrages vorzubereiten, die Freiheit der Schiffahrt vielmehr beschränkt, während auf dem deutschen Rheine diese Freiheit schon jetzt in einem hohen Grade existirt? Können sie gleichgültig dabei seyn, wenn Holland Vortheile erlangt und deren immer mehr bezieht, welche ihm nicht gehören, und welche die Ausführung der Congreß-Akte höchst ungemein machen? — Thut nicht das ganze

Vernehmen der Niederlande in so vielfacher Hinsicht ganz gegen die Absicht der hohen Contractanten, indem durch dasselbe die Gleichheit unter gleich-Berechtigten, der Endpunkt der Rhein-Schiffahrt-Freiheit, zu Grunde gerichtet, und der Handlung auf dem Rhein nicht belehrt, sondern vielmehr von dem Rhein weggetrieben wird? Haben nicht, eben so, wie die Rheinfluss-Staaten, auch andere europäische Mächte, welche der Congreß-Kette angeschlossen, ein sehr großes Interesse bei dem Vernehmen Hollands in Betracht der Rheinfahrt? Können sie es ohne Einrede dulden, wenn das Ansehen derselben nicht geschadet, — und wenn die Erreichung des Zwecks, dem sie für ihre eigenen Unterthanen ins Besondere erreichen wollten, paralysirt wird? Denn darum haben sie ja doch hauptsächlich den Vertrag mit unterzeichnet, daß sie einen möglichst freien Transit-Handel auf dem Rhein beständen, und zwar nicht nur, in so fern dieser Transit durch die deutschen Rheinflüßländer, sondern auch durch Holland aus dem Meer nach Deutschland, und aus Deutschland nach dem Meer möglich ist. Was hätten sie auch sonst für ein besonderes Interesse bei dem ganzen Vertrage gehabt!

Und wenn nun dem so ist, so kann es doch nicht anders als höchst wichtig und wesentlich zur Erreichung des großen Zieles der Congreß-Kette seyn, die beiden deutschen Escapen sehen zu lassen, wie Holland durch Handlungen besser Gesinnungen zeigt, die Hindernisse der Rhein-Schiffahrt-Freiheit aufhebt, sehr deutlich über sein künftiges zu beobachtendes Verfahren erklärt, und ins Besondere, wenn es überhaupt eines Rhein-

Transit-Zoll in den Seehäfen bedarf, sich hinüber zu einem sehr mäßigen und ganz bestimmten Fixum ver-
 stehe, und, bis man überhaupt einsehnige und mit der
 Billigkeit bestehende Anordnungen in Hinsicht des Fi-
 nang-Desens getroffen hat, das Interesse aller Staa-
 ten sichern, und den Unterthanen den Weg öffnen zum
 Genuß der ihnen versprochenen Rhein-Schiffahrts-Frei-
 heit. In eben dem Geiste müßte man aber auch, wie
 wir eben näher ausgeführt haben, in Rücksicht auf das
 Uebergewicht Hollands im Schiffahrts-Polygl. Wesen
 verfahren; Holland müßte nämlich auch rücksichtlich die-
 ser Angelegenheit so zu handeln anfangen, wie es um
 der Ausführung der Congreß-Acte willen nothwendig
 ist, und dann erst dürfen die Stapel aufgehoben
 werden.

Es ist denn also das Resultat unserer Abhand-
 lung kein anderes als das folgende:

Es ist wegen der Zweideutigkeit der Er-
 klärungen Hollands über die Congreß-Acte
 und wegen des bestehenden Uebergewichts
 Hollands in Hinsicht der (sämmlichen Rhein-
 Schiffahrts-Angelegenheiten a) wünschend,
 — b) billig, — c) den Bestim-
 mungen der Congreß-Acte entspre-
 chend, — und d), wenn Gerechtigkeit und
 Gleichheit unter Gleichberechtigten gehand-
 habe, der Handel befördere, die Congreß-
 Acte überhaupt jemals ausgeführt
 werden soll, durchaus nothwendig, —
 die unbedingte Aufhebung der gezwunge-

nen Umschlagel-Rechte vom Rhein; und Edin
nicht eher auszusprechen, als bis Holland
jegliche Hindernisse, die es der freien Rheim-
Schiffahrt entgegensetzt, dieselben mögen
nun den deutschen Uferstaaten bis jetzt bekannt
seyn oder nicht, wirklich aufhebt.

Thut man aber dieses, geht man diesen Weg der
Vorsicht: so wird sich hoffentlich auch bald der polnische
Horizont in Holland aufheben; — und ist das der
Fall, so ist es durchaus nicht nöthig, daß Holland
wieder aus dem Continent ausstehe und als eine sich
selbst überlassene Ozeaninsel-Parade gegen die übrigen
Ufer-Staaten da stehe. — Wahrlich, das wäre ja auch
ein sehr großes Uebel; — und daß es so komme, dem
Glauben können wir nicht Platz geben. — Wein! so
tragisch wird die Geschichte der Wiener Congreß-Acte
nicht enden; es wird nicht ein einzelner Ufer-Staat die
Schuld auf sich laden, daß der wichtige Vertrag nicht
ausgeführt und nur als eine traurige literarische
Verfälschung in den Annalen der Geschichte aufbe-
wahrt werde. — Als eine fröhliche Anekdote wird viel-
mehr die Freiheit der Rheim-Schiffahrt auf-
leben, — (auch eine der Blumen, die aus dem Blute
der für die Freiheit geschlagenen Schlachten von Leipzig
und Waterloo hervorgehen) — wird in schnellem Wachs-
thum aufsteigen, und in freundlicher Harnsch zu tüchtiger
Kraft gedeihen. Sie wird dastehen, diese Edin, und
mit lebender Hand den Völkern jenseits, daß sie sich
des großen Glückes für ihre Heil und Wohlfahrt be-
dienen mögen, der gutwilliger, als so mancher seiner

Brüder, ihnen seinen Beistand darbietet, und der schon längst mit der von ihm getrennten Schwester, der Rhein-Schiffahrt-Freiheit, sich zu vereinigen gewünscht hat. —

D

Nachschrift des Herausgebers.

Wir haben über den Inhalt des vorstehenden Aufsatzes nur Eine Bemerkung zu machen; nämlich die: „daß Verträge und Gesetze alle Kraft verlieren, wenn neben diesen Verträgen und Gesetzen eine verlegte Natur der Dinge bestehen soll.“

Mit der Eher, ein Volk zu seyn, verhält es sich ganz anders, als gewöhnlich vorausgesetzt wird. Sie ist hauptsächlich durch Zwierikel bedingt: Einmal durch Natur-Bedingen; zweitens durch ein politisches System, das die Vertheidigung derselben erleichtert. Welches sind die Natur-Bedingen eines Landes? Sehr richtig hat man auf diese Frage geantwortet: „Von wo ein Tropfen Wassers dem Volke quellt, von da steht der Boden ihm zu; und die Natur-Bedingen sind: von vorn das Meer (denn wohin man strebt, dahin steht man, und das ist von vorn); in Seite und Rücken aber die höchsten Höhenzüge, die den von einem Volke bewohnten Erdbhang und dessen Quellen umranden.“

Hel.

Welches ist das politische System, das die Vertheilung solcher Güter erleichtert? Um alle Weitläufigkeit zu vermeiden, wollen wir sagen: es sey das Einseitigkeitsgesetz von dem, aus welchem Deutschlands Schicksal seit ungefähr zwei Jahrtausenden hervorgegangen ist. Gleichgültig gegen Natur-Ordnungen, haben die Deutschen nie zu einer Verfassung gelangen können, welche ihnen innerhalb der von ihnen beliebten Ordnungen Sicherheit und blühende Wohlfahrt gegeben hätte; und wiederum hat der Mangel einer solchen Verfassung sie verhindern müssen, die Nothwendigkeit der Natur-Ordnungen aufzufassen. Die Nachteile von Seitwärts haben sich aber noch mehr verstärkt. Unabwendbare Folge einer gescheiterten Einseitigkeit ist gehemmter Fluß-Schiffahrt. Nun wollte zwar die Wiener Congress-Vere in Bezugung auf die Rhein-Schiffahrt die Hindernisse, welche derselben durch eine getheilte Einseitigkeit in dem Weg gelegt wurden, fortzuschaffen; allein die Erfahrung hat gezeigt, daß man von einer falschen Voraussetzung ausgegangen ist, wenn man glaubte, das Königreich der Niederlande werde sich bestimmen lassen, dem unschätzbaren Vortheil seiner Lage zu entsagen: einer Lage, die das übrige Deutschland von ihm abhängig macht. Ehe man auf die Bedürfnisse Anderer eingeht, sorgt man für die eigenen; und ist es möglich, diese auf Kosten der Uebrigen zu befriedigen, so glaubt man, nur um so besser daran zu seyn. Sprache, Sitten, Gesetze, Alles beweiset, daß die Niederländer zu den Deutschen gehören; selbst das von ihnen bewohnte Land hat seine Benennung nur von der Abdachung, die es in

Beziehung auf Deutschland bildet. Dennoch rechnet sich der Niederländer nicht zu den Deutschen, weil er sonst als eigenbüthiger Veruzger der Rheinmündungen mit sich selbst in Widerspruch gerathen würde. Was ist unter diesen Umständen zu thun? Freilich bleibt nichts Anderes übrig, als zu dulden, da man nicht ändern kann; als zu klagen, da auf gerechte Beroderungen keine Rücksicht genommen wird. Doch sollte es jemals dahin kommen, daß die Bedingungen eines naturgemäßen Wohl-Deseyns in größter Allgemeinheit eintreten, als bisher: dann würde der Stand der Dinge auf's Wesentlichste verändert seyn, und, anstatt zu klagen, würde man nur darauf denken, dem heiligen Naturwillen sein Recht zu verschaffen. Wie leicht werden alle diplomatischen Operationen von dem Augenblick an geworden seyn, wo sie sich auf eine sichere Anschauung der Naturgesetze gründen! Was in welchem Lichte werden alsdann so viele Verträge erscheinen, die man jetzt noch als Weisheitsstücke des menschlichen Verstandes bewundert!

Von dem Communal-Wesen im römischen Reiche unter den Imperatoren.

In den kleinsten Municipien des weit ausgedehnten römischen Reiches wiederholen sich die eigenthümlichen Züge der städtischen Verfassung Rom's, dieser ewigen Stadt, wie sie in den Edicten der Imperatoren nachdrücklich genannt wird. Hier ein Senat, und dessen geborne Mitglieder, die Patricier, im Gegensatz der Plebejer, die als Gemeinde an der öffentlichen Verwaltung Theil nahmen. Dort die erste Ordnung der vornehmsten Bürger des Municipiums, die *Principales*, oder im Allgemeinen die *ordo curialis* genannt, aus denen die *Curia* oder *Bule*, der erste Magistrat des Orts, zusammengesetzt wurde, und denen wir ebenfalls die Plebejer und deren Gemeinde, *coelecta*, als die zweite Ordnung gegenüber finden. An der Spitze des Magistrats Zweimänner, *duumviri*, die, wie die Consuln Rom's, jährlich gewählt wurden. In beiden gab es Censoren, Aedilen, Quästoren. Was in Rom Senator hieß, wurde in den Provinzial-Städten *decurio* genannt. Dies Wort leitet Pomponius, in Gemäßheit einer damals herrschenden Meinung, von der Genossenschaft her, nach welcher, bei Eafung von Colonien, der

gehnte Theil der Anseher zum Magistrat des Orts be-
stellt wurde.

Unsehlbar wurden hierzu die Reichsten und Ange-
hessen gewählt, die im Stande waren, unentgeltlich
ihre Zeit und Kräfte dem Wohl ihrer Gemeinwesen
zu widmen, und auf denen zugleich, je nach dem Verlauf
ihres Vermögens, der größte Theil der Lasten desselben
ruhte. Und so lange in den alten Städten ein Schein
von Selbstständigkeit und Unabhängigkeit vorhanden
war, läßt es sich denken, daß der Beizug, den das
Wohl den damit Bekleideten in seinem Beyleute gewährte,
und das Gefühl, unmittelbar, und aus eigener Macht,
für seine nächsten Angehörigen und Mitbürger, für sich
und seine Nachkommen zu wirken, Muth genug gab,
nach Ehrenstellen zu streben, die keinen andern Lohn,
aber viel Mühe und Besäuerden und sehr bedeutende
Opfer und Entbehrungen des Vermögens, mit sich führten.

Allmählich verschwand die Freiheit der einzelnen
Städte in dem ganzen Gebiete des großen Reichs.
Ihre eigenen Zwecke verloren sich in denen der großen
Masse, und blieben in dieser Richtung weniger deut-
lich. Die Magistrate nahmen in der langen Leiter der
Staatsthoranen vom Volke bis zum Thron eine der nie-
dersten Stufen ein; und in demselben Maasse, worin ihr
Ansehen sich minderte, vermehrten sich ihre Lasten und
Besäuerden, die dadurch noch empfindlicher werden
mußten, daß sie sich in der Hand von Oberen sahen,
welche auf ihrem höheren Standpunkte oft ganz andere
Zwecke zu befolgen hatten, als die, welche jene in ihrem
beschränkten Wirkungsbereiche als die wichtigsten und nö-
thigsten zu betrachten geneigt waren.

Obgleich hiernach der alte Gehalt, der die Verfassung der städtischen Magistrate erzeugte hatte, ganz natürlich erloschen war: so hatte dennoch die Heim des letzteren ihn überlebt und sich bis in die späteste Zeit erhalten. Die Decurionen verrichteten, nach wie vor, ihr sehr beschwerlich gewordenes Amt beinahe ohne als led rechtmäßige Entgelt. Sie hatten nur Ansprüche auf einige Alimosen, in dem Fall, daß sie bei ihrer Ausübung ihr Vermögen aufgesetzt hatten (l. 8 ff. de decur.); und dazu konnte es nur gar zu leicht kommen, wegen mancher ihnen obliegenden bedeutenden Ehrenausgaben und wegen der mit ihrem Amt verbundenen Verantwortlichkeit. Die Gesetze erklären sich dem gemäß ganz deutlich, daß es bei Bestellung der Decurionen recht eigentlich auf ihr Vermögen an gesehen war. Verdienst und Vermögen finden wir ungetrenntlich neben einander gestellt, wo von den Eigenschaften eines Decurio die Rede ist (l. 45 Cod. de decur.). Ein Besitz von 25 Jugera hundert *), entweder eigenthümlichen oder durch leihliche Pachtung erlangten, war ein triftiger Vermögensgrund geworden, zur Annahme einer solchen Magistrats-Stelle zu nöthigen (l. 33 C. T. de decur.). Mit andern Eigenschaften wurde es weniger genau genommen. Ein Rescript von Valerian und Gallienus (l. 6. C. l. c.) verordnet, daß die *expertes literarum* von dem Decurionsat keinesweges ausgeschlossen werden. Nach einem andern Gesetz (l. 8. ibid.)

*) 1 Jugerum = 240' l. X 120' b. = 28800' Q.

raubt nur Infamia, nicht aber Verlust der Augen, die Ehre dieses Amtes. Aber auch nur die Ehre des Decurions raubt, nach l. 1. c. de infirmit., die Infamia, doch ganz und gar nicht die damit verbundenen Folgen und Pflichten. Selbst in Staatsämtern ergriffen Personen (l. 3. ff. l. c.), selbst ganz taube und stumme (Si in totum non audiat, aut non loquantur, l. 7. ibid.) konnten, so fern es nur aufs Erben und Tragen ankam, zu Decurionen gewählt werden.

Eben hiemit mag man abnehmen, ob mit diesen Reimern eine besondere bürgerliche Ehre verbunden war, so sehr diese auch in vielen Stellen besonders hervorgehoben wird, und so sehr auch hierin eine Ähnlichkeit mit dem Senat in Rom erkündigt wurde, daß so gar die Zwedmänner in der Feldmark ihres Gebietes sich die fasces, doch ohne Stiele, vortragen lassen durften (l. 147. C. T. de decur.). In Hinsicht auf Ehre nämlich ist insbesondere bemerkenswerth, daß in mehreren wiederholten Stellen des Rectors der Provinzen bei schweren Strafen verboten wird, die Decurionen körperlichen Mißhandlungen und der Tortur, namentlich den *scitibus plumbatis*, zu unterwerfen. Diese *plumbata* waren eine Art Kneit, Peitsche von mehreren Riemern, an deren Enden sich Bleisüßchen befanden, womit man auf dem nackten Rücken des Züchtlings ein Hagelwetter nachschmettete. Und dennoch ist eine Verordnung (l. 40. C. de decur.) worin mehrere Verbrechen angeführt werden, um denselben ein Decurio ohne Anstände *juxta pristinam consuetudinem* auf diese Weise jurcht gemacht werden konnte. Ferner

gibt über die Ehre der Decurionen ein Verbot von Valentinian und Valens (l. 66. C. T. de decur.) Ausruf, nach welchem niemand mehr zur Strafe wegen eines Vergehens, um dessentwillen er aus der Ordnung der Decurionen gestossen werden konnte, zur Exilia, wie bei uns zur Zuchthausarbeit, verurtheilt werden soll. Die Imperatoren stellen freilich, wie vorher gedacht werden, das Amt der Decurionen als etwas Ehrenvolles, und die Pflicht, es zu übernehmen, als etwas Heiliges vor. Honorati, Eminentes sind Belohneter, die ihnen als Amtenamen gegeben werden (l. 3. de quid publ. etc. T.). Ihr Punct gegen das Vaterland wird überall in Ansehung genommen, und impel werden diejenigen genannt, die das Loos eines Decurionis, gleichsam als wirkliche Strafe, zu vermeiden streben.

Dennoch sehen wir, wie groß und allgemein zu den Zeiten der Imperatoren der Mißbrauch dieser gewesen seyn muß, aus der übergroßen Zahl der Befehle, die den einzigen Zweck haben, durch die ernsthaftesten Massregeln abzuwehren, ne curiae desolarentur.

Jeder, dem ein Decurionat erzeugt hatte, war durch seine Geburt ein Mitglied desselben Standes. Er hieß *coelectus originis*, und theilte, von seinem 18ten Jahr an, die Ehrenverträge der Decurionen, in deren Album er eingetragen wurde. Hatte er nun das 25ste Jahr erreicht, so war er reis, bei entscheidender Vocatur die bestimmte Zahl der Decurionen ohne Wahl zu ergänzen, und dann sich von der untersten Stufe durch alle Zwischengrade bis zur höchsten Würde seines Magistrats hinauf zu schwingen. Unterschieden war diese seine Po-

Stimmung durch seine Geburt für sein ganzes Leben. Ehe er das 70ste Jahr zurückgelegt hatte, konnte ihn davon niemand, außer dem Kaiser, befreien (l. 14. C. l. c.). Nur wenn er etwa das 80ste hatte, 12 oder 13 Kinder dem Staate zu schenken, so erlangte er dafür eine *honoratissima quies* (l. 55. C. T. und l. 4. C. l. c.). Auf seine Neigung kam es dabei gar nicht an. Hatte etwa das Ländchen für ihn mehr Reiz, als die Stadt: er mußte ihn überwinden; denn, sagte eine Verordnung des Kaisers Valerianus und Procerus (l. 2. C. T. si curialis): Wir wollen allen Curialen hier, mit angedeutet haben, daß sie nicht den Städten entsagen und sie verlassen, um auf dem Lande zu wohnen; denn wissen sollen sie, daß das Landgut, welches sie der Stadt vorzögen, dem Fiskus verfallen, und sie das verlieren sollen, was dessentwegen sie sich als *impii* gegen die Vaterstadt begangen haben. Viele suchten, wie wir aus den Gesetzen ersieht, vor dem gedachten Amt zu entweichen: in eine andere Provinz; zur Militär; zu den Religionen; zu den Officianten der höheren Staatsbeamten, unter denen sie sich anstellen ließen, um sich desto sicherer zu verstellen; in mächtige Häuser. Niemand fand sie Schutz, sobald sie entdeckt wurden. Der Gesetzgeber ihrer Provinz hatte die Befugniß und Pflicht, sie von allensthalben her zurückzurufen und in die Curia mit Gewalt zurückzuführen, selbst aus dem Palaste des Kaisers, selbst aus dem Dienste des Herrn, sogar, wie wir aus einer merkwürdigen Verordnung des Valens (l. 63. C. T. de decur.) ersieht, aus den Congregationen der Mönche in Aegypten, die schon damals als

Centurien bezeichnet wurden, welche, unter dem Schein der Religion, der Gerechtigkeit förderten. Das zurückgelassene Vermögen solcher ausgewanderten Curialen hafelte insofern ihrer Curia. Daraus wurden Diejenigen sicher gestellt, die in der Zeit ihrer Abwesenheit ihre Stelle vertreten mußten; und bei ihrer Zurückkunft mußten sie für zwei volle Jahre alle Lasten nachtragen, denen sie sich ja entziehen gesucht hatten.

Reichte die Zahl der gebornen Curialen nicht hin, um die Curia voll zu machen, so hatte diese das Wahlrecht gegen alle übrigen Einwohner des Ortes; und es galt dagegen keine Einkerbung. Auch Diejenigen, qui *judaicam superstitionem sequantur* (Rescript der Kaiser Severus und Antoninus l. 3. ff. l. c.), mochten ohne Zweifel die Christen mit gehören, die nach den Grundsätzen der ersten Kirche sich der Uebnahme öffentlicher Aemter zu weigern pflegten; sogar Philosophen, selbst wenn sie Unterricht in der Philosophie ertheilten, mußten dem Ruf der Curia folgen: denn, sagte das Gesetz (l. 3. l. c.), *improbus philosophus pecuniam contemnit*. Man sieht überhaupt aus mehreren Stellen des Justinianischen Gesetzbuchs, daß gewisse Philosophen der damaligen Zeit nicht eben sehr vortheilhaft bei den Gesetzgebern angeschrieben waren. Ein Rescript der Kaiser Diocletianus und Maximilianus (l. 6. C. de decur.) an einen solchen Philosophen drückt sich also aus: „Deine Profession und dein gedupelter Wunsch stehen mit einander in Widerspruch; denn indem du verheißest, du seyst ein Philosoph, tust du von Ehrgeiz und Habgier (avaritia et rapa-

citato) hingerissen, und magst es, lassen sie vertheilen, die deinem Vermögen aufgelegt worden; wie vergeblich du dies thust, davon kann Dich das Beispiel Anderer belehren.

Wie nun jene Stadt-Magistrate in sich gesammelt waren, die Vangerdung der einzelnen Mitglieder und die Namen ihrer verschiedenen Würden, möchte für unsere Zeit wenig Aufsehendes mehr haben. Dessen wichtiger ist eine höhere Kenntniß der mancherlei Geschäften, die ihnen oblagen. Zunächst erstreckten sich diese freilich auf ihr Municipium. Allein der Verwalter der Provinzen, oder unmittelbaren Vorgesetzten, denen sie Rechnung ablegen und von ihrem Thun und Treiben Rache und Ansehen geben mußten, bedienten sich ihrer auch zur Erreichung sehr wesentlicher allgemeiner Staats-Zwecke, besonders bei Vertheilung und Erhebung der Lieferungen und directer Steuern; und es wird hier nicht ganz außer seiner Stelle seyn, von diesen, als den wichtigsten Zweigen der Ausübung der Decurionen, einen Begriff zu geben.

Die Grundlage jener Steuern unter den Imperatoren machte der sogenannte Census (Schätzung), der zu gleicher Zeit in allen Provinzen des Reiches Statt fand und, wie es scheint, alle 15 Jahre wiederholt wurde. Die Eingeklassenen gaben ein Verzeichniß (profectio) ihrer häuslichen Habe; die Häuser wurden vermessen, die Güter des Bodens geschätzt, von allem Vergegenwärtigten eine genaue Beschreibung gemacht, und dabei in alles Einzelne mit der größten Ausführllichkeit eingegangen. Hierdurch erhielt man einen Maßstab, den

ganzen Bedarf des Staats, nach den Bedürfnissen des darin befindlichen Vermögens, auf die Provinzen und in diesen hiernach auf die Communen, bis auf die einzelnen Haushaltungen zu vertheilen, welches die Capitation hieß. Die aufgenommenen Verzeichnisse hießen *capitationis registra*, woraus das heutige verflämte Wort für Steuerrollen: *Kataster*, entstanden ist.

Der Betrag des Capoen, was im Lauf eines Jahres durch directe Vermögenssteuer für den Staat erhoben werden mußte, wurde durch eine öffentliche, vom Kaiser selbst untermzeichnete Aufkündigung, *Indictum*, vier Monate vor der wirklichen Erhebung voraus bestimmt. Dies hieß *Indiction*. Der Censur gab die Anwendung der allgemeinen Auflage auf die verschiedenen Provinzen. Hiernach wurden durch den Präfect des Prätoriums für diese die besondern Vorschriften, nach jener allgemeinen Landes-Verordnung, aufgestellt, und dieselben durch Aufschlag an öffentlichen Plätzen der Soldate zu Jedermanns Kenntniß gebracht. Jeder, der die Steuerrollen und seine eigene Capitation kannte, war nun im Stande, sogleich selbst den Betrag seiner Geldsteuer zu bestimmen. Sie traf aber hauptsächlich die Grundeigenthümer; die Coloni hielten damit verschont. Ihre Vertheilung in den Communen lag den *Decuriones* ersten Ranges, welche *Principales* hießen, ob. So geschah es regelmäßig alle Jahre; welcher auch die Auflage *Canon* genannt wurde, und die Worte *Jahr* und *Indiction* in der Sprache des Theodosischen Codex als gleichbedeutend vorkommen. Außerordentliche Bedarfsfälle aber erbrachten hienieden die Erhebung einer Ergänzungs-

Steuer, nach demselben Maßstabe, oder ein sogenanntes *Superinduct* *), welches auf dieselbe Art, wie das *Induct*, zur Einführung gebracht wurde. Auch Rom, sein Staat, blieb von dieser Auflage verschont, selbst nicht die Beamten des Reichs; sogar ein vom Kaiser ertheiltes Privilegium schützte davon keine Befreiung gewähren. Der Grundsatz der ganzen Einrichtung scheint gewesen zu seyn, daß die Staats-Kassen von allen Staatsbürgern mit gleichen Schulden getragen werden sollten.

Ein sehr großer Theil, und wohl das Meiste, von dieser allgemeinen Auflage wurde in Natural-Lieferungen der ersten Lebensbedürfnisse abgeführt, nämlich: Getreide, Futter, Gerste, Wein, Öl, Milch, Holz, Speck, Schweinefleisch. Auch Gold, Silber, Erz, Eisen, waren dahin gehörende Artikel. Krieger, Pferde, sogar Knechten, (*librones*), wurden auf diesem Wege aufgeschriben. Man nannte diese verschiedenen Gegenstände der Lieferung: *annonariae species*. Es fehlte auch hierbei nicht an erfindenen schönen Worten, nur, was die Folge des Zwanges war, als die Wirkung eines edlen Druckes darzustellen. Die Steuer wird in den Gesetzen *devotio* genannt: *devotio publica*. Der Contribuente hieß *devotus*, *devotissimus*.

Es ist bekannt, was für eine wichtige Rolle die Annona in dem alten Rom spielte, und wie die kriegsmüden Kleinrentner bedrückt waren, vermittelst ihrer den großen Haufen zu sichern. Aber auch unter den späteren Imperatoren blieb es Hauptsache, jene ersten Lebensbedürfnisse, auf Kosten der Provinzen, in Vorräthen nach

*) *Contributio additioalis.*

Rom zu schaffen, um sie, Theils unentgeltlich, Theils zu einem geringen Preise, unter das gemeine Volk zu vertheilen. In den verschiedenen Abtheilungen (Regionen) der Stadt waren Mühlen und Backereien, wo für das Volk wohlfeiles Brot verfertigt wurde. Arme Bürger quibus saluaria solatium non esset, erhielten darauf Bauselungen, und eine Marke (*καλαμας*, *temera*). Zur Auftheilung des Brotes unter sie waren eigene Stufen (*gradus*) erbaut, worauf jeder Berechtigte einen Platz zur Empfangnahme des ihm Gehührenden erhielt. Das Brot hieß von jenen Stufen *panis gradilis*, auch: das tägliche Brod, (*ἀγρος ἡμετέριος*). Sein bestimmtes Maas hieß *ammula*, wovon wohl das Deutsche Semmel herühren mag. Seit Julius Cäsar war besonders die Provinz Afrika zur Lieferung des Getreides und Oels nach Rom verpflichtet. Als Constantin d. G. Vojanz in ein gewisses Rom verwandelte, gab er ihm, um recht viele Einwohner dahin zu ziehen, eben solche Ansehn, und zur Aufmunterung der Bauern wurde den Häusern das Recht auf die Brotauftheilung als ein Privileg einverleibt. Dies hieß *panis aedium*, und konnte von dem Grundstück, woran es baute, nicht getrennt werden, sondern ging mit demselben auf jeden Erwerber.

Es scheint, daß, nach dem Beispiel jener beiden Hauptstädte, ähnliche Einrichtungen auch in den kleineren Stadt fanden, die den politischen Zweck hatten, das wesentlichste Bedürfnis fast zu geringem Preise zu stellen, die ärmere Klasse zu unterstützen, ihr die Erziehung der Kinder zu erleichtern, dann aber auch den gro-

ßen Haufen bei guter Laune zu erhalten und den aufstehrischen Bewegungen abzuleiten.

Dies hieß die *annona popularis*. Eine andere *annona* war aber für die Unterhaltung der Truppen, noch eine (auch nach uralter Sitte) für die *cella principis*, für die kaiserliche Hofhaltung, bestimmt; endlich gab es eine *annona*, welche den Soldatentruppen geliefert wurde, die von den Kaiser in das Gebiet des Reiches aufgenommen waren, mit der Verpflichtung, dessen Schutz zu gegen die Barbaren zu vertheidigen.

Hierzu läßt sich die Größe des Umfangs dieser Lieferungen beurtheilen. Der *praefectus provinciae* leitete ihre Vertheilung. Die Empfänger, *exceptores*, erwählten die *decuriones* aus ihrer Mitte, und diese haften für jene mit ihrem Vermögen gemeinschaftlich. In Terminen von vier zu vier Monaten wurden die aufgeschriebenen Lieferungen abgeführt. Die *exceptores* erhielten darüber Quittungen; und diese empfingen die Staatsbuchhalter, *tabularii*, zum Beleg ihrer Rechnungen.

Nach Vorschrift der Gesetze sollten, wie bei uns in ähnlichen Fällen, den Lieferungsplätzen immer die ihnen nächstgelegenen Ablieferungs-Orter anzuweisen werden. Es ist aber kein Wunder, daß auch schon damals diese heilsamen Gesetze vom Eigennoth zum größten Verderb der Eingekesserten auf das Größte übertraten wurden, wie dies ja schon viel früher dem Verres von Cicero wegen seiner Verwaltung Siciliens zu einem Hauptverwurf gemacht wird.

Ein Theil der abgelieferten Naturalien kam in öf-

feindliche Vorrathshäuser, und es war ein ständiges Magazinwesen eingerichtet, wobei praepositi, custodes und mensores angestellt waren. Ein Theil kam zu den sogenannten *Manfien* und *Matationen*. Der *curtus publicus*, was wir Postenlauf nennen würden, war bei den Römern zu einer großen Vollkommenheit gebracht, diente aber hauptsächlich zu Staats-Geschäften. Feste und bequeme Heerstraßen hatten, von Einer Station zur andern, *Manfiones*, d. h. Kucheleier, wo Pferde und Fuhrwesen zu den Befehlen der Regierung, zur Beschaffung ihrer Abgerethenen und aller Staatsbeamten bereit gehalten wurden, wo die Länge der Heerstraße gehenden Truppen Halt machten und ihre Lebensmittel empfangen. Die *Matationen* waren zum Pferdewechsel bestimmt. Die Aufsicht über beide, und die Verwahrung lag den *Decurionen* ob. Ihnen lag es ob, die Schiffe, Pferde, Kamele, Wagen und Kraschen herbeizuschaffen, die zur Versendung der Lebensmittel von den Ablieferungsbedürftigen nach jeder andern Gegend hin erforderlich waren. Nach der Einrichtung der *Strata* selbst war ein Hauptstück ihres Amtes, und sie griffen gegen die Abtrübseligen durch mildernde Verhaftung, durch Abführung der Güter und deren Veräußerung.

Eine zweite Artung der directen *Antona* bei den Römern war die *lustralis collatio*, welche ihren Namen von *lustrum* hatte, weil sie alle fünf Jahre erhoben wurde. Sie läßt sich mit unserm Gewerbesteuer vergleichen, da sie alle Gemeinde traf, doch nur, in so fern die Erzeugnisse feil gegeben und damit ein Handel getrieben wurde. Registratorn, Wucherer, Krämer wa-

ren ihr vorzüglich unterwerfen; Lehnknecht mußten diese Steuer erlegen. Nach welchen Grundsätzen man auch bei ihrer Vertheilung zu Werke gegangen seyn mag, so war sie, nach den Klagen der damaligen Zeit zu urtheilen, ganz besonders verhasst, und mit Willkür und Grausamkeit verbunden.

Das Kronmehl, *aureum coronarium*, war eine Abgabe, die ganz den Schein freiwilliger Beiträge hatte, nichts desto weniger aber erzwungen war. Ihren Ursprung nahm sie aus der alten Gewohnheit, nach welcher Provinzen, Bundesgenossen, befreundete Könige, den Feldherren, denen ein Triumph bewilligt war, goldene Kronen schenkten, um damit ihren Einzug zu verherrlichen. Nach und nach war hieraus eine Gewohnheit entstanden, die den Provinzen und Communen, in diesen aber namentlich den Decurionen, oblag, ihrem gnädigsten Landesherren Geschenke darzubringen bei allerlei erfreulichen Veranlassungen, z. B. der Thronbesteigung, oder wenn der Landesherren jemanden absetzte, oder wenn er den Provinzen eine Indulgenz ertheilt, d. h. eine bestimmte Größe rückständiger Abgaben erlassen hatte, oder wenn derselbe einen Sieg oder Triumph zu feiern für gut fand. Es wurden dabei Feste gehalten, welche den Dank und die Bewunderung des Schenkenden und die Bitte aussprachen, daß ihr Geschenk halbernd angenommen werden möchte.

Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der Amtspflichten der Decurionen ist in einem Fragment der Pandecten aufbewahrt (lib. 50. tit. 14 l. 18.). Sie werden daselbst in drei Klassen eingetheilt, in solche, welche vornehmlich die Person; in solche, welche das Vermögen

des Decurio beauftragten, und in Amtspflichten von gemischter Beschaffenheit. Die Herabsetzung der einzelnen derselben wird hinreichen, eine deutliche Vorstellung von der Vermehrung der Soldate zu geben.

Es gehörte dahin die *curatio calendarii* und die *questura*. Die baaren Soldate, welche das königliche Betarium erbrachte, wurden nämlich auf Zinsen aufgethan. Sie hatten ein pfandschweigendes Pfandrecht auf den Gütern der Schuldner, und durften den letztern nicht leicht gekündigt werden. Die Einziehung der Zinsen in den vorgeschriebenen Termnen, und deren Verrechnung machte das *calendarium*.

Die Bestellung von Reuten, von Pferden und andern zur Beschaffung von krieglichen Geldern, Lieferungen, Kleidungsstücken nöthigen Rindern gehörte zu den persönlichen Amtspflichten der Decurionen; die öffentlichen Fuhren und den Vorspann mußten sie besorgen; ferner den Anlauf des Getreides zum Bedarf der Stadt, des Oels für die Gymnasien, die Heizung der Bäder, die Erhaltung der Wasserleitungen. Unter ihnen waren Finanzarchen (Friedensrichter), welche auf öffentliche Fuhre und Einnahmen blickten; Aufsicht über den Markt der Lebensmittel. Sie empfingen die Steuern, und trieben diese und die baaren Steuern nach der Capitulation bei. Die öffentlichen Einkünfte der Stadt wurden durch Curatoren aus ihrer Mitte vertheilt. Es waren Aufsicht der öffentlichen Gebäude, des Archivs, Rechnungsführer (*logographi*) Buchhalter (*tabularii*), öffentliche Handwerksmeister (*xenoparochi*), Hafensächter (*limenarchae*) unter ihnen bekannt. Der Bau und die Wiederherstellung der öf-

entlichen Gebäude, Palläste, Schiffswerfte, Manufakturen gehörte zu ihrem Amtspflichten. Auch die Verpflegung und Ernährung der zum öffentlichen Dienst gehaltenen Kammerer mußten sie in ihrer Ordnung persönlich übernehmen. Sie mußten sich als Untergeordnete in das Hoflager des Kaisers versenden lassen, und erhielten nach Ermessensurtheil zuweilen ein *vaticum* oder *legatum*, zuweilen auch nicht. Die Nachschaffen und Vorkerkien waren ihrer Aufsicht unterworfen. Sie verwalteten das Spandiat der Stadt im heutigen Sinne des Wortes; auch das Richteramt wird zu ihrem Geschäftskreise gezählt. Ueber die Annahme der Landstrafen hatten sie die Aufsicht, und die Pflicht, sie zu deren Unterhaltung zu nöthigen. Die Professoren bei dem Censur nahmen sie auf; sie besorgten endlich die öffentlichen Kampfspiele.

Kann die Verfassung eines Staates in dem Lichte eines Vertrages betrachtet werden?

So lange es ein deutsches Reich gab, waren Irrungen und Verträge die beiden Pole, um welche sich alle Erscheinungen dieses Reiches dreheten.

Im Allgemeinen verstand man unter Irrungen alle Eingriffe, welche durch Uebereilung zu Mißgriffen geordnet waren. Es gab daher Irrungen aller Art: Religions-Irrungen (*sic venia verbo*), Bärsten-Irrungen, Grafen- und Herren-Irrungen. Der Ausdruck selbst war der deutschen Sprache ausschließlich eigen, und im Grunde ein sogenannter Euphemismus, wodurch man alle gegen die Verfassung des deutschen Reiches gerichtete Klagen zu beschwichtigen und in den Hintergrund zu stellen suchte. Denn auf eine ganz unverständbare Weise war die Verfassung, d. h. die Totalität der organischen Gesetze, nach welchem Deutschland regiert werden sollte, die Quelle aller zu Mißgriffen geordneten Eingriffe oder sogenannten Irrungen. Je unvollkommener und naturwidriger nämlich diese Gesetze waren, desto bläufiger mußten die Versuche seyn, nach

die einzelne Städte oder Staaten machten, sich auf Kosten ihrer Nachbarn zu einer höheren Stufe von Freiheit zu erheben.

So oft man diese Verträge schloß, weil sie auf einen unerwarteten Widerstand trafen, wurden sie vor allen Dingen zu Irrungen geknüpft; und Irrungen beizulegen, war bei weitem das Hauptgeschäft des deutschen Staatslebens, so oft er auf Reichstagen vereinigt war. Zwar würde die weisungsfähigste Beilegung aller Irrungen eine Verbesserung der Reichsverfassung gewesen seyn; da aber eine solche nur auf Kosten vieler Privat-Interessen hätte zu Grunde gebracht werden können, und Daß, was man die deutsche Freiheit nannte, darüber zu Grunde gegangen wäre: so begnügte man sich damit, daß man Verträge an die Stelle guter Gesetze brachte, und ließ es darauf ankommen, wie lange diese Verträge vorhalten würden.

Irrungen und Verträge entsprachen also einander; und so wie man Irrungen durch aufgehobene Verträge bestrafen konnte, eben so konnte man Verträge durch aufgehobene Irrungen bestrafen. Eine sehr nachtheilige Folge von dieser Anordnung der Dinge aber war die Unsterblichkeit sowohl der Irrungen als der Verträge. Während in anderen Staaten von Verträgen nur in so fern die Rede war, als man dadurch Verhältnisse mit dem Auslande regelte, vertraten in Deutschland Verträge die Stelle der Gesetze; nicht etwa so fern ihnen die Heiligkeit der letztern zu Theil geworden wäre — denn daran fehlte nicht weniger als alles —, sondern weil Deutschland, was seine organische Gesetz-

gung betraf, zu allen Zeiten so sehr im Anschätze verborben war, daß die Besätze, deren Heiligkeit sich ganz von selbst verkündigt haben würde, nie zum Vorschein kommen konnten. Also Zwungen und Verträge, und Verträge und Zwungen ohne Aufhören! Einen andern Inhalt kennt die deutsche Geschichte nicht.

Hat ein Sprachgebrauch mehrere Jahrhunderte bestanden, so dauert er auch dann noch fort, wenn Das, was ihm zum Grunde lag, längst verschwunden ist. In Deutschland hat das ewige Schließen von Zwungen, und das damit zusammenhängende Vertragen, so auf die Köpfe wirkte, daß das Gesch ihnen noch immer in dem Lichte eines Vertrages erscheint. Rönne hat sich dies auffallender bewiesen, als in der reichensbergischen Ständerversammlung. Es handelte sich in derselben keinesweges um einen neuen Vertrag, wohl aber um eine neue Staats-Gesetzgebung. Die Voraussetzung war vielmehr, daß die Abgeordneten Einsicht genug besitzen würden, Vertrag von Staats-Gesetzgebung zu unterscheiden und nur die letztere zu wollen; und ganz ungegründet war diese Voraussetzung nicht, da es in der Versammlung wenigstens Einsigne gab, welche ihren hohen Verstand erkannten. Aber die große Mehrheit der Abgeordneten wollte eine Verfassung nur im Sinne der ehemaligen deutschen Reichs-Verfassung, welche durch und durch Vertrag war; und, von der Idee eines Vertrages, wie von einem bösen Dämon, befreit, brachte sie es dahin, daß das glorreiche Wort aufgegeben werden mußte, und daß an die Stelle des nicht zu Grunde gebrachten Vertrages die

Frung trat, welche man die Auflösung der Ständeversammlung nennt.

Hört man die Vota der Freiherrn von Wassenbach und von Barabüler, so wie das des Reichsfreiherrn Feuerlein, vom 2ten Junius dieses Jahres: so kann man schwerlich verfehlen, die Entscheidung zu machen, daß diese Männer, wie sehr sie auch im Uebrigen von einander abweichen mögen, im Punkte Dessen, was sie den Verfassungs-Vertrag nennen, auf eine wunderbare Weise übereinstimmen. „Ein Volk,“ sagt der Freiherr von Wassenbach, „das über gewaltsam entziffene Rechte und über eine wieder herzustellen- de Verfassung unterhandelt, kann den Vertrag weder von der Gnade, noch von der Willkür, erwarten.“ Dieselbe Sprache führt der Freiherr von Barabüler, wenn er sagt: „Er begründete die Hoffnung war, die gegenseitigen Ansprüche zu heben und eine freie Uebereinkunft zu erzielen, desto schmerzlicher fällt mir die Aufstellung der diesem zu entscheidenden Frage (nämlich, ob die Vorschläge des Königs anzunehmen seyen oder nicht). Denn nie wird eine auf solche Weise entstandene Verfassung im den Augen des Volks den Charakter eines freien Vertrages erhalten, und folglich auch nicht Gewährleistung in dem öffentlichen Vertrauen finden, was derjenigen Verfassung, die einem schon bestehenden Vertrags-Zustand ganz unähnlich, am wenigsten fehlen darf. Unter diesen Umständen halte ich mich vor meinem Gewissen verpflichtet, die aufgestellte Frage mit Nein zu beantworten, weil ich es verziehe, das württembergische Volk unter der Regierung des jetzt to-

lebenden Königs ohne Verfassung zu sehen, als dem-
selben für künftige Zeiten das Recht, eine von seinen
Vorvätern ererbte Verfassung zu reclamiren, zu ver-
geben.“ Der Abgeordnete Feuerlein erklärt sich auf fol-
gende Weise: „Ich würde glauben, die Idee des
Rechts zu widerstreben zu helfen, wenn ich mich für das kö-
nigliche Rescript und dessen Beilage erklärte. Denn
sind Verfassungs-Verträge heilig; hat die vorige
Regierung, endlich nach langem Kampfe, diese Heiligkeit
der Verfassungs-Verträge anerkannt, und setzt die je-
tztige Regierung auf keinem andern Standpunkt: so
würde ich, als Volkswortreter, selbst erklären, daß diese
Verträge nicht heilig seien, wenn ich die Worte des
königlichen Rescripts anerkennen könnte: „unterdessen
thut es Noth, daß eine Regel feststehe, die im Falle
der Nichterfüllung über die Abänderung entscheide.““
U. s. w.

Nimmt man nun diese Männer, so wie ihre Freunde
und Anhänger in der würtembergischen Ständeversam-
lung, für Das, wofür sie sich ausgeben, und legt man
ihnen keinen andern Untergrund unter, als den des
allgemeinen Willen, von welchem sie leicht zu separi-
rern: so weiß man, wie es scheint, nur um so mehr
bedauern, daß sie die Aufgabe, an deren Lösung sie Theil
nehmen sollten, in einem so hohen Grade mißver-
stehen konnten.

Als sie zu Anfang des Jahres 1813 zusamen-
traten, um die Vorschläge des Königs zu vernehmen,
war die an sie gerichtete Rede wesentlich folgenden In-
halts: „Alles hat sich um uns her verändert. Jetzt

Reichs-Verband, durch welchen Württemberg in früheren Zeiten mit der Thal eines großen Banners war, ist aufgelöst, und die sämmtlichen Staaten Deutschlands stehen in einer Unabhängigkeit da, welche sie berechtigt sich europäische zu nennen. Mit Württemberg selbst sind im letzten Jahrzehend wesentliche Veränderungen vorgegangen. Die Grenzen dieses Staates haben sich erweitert, und die Bevölkerung desselben hat sich beinahe auf das Doppelte von Dem erhoben, was sie sonst war. Besondere Umstände haben Württemberg's ehemalige Grafen und Herzöge zu Königen gemacht. Dies Alles nöthigt uns, auf eine andere Anordnung des Innern bedacht zu seyn. Was mich betrifft, so hab' ich nichts weniger, als die Absicht, den Despoten zu machen; dazu fühle ich mich zu gut. Damit aber das Neue, das ich zu schaffen gedente, von Bestand sey, so bedarf ich des Beistandes der Einsichtsvollen unter meinen Unterthanen. Je diesem Endzweck hab' ich Sie zusammenberufen. Das Einzige, was ich beabsichtige, ist eine Verfassung, welche meinen Unterthanen für die Zukunft eine Regierung nach den besten organischen Gesetzen sichere. Ich habe hierüber, wie sich ganz von selbst versteht, meine eigene Idee; aber ich bin für dieselbe nicht so eingenommen, daß ich keine Einsendungen entgegen nehme. Je vollkommenere unsere gemeinschaftliche Schöpfung ausfällt, desto glücklicher werde ich mich fühlen."

Was aber erwiderte die Mehrheit der Versammlung hierauf?

Sie sagt: „Seit drei Jahrhunderten besteht eine

Verfassung, die sich die würtembergische nennt. Sie wurde zwischen einem von Ew. Majestät Bevollmächtigten, dem Herzog Christoph, und vielen Würtembergern verabredet. Der Herzog gab nach, weil er des Murrens müde war. Wir wollen nicht leugnen, daß mehrere von seinen Nachfolgern sich durch diesen Vertrag in ihrer Fürstenthümlichkeit verletzt fühlten, und daß Einer von ihnen die Opposition gegen denselben so weit trieb, daß es des Daptschenrunds von drei Königen und einem Kaiser bedurfte, um ihn zur Besinnung zu bringen und ihn in die Schranken zurückzuführen, worin ein Herzog von Würtemberg sich bewegen sollte. Doch gerade hierdurch erhielten wir eine Bürgschaft für die Güte unserer Verfassung. Große Umwälzungen sind seitdem über Deutschland gekommen, und Würtemberg ist davon nicht unberührt geblieben; alles ist seit einem Menschenalter verändert. Da wir uns aber, sey es in Folge unserer alten Verfassung, sey es in Folge einer bloßen Genöthigung, in früheren Zeiten wohlbefunden haben: so sind wir der Meinung, daß die Dinge auf den Punkt zurückgeführt werden, worauf sie bis zum Jahre 1806 standen. Zwar sind die Umstände, worin wir leben, ganz besonderer Art; zwar gesehen wir, daß wir nicht einsehen, wie Ew. Majestät es möglich machen will, in Kraft der alten Verfassung noch jetzt zu regieren; zwar bekennen wir sogar, daß diese Verfassung wesentliche Gebrechen in sich schloß, von welchen wir und unsere Vorfahren nur allzu viel gelitten haben: allein wir hoffen das Neue; wir hoffen Die, welche folgen sollen, wollen, als wir; und indem wir das Recht, so wie es

einmal ist, weit über das Rechte setzen, und den Geist der neueren Metaphysik verabscheuen, welcher darauf ausgeht, gewisse allgemeine Naturgesetze auf das Wesen der Regierung übertragen, bieten wir Ev. Majestät, und unsere alte Verfassung, so wie sie vor drei Jahrhunderten mit dem edlen Fürzog Christoph verhandelt und getragen worden, trotz allen Schwierigkeiten, welche Europa und Deutschland entgegenstellen mögen, zurückzugehen.“

Wer möchte leugnen, daß, wenn eine solche Antwort ertheilt wird, Diejenigen, von welchen sie ausgeht, schwerlich jemals darüber nachgedacht haben, weder was durch eine Verfassung bewirkt werden soll, noch worauf die Güte derselben beruht!

Die hochwichtige Frage, welche sich darbietet, ist keine andere, als:

„Wie fern ist eine Verfassung der Gegenstand einer Unterhandlung und eines Vertrages?“

Wichtig ist diese Frage besonders in Beziehung auf Deutschland, dessen Verfassung von je her in dem Lichte eines Vertrages betrachtet worden ist. Die Stunde der Entscheidung hat geschlagen. Entwerdet man selber fort, das Verfassungs-Werk in diesem Lichte zu betrachten (und dann wird man sich gefallen lassen müssen, daß das Ergebniß in den übrigen Staaten Deutschlands eben so sey, wie es im Königreich Sachsen gewesen ist); oder man giebt die Idee eines Vertrages auf, (und dann darf man sich mit der Erwartung schmücken, daß das Werk selbst gesungen werde).

Vor allen Dingen muß man sich deutlich machen,

entlich, was Verfassung, zweitend, was Vertrag
sag.

Unter Verfassung verstehen wir die Totalität der
gesellschaftlichen Anordnungen, durch welche die Art und
Weise, Befehle zu geben und zu vollziehen, festgestellt wird.
Da nämlich die menschliche Gesellschaft nur in so fern
fortdauern kann, als etwas in ihr vorhanden ist, was
dem allgemeinen, d. h. dem den Vortheil Aller umfas-
senden, Willen den Triumph über jeden besonderen Wil-
len, der sich als den allgemeinen ausbringen möchte,
verschafft; da ferner die Idee dieses allgemeinen Willens
auf nichts so sehr beruht, als auf der Art und Weise,
wie er hervorgebracht wird: so hat man von je her dar-
auf bedacht seyn müssen, diese Art und Weise durch
besondere Anordnungen festzustellen, und die Totalität
dieser Anordnungen hat die Benennung einer Verfassung
oder organischen Befehlsgewalt erhalten. Nicht daß diese
Anordnungen alleenthalben dieselben gewesen wären; sie
waren wesentlich von einander verschieden, je nachdem
man die Natur der Gesellschaft hier so, und dort an-
ders, auffaßte. Allein so fern die Natur der Gesell-
schaft eine einzige war, hätte auch jeder Unterschied der
organischen Befehlsgewalt wegfallen sollen; und bei einer
genaueren Untersuchung möchte man leicht die Entdeckung,
daß dieser Unterschied wenigstens in so fern gering ist,
als sich allenthalben zeigt, daß man die Richtung für das
Gesetz nicht in die Willkür der Bergesgesellschaften stellen
konnte, und folglich genöthigt war, den allgemeinen
Willen durch eine Macht zu unterstützen, welche die Be-
folgung derselben erzwang. Wie sehr sich also auch

Republiken den Monarchien unterscheiden mögen, so haben beide doch dies mit einander gemein.

So fern nun die Natur der Gesellschaft die Beschaffenheit der organischen oder Verfassungsgesetze bestimmt: wie läßt sich annehmen, daß diese der Gegenstand einer Unterhandlung und eines Vertrages seyn können!

Unter Vertrag versteht man eine wechselseitige Einwilligung zur Erwerbung oder Veräußerung eines Rechts. Gesezt nun, man wollte sich die Verfassung als einen Gegenstand des Vertrages denken, so würde dabei doch immer die Voraussetzung zu machen seyn, daß keiner von den Contrahenten sich einfallen ließe, über die Natur der Gesellschaft noch irgend einer Willkür zu entscheiden; denn diese ist etwas Gegebenes, das man, nach Barons Ausspruch, wie die Natur selbst, nur dadurch in seine Gewalt bekommen kann, daß man sich ihm unterwirft. Entscheidet aber die Natur der Gesellschaft: wie kann alldenn die Rede seyn von wechselseitiger Einwilligung zur Erwerbung oder Veräußerung eines Rechts! In Beziehung auf die Natur der Gesellschaft ist dieses Recht weder zu erwerben, noch zu veräußern: denn sie ist es, die das Gesetz vorschreibt; und ehe ein System von Rechten und Pflichten eintreten kann, muß der Naturwille erfüllt werden. Man kann sich also wohl über eine Verfassung vereinigen; aber man kann darüber nicht contrahiren.

Dies ist zu allen Zeiten empfunden worden; nur daß die Menschen sich nie ganz klar gemacht haben,

warum die Verfassung nicht ein Gegenstand des Vertrages seyn könne. Der heil. Augustin sagt: *adde unum, populus est; deme unum, turba erit*; und man kann leicht behaupten, daß nie ein tiefer Blick in die Natur der Gesellschaft geübt worden. Unter dem Einem versteht der heil. Augustin den Monarchen, er wählt, welchen Titel er wolle; indem er aber behauptet, daß ohne diesen Einen ein Volk immer zu einem rohen, ungeordneten Haufen werde, stößt er die ganze Lehre von einem Verfassungs-Vertrage über den Haufen. Dieser Eine ist nämlich die Bedingung sine qua non alles Volks-Existenz; und weil dem so ist, so läßt sich über sein besonderes Daseyn schlichterdingS nicht vertragen. Dies ist auch aus anderen Gründen so klar, daß sich nicht bezweifeln läßt, wie bei denken den Menschen darüber irgend ein Zweifel entstehen kann. Ist nämlich der Monarch der Centralpunkt aller Autorität: wie will man ihn abhängig machen von einer zweiten Autorität? wie, ohne sein Ansehen zu vermindern, ihm die Mittel nehmen, deren er zur Behauptung desselben bedarf? Um die Idee eines Vertrages festhalten zu können, sieht man sich gezwungen, ein Ding zu thuen, das von dem Augenblick an, wo es wirklich gethrie ist, sein Wesen verliert; ich meine die Gewalt. Man weicht aber den Anfang noch weiter, indem man sich Volk und Regierung als zwei Partbeien denkt, welche über Recht und Pflicht pacificiren, und indem man darüber ganz vergißt, daß ein Contract, über welchem kein Schiedsrichter wacht, nie bleiben kann, was er ursprünglich war. Man frage die Geschichte, was

bei allen diesen Versuchen heraufgekommen ist; und sie wird immer nur Eine Antwort zu geben haben: nämlich die, daß sie alle ohne Ausnahme schlagenscheitern.

„Es darf also — wird man einwenden — keine Willkürrechte geben?“

Wir sind weit entfernt von einer solchen Behauptung. Der Punkt, auf welchen bei dem Verfassungswerke der gegenwärtigen Zeit Alles ankommt, ist, wie wir glauben, eine solche Verbindung der Kraft und Gegengewicht in dem Regierungssystem, daß der königliche Wille immer als der Volkswille erscheine. Wie dies nur dadurch bewirkt werden kann, daß Vertretung und Verwaltung über jedes zu gehende Gesetz einverstanden sind, braucht, nachdem die Sache mehr als Einmal erörtert worden ist, hier nicht wiederholt zu werden. Die Seele eines solchen Systems ist ein Wahlgesetz, welches die Aristokratie eben so besänftigt, wie die Demokratie. Das System selbst aber kann nicht dadurch zum Vorschein kommen, daß man darüber contrahirt; es muß vielmehr das Product einer freien Schöpfung seyn, an welcher nur Diejenigen Theil nehmen, die von der Sache etwas verstehen, und nicht ein besonderes Interesse haben, daß der Versuch mißlinge. Zwar ist viel dagegen eingewendet worden, daß die Regierung eine Maschine sey; da aber die organischen Gesetze, welche ihr zum Grunde liegen, etwas sind, womit sich nicht spielen läßt, so ist man wohl berechtigt, sie in diesem Sinne zu betrachten. So wie man aber den Werth der übrigen Maschinen nicht so sehr einschätzt,

als ihre Zweckmäßigkeit, d. h. die Sicherheit, womit sie die Wirkung hervorbringen, um bereutreiben sie verhandeln sich: so kann auch über den Werth einer Regierung nichts so früh entscheiden, als die Güte der Gesetze, welche von ihr ausgehen. Wie aber will man durch ein bloßes Meinen dazu beitragen, daß eine Regierung organisch vollkommen werde? Dazu ist erforderlich, daß man genau wisse, erstlich, was die Natur der Gesellschaft im Allgemeinen fordert, zweitens, was die Entwicklung, welche einer gegebenen Gesellschaft eigen ist, heische. Wer von Beidem nichts versteht, kann an dem Verfassungswerke eben so wenig Theil nehmen, als der Richter-Baummeister an dem Aufbau eines Palastes, oder der Schiffbaukenntnißige an dem Bau einer Fregatte. Ein bloßes Wähnen reicht dazu nicht hin, und es ist unmöglich, sich auf einem gefährlichen Wege zu befinden, als wenn man glaubte, gute organische Gesetze könnten auf dem Wege des Vertrages entstehen, da diese, seiner Natur nach, immer dahin wirken muß, daß sie nicht zu Grunde kommen.

Was man auch dagegen einwenden möge: Verfassungen können nur erzwungen werden. Nichts entscheidet hierüber so früh, als das Verfahren der Gesetzgeber in der alten Welt. Wer von ihnen hat jemals die Verfassung zu einem Gegenstande des Vertrages gemacht! Wahrlich nicht Moses, der, als Staatsgesetzgeber, im Namen der Gottheit handelte und alle seine Gesetze als Gebote einer Macht darstellte, die sich nicht mit Menschen vertrug. Wie auch Lykurgus und Solon zu Athen gesehen mochten: immer konnten sie ihren Gesetzen

gebungen nur dadurch Eingang verschaffen, daß sie eine große Unwissenheit ausübten, diese machte nun eine natürliche, von dem Vertrauen ihrer Mitbürger herrührende, oder eine künstliche seyn. Numä Pompilius brachte seine Anordnungen dadurch, daß er Umgang mit der Königin oder Eldia Egeria vorgab. In allen Zeiten brach es die Natur der Dinge mit sich, daß Befehlgeber nicht anders verfahren konnten. Denn für das Daseyn des Gesetzes bedarf es, erstlich, eines Einzelnen, von welchem es herrühre, zweitens, einer Berechtigung, das Gesetz zu geben. Woher soll aber diese Berechtigung kommen, wenn sie sich nicht auf Macht stützt! Es ist also klar, daß jene Anordnungen, durch welche die Art und Weise Befehle zu geben und zu vollziehen, festgestellt wird, nicht ein Gegenstand des Vertrages seyn können. Hieraus folgt hieneben, daß der Nachbater, welchen Titel er auch führen möge, die ganze Aufgabe für sich allein zu lösen habe. Kann er es, desto besser! Kann er es nicht, so wird er freilich seine Zusage zu Denen nehmen müssen, in deren Einsicht er das meiste Vertrauen setzt; aber ausgeschlossen von dem Schöpfungsrechte bleiben notwendig, erstlich, alle Diejenigen, von welchen sich annehmen läßt, daß sie keine deutliche Vorstellung von demselben haben, zweitens, Diejenigen, deren Interesse es mit sich bringt, daß es nie zu Stande komme. Alle diese — und wie groß ist ihre Zahl! — können nur, sey es auf dem Wege der Ueberredung, sey es auf dem der Gewalt, zum Nachgeben und Gehorchen bewegen werden; und mit ihnen unterhandeln wollen, setzt voraus, daß man selbst nicht weiß, wie man verfahren soll.

Nur

Nur in Deutschland ist das immer anders gewesen. Hier hat sich seit den frühesten Zeiten die Idee des Vertrages in Beziehung auf Verfassung des Königs so eingedrückt, daß sie daraus nie hat verbannt werden können. Ob es je ein Reich, dessen Verfassung das Resultat der Verträge war, so war es das Deutsche; dafür aber kann man auch mit Wahrheit sagen, daß alles Unglück, welches jemals über die Deutschen gekommen ist, seine Quelle darin gehabt hat, daß sie Gesetz und Vertrag nicht von einander zu unterscheiden wußten. Einen sehr langen Zeitraum hindurch waren Siedebau und Wiedergabe über einzigen Verordnungen; die Verringerung aber, welche mit beiden verbunden ist, brachte es mit sich, daß, indem Willkürschaffen sich von Willkürschaffen sonderten, nachbarliche Verhältnisse nur durch Verträge geordnet werden konnten, und daß auf diese Weise der Vertrag als Gesetz galt. Vermöge durch diese Ansicht trugen die Deutschen die Idee des Vertrages selbst auf ihr politisches System über, als sie nach und nach dahin gelangten, ein solches bilden zu können. Ludwig des Deutschen Reich begriff, außer den drei Districten von Speier, Mainz und Worms am linken Ufer des Rheins, alle die Länder und Provinzen auf dem rechten Ufer dieses Flusses, welche ein Theil des schlesischen Reiches ausgemacht hatten, von der Elbe und dem baltischen Meere an, bis zu den Alpen und den Gränzen von Pannemonien und den slavischen Staaten; aber, um in diesem Reich König zu seyn, mußte sich Ludwig auf einer zu Worms gehaltenen Versammlung verpflichten, die Städte (ein-

gelte Fürsten weltlichen und geistlichen Standes) bei ihren Rechten und Privilegien zu erhalten, ihre Wählungen und Rathschläge zu befolgen und sie in allen Regierungs-Angelegenheiten als Rathgeber und Mitarbeiter zu betrachten. Kaum war dies nachgetragen, so fanden die Stände Mittel, das Erbreich in ein Wahlreich zu verwandeln, um Das, was sie ihre Freiheit nannten, mit desto besserem Erfolge zu beschützen. Die auf Deutschland abgetragene Kaiserkrone bedeutete nichts an der Verfassung, und die mit den Kaisern abgeschlossenen Capitulationen waren Verträge, welche die Bedingungen enthielten, unter denen man sich die Regierung eines Kaisers gefallen lassen wollte. Dieselbe Art des Vertrags, welche das Wesen des Reichs bestimmte, gab auch das Wesen der einzelnen Staaten, deren Jubegriff das Reich ausmachte, so daß die Subjections-Verhältnisse einen langen Zeitraum ganz anders waren, als sie gegenwärtig sind. Organisches im eigentlichen Sinne des Wortes fand man in Deutschland nie; denn nichts war zu einem notwendigen Ganzen vereinigt, so lange es nur Verträge gab; und es gab, streng genommen, bis zum Untergange der Reichs-Verfassung nur Verträge, nicht Gesetze. Bedenkt man nun, welche unbehülliche, aus den ungleichartigsten Bestandtheilen zusammengesetzte Maschine die Regierung des deutschen Reichs war: so begreift man leicht, wie die Idee des Vertrags vorherrschend sein mußte in den Köpfen Derer, welche irgend einen Antheil an der Reichs-Regierung hatten.

Das Einzige, was den verstorbenen König von

Württemberg in Hinsicht der von ihm veranstalteten Stände-Versammlung entschuldigt, ist, wie es und scheint, der Umstand, daß er in sich selbst nie aufgehört hatte, ein deutscher Reichs-Fürst zu seyn. Nur als ein solcher konnte er auf den nöthigen Bedanken gerathen, die neue Verfassung, welche er seinem Staate zu geben gedachte, zum Gegenstand der Unterhandlung und des Vertrages zu machen. Er selbst faßte den Unterschied zwischen Beschluß und Vertrag nicht scharf genug auf, um zu wissen, daß man auf dem Wege der Unterhandlung nie zu dem ersten gelangt. Sein Nachfolger sah den von ihm begangenen Irrthum ein; doch die Geister hatten seit dem Anfang des Jahres 1815 eine allzu bestimmte Richtung genommen, als daß es möglich gewesen wäre, sie auf einem sanftern Wege in die rechte Bahn zurückzuführen. Die Auflösung der Stände-Versammlung war also unabweislich, und in sich selbst ein Beweis, daß es unmöglich ist, über Besätze zu vertragen. Alle Staaten Deutschlands müssen hiedem, wie sie ihre Verfahren einrichten müssen, wenn sie sich mit Erfolg constituiren wollen; und will man nicht unbillig seyn, so muß man schonend über Diejenigen urtheilen, die, indem sie zur Theilnahme an dem Verfassungswerke aufgerufen wurden, sich von der Idee des Vertrages zu einer Oxyphelen Harnissen ließen, welche das ganz Brief zum Stillstand brachte; denn wo dies auch wiederholt werden mag, die Wirkung wird allemal dieselbe seyn. Eine sehr große Lehre hat die württembergische Stände-Versammlung gegeben: die nämlich, daß eine Verfassung durchaus nicht zu einem

Gegenstände des Vertrages gemacht werden kann.“ Für Deutschland wahrlich zugleich eine große und eine neue Lehre!

Hier könnten wir erwidern, wenn es nicht die Mühe belohnte, zum Schluß noch einige Bemerkungen über den sogenannten ursprünglichen Vertrag mitzutheilen, welcher in der letzten Hälfte des abstraktenen Jahrhunderts die Köpfe so anhaltend beschäftigt hat.

Aufzuweisen ließ sich ein solcher Vertrag nicht; und dies war sehr nachtheilich, weil er ein ursprünglicher seyn sollte. Auf der andern Seite widersprach der Inhalt der Geschichte; denn aus diesem ging hervor, daß abentheuerlich und zu allen Zeiten die Gewalt das Recht bestimmt und das Subjectens-Verhältniß geordnet hatte. Gleichwohl lag Wahrheit in diesem Traume; und hätten Diejenigen, die ihn zuerst träumten, die Natur der Gesellschaft vollständiger erkannt: so würde es nicht unmöglich gewesen seyn, den Traum von einem ursprünglichen Vertrage in eine glänzende Wahrheit zu verwandeln. Da nämlich die Natur der Gesellschaft es mit sich bringt, daß das Recht nicht etwas Einseitiges seyn kann; da jedes Recht ein Gegentrecht voraussetzt, welches ihm den Charakter der Pflicht giebt; da, wo dies nicht der Fall seyn soll, den gesellschaftlichen Verhältnissen kein Bestand gegeben werden kann: so kam es immer darauf an, das Gegentrecht in eine solche Lage zu setzen, daß es sich mit Erfolg verteidigen konnte. Hierbei aber handelte es sich offenbar um eine neue politische Schöpfung, welche sich von der gerate verhandenen dadurch unterschied, daß sie den Begriff der Un-

umschränktheit in Beziehung auf die Hervorbringung des allgemeinen Willens oder des Gesetzes vernichtete, diese Unumschränktheit aber in Beziehung auf den Vollzug des Gesetzes bestehen ließ. Die Anhänger der Idee eines ursprünglichen Vertrages hatten also die Verbindlichkeit auf sich, die Möglichkeit eines solchen politischen Systems nachzuweisen, wenn sie auch als bloße Theoretiker, dabei stehen bleiben mußten, die Möglichkeit desselben neben der Gefährlichkeit des alten Systems ins Licht zu stellen, als welches die Unumschränktheit eben so sehr in Beziehung auf die Hervorbringung, wie auf die Vollziehung des Gesetzes fordert. Da sie nun hienin nichts geleistet haben, so ist ihre Idee von einem ursprünglichen Vertrage nicht ganz mit Unrecht sondernd bespottet worden. Inzwischen hat die Zeit mehr gelöst, als diese Theoretiker erwartet haben mögen. Die Idee eines Ur-Vertrages ist mehr als jemals wieder lebendig geworden; und gerade sie ist es, die dem gegenwärtigen Verfassungs-Verke zum Grunde liegt. So wie sie aber nur dadurch verwirklicht werden kann, daß man Kraft und Gegenkraft, Verwaltung und Vertretung, in den Regierungs-Systemen verbindet und in Harmonie setzt: so kann dies nicht dadurch geschehen, daß man in dem Gefühl des alten Rechts, das schon vermöge seines Ursprungs ein Recht war, unterhandelt und verträgt. Da der Ur-Vertrag alle Verträge in sich schließt, so kann er für sich selbst kein Gegenstand des Vertrages seyn. Er muß, wie jede mathematische Wahrheit, seine Evidenz mit sich führen, ohne irgend eine Veranlassung zum Streit zu geben; und

weil er mit dem Verfassungs-Werke der gegenwärtigen Zeit Eins und dasselbe ist, so ist bei diesem nur Eines eine Stimme zu vernahmen, die es von dieser Seite aufzufassen vermögen. Man kann ein vortheilhafter Repräsentant seyn, ohne den allergeheiligsten Beruf zur Staats-Befehlshung zu haben *).

*) Hume hat sich in seinen Essays and Treatises die merkwürdige Mühe gegeben, die Lehre von dem ursprünglichen Vertrage scheinlich zu widerlegen. Doch Mühe würde er sich nicht haben, wenn er den ursprünglichen Vertrag für Etwas genommen hätte, was er in sich war; nämlich nicht eine irgend einmal vor handene Wirklichkeit, sondern eine bloße Idee. Die Wahrheit, welche es nur mit Begreifbarkeiten zu thun hat, kann nicht gebrochen werden, wenn nur von Ihm die Rede ist, was dem Begreifbaren ein Defect nicht. Ihm lassen sich nicht durch Erfahrungen widerstreben, um zu zeigen, wenn man nicht das Falsche hat. Doch schon so zu verfahren, daß sich die Idee mit Wahrheit in ihrem Widerstande lösen. Wäre es nicht, man sich nur darüber, daß Hume den ursprünglichen Vertrag nicht in der Verfassung eines Staatsvertrages anerkannt, in welcher er auf eine so unverständbare Weise ausgedrückt ist. Erst am Ende der vornehmlichen erlaubt er über die Wahrheit, wenn Locke so behauptet hatte: „absolute Gewissheit ist unentzweifellich mit bürgerlicher Gesellschaft, und kann folglich nicht eine Regierung ohne sie bestehen.“ Hume meint, es ist leicht zu bestimmen, welche Ausstellungen Locke hat in seinem Werke, das nicht England sey, sondern Human. Zudem er nun den Staatsvertrag anerkennt, hält er sich nicht die Frage vorlegen können, warum denn in England alles anders sey, als in den übrigen Reichen. Doch die solche Ansicht, die er einmal von dem ursprünglichen Vertrag zu sagen hatte, gestatte ihm nicht, sich über das merkwürdige und redarum in der Verfassung eines Staatsvertrages gerecht zu machen, und so wenig es ihm nicht überlassen, den überflüssigen Nachdruck zu thun: „daß Regierungen sich nur auf Vertrag stützen lassen.“ Endlich nicht auf einen bürgerlichen Vertrag, welcher immer auf

die Folge der gesellschaftlichen Ordnung ist; nicht aber auf einem
Ue-Bertrag, der an sich für sich nicht mehr ist, als die Verwen-
dung des allgemeinen Naturschicks auf die Gesellschaft in der
Bildung der Regierungsgewalt. Dieser Ue-Bertrag ist in der
Verfassung in dem Verhältnisse des Parlaments zu der Regierung
bestimmt, obwohl auf eine so eigenthümliche Weise, daß man
ihn nicht kann erkennen kann, wenn man zu der Einsicht gelangt
ist, daß, und warum, der Gang der Regierung in diesem Reiche
der umgekehrte von dem ist, welchen die natürlichen Gesetze Ver-
fassungsmäßig vorsehen, die Ursache durchgängig das Product von
einer blutigen Revolution ist.

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

(Fortsetzung.)

XXIV.

Arcadius und Honorius.

Die Hürkenmärkte erblickt zu machen, ohne den Staat zu Grunde zu richten, setzt eine Kunst voraus, die in denen Zeiten, von welchen hier die Rede ist, gar nicht vorhanden war.

Da die Natur in ihrem großen Gange sich durch Menschen nicht irre machen läßt, so hat alle menschliche Weisheit von Anfang an darin bestanden, diesen Gang genau zu beobachten und sich demselben mit Freiheit untergeordnet. Was aber ist unsicherer, als das Leben eines Menschen! Ist dieser Mensch Monarch, und soll durch seinen Tod nicht eine große Zerrüttung veranlaßt werden: so bleibt, wenn die Erblichkeit dem Vorseh der Wahl erhalten hat, nichts Anderes übrig, als solche Ansätze zu treffen, daß die Königsabhängigkeit oder die Unfähigkeit des Nachfolgers keinen Einfluß gewinne auf das Schicksal der Nationen, die als Un-

terthanten dastehen. Dies nun läßt sich mit Erfolg nur da bewirken, wo ein Volk durch seine Stellvertreter Theil nimmt an der Gesetzgebung, d. h. wo der Monarch nicht alles in allem ist und seine Individualität abschließend entscheidet. Vermindert werden die Uebel der Minderjährigkeit oder der Unfähigkeit allerdings auch durch eine gesetzlich festgestellte Regentenschaft, welche die Erbfolge-Ordnung beschützt; allein, da diese Regentenschaft immer den Charakter einer bloßen Ministerschaft behält, so kann es nicht fehlen, daß sie große Nachtheile in sich schließt, welche am schmerzlichen und furchtbarsten da zum Vorschein kommen, wo alles auf Unumschweiblichkeit beruht.

Dies vorausgesetzt, konnte man das römische Reich beim Tode des Theodosius nur beklagen. Von Denjenigen, die zu Nachfolgern des Imperators bestimmt waren, zählte Arcadius achtzehn, Honorius elf Jahre. Beide hatten eine Erziehung erhalten, welche so gut und so schlecht war, wie der Hof von Constantinopel sie zu geben vermochte. Selbst wenn ihre natürlichen Anlagen unadelschaft gewesen wären, so würden doch die Formen des Hofes nicht wenig dazu beigetragen haben, die Entwicklung derselben zu verhindern. So wie beide sich in der Folge zeigten, sollte es ihnen an Willen, nach Charakter genannt zu werden verdient; und dies war unstreitig nichts weniger, als zufällig.

Theodosius, welcher sich gegen die Unfähigkeit seiner Söhne nicht verblenden konnte, gleichwohl aber dem Gedanken, sie zu Nachfolgern zu haben, nicht entsagen wollte, glaubte allen Nachtheilen, welche von jener Un-

schlichte unparteiisch waren, dadurch zu verhindern, daß er das römische Reich zwischen Beide theilte, und einen ausgesprochenen Mann zu ihrem Vorkämmerer erhob, damit die Furcht des Reichs wenigstens durch Etwas bewahrt würde. Das Widersprechende, das in dieser Anordnung lag, war an und für sich hinreichend, eine große Zerrüttung herbeizuführen; denn diese bleibt niemals aus, wenn der Natur der Dinge verlegt ist. Arcadius, zum Imperator des Ostens erhoben, erhielt zu seinem Befehlssprecher Theodosius, Klein-Asien, Syrien und Arabien, von der Riber-Dona bis zu den Grenzen von Persien und Arabien; sein jüngerer Bruder Honorius bekam Italien, Afrika, Gallien, Spanien und Britannien. Zwischen Beide wurde die große Präfectur von Illyricum so getheilt, daß Noricum, Pannonien und Dalmatien zu dem westlichen, Dacia und Moesien zu dem östlichen Reiche geschlagen wurden. Auf diese Weise war die Gränze zwischen beiden Reichen ungefähr eben dieselbe, welche gegenwärtig die kaiserlichen Staaten von der Türkei trennt. In Hinsicht des Heerbesatzes und der Bevölkerung hatte Theodosius für ein Gleichgewicht gesorgt; und um die völlerliche Unparteilichkeit bis an die äußerste Gränze zu senden, hatte er in seinem Testament sogar eine Theilung der Truppen anbefohlen, welche freilich um so nöthiger war, theils weil er die ganze Armee zu dem Kriege gegen Arbogast nach Italien gezogen hatte, theils weil die westlichen Truppen in dem Credit standen, den Vorzug vor den östlichen zu haben.

Der Mann, in welchem Theodosius das Vertrauen

gefragt hatte, daß er die Einheit des Reiches zu erhalten versuchen würde, hieß Stilicho. Er war der Sohn eines Anführers von Barbaren; folglich, seiner Abkunft nach, wahrscheinlich selbst ein Barbar. Indes zeichnete sich Stilicho durch große Eigenschaften aus. Eine gebieterische Gestalt, eine seltene Unerbittlichkeit, und ein ungemeinlicher Haß von Muth und Scharfsinn hatten den Imperator zuerst auf den jungen Helden aufmerksam gemacht. Das erste Geschäft von Bedeutung, das Theodosius ihm anvertraute, war, die Maximilianen eines mit dem Könige von Persien abgeschlossenen Tractats zu bewirken; und der Erfolg, womit Stilicho die Würde des römischen Namens an Hofe von Konstantin vertrat, verschaffte ihm, unmittelbar nach seiner Rückkehr, die Ehre, ein Mitglied der Familie des Imperators zu werden: denn Theodosius vermählte ihn mit seiner Tochter Eutrope, der er als Kindersfrau angenommenen Tochter des Honocius, eines Bruders des Imperators. Beförderungen folgten dieser Verbindung: erst die Würde eines Generals der Reiterei und eines Comes Domesticeorum; und bald darauf die eines Feldmarschalls oder Magister utriusque militiae. In der letzteren Eigenschaft führte Stilicho den Krieg gegen den Arbogast; und der Ruhm dieses Feldzuges fiel um so mehr auf ihn zurück, da Theodosius durch seine Unpäßlichkeit verhindert war, denselben zu theilen. So großes Verdienst konnte nur durch vermehrtes Vertrauen belohnt werden; und, was dasselbe erhöhte, war die Unbegünstigkeit, womit Stilicho in dem Posten eines Feldmarschalls die regelmäßige Bezahlung des Heeres betrieb: eine U-

genßhaft, welche schon geschrieben seyn mußte, weil sie so laut an ihn gerührt wurde.

Dem Cäsar fehlte es nicht an Mitteln, sich als Vermund der Edeln des Theodorus zu zeigen. Nicht als ob das Instrument des Verfallenen hierbei den Ausschlag gegeben hätte; (denn gegen dasselbe ließen sich am Hofe zu Constantinopel tausend Einwendungen machen, wenn man einmal entschlossen war, eine gewisse Unathdängigkeit zu behaupten): allein, das ganze Heer war in Folge des letzten Krieges unter dem Oberbefehl Cäsars geblieben; und wenn er den Befehlen eines Bürgerkrieges nicht verabschiedete, so konnte der Imperator des Osten ihm nichts entgegensetzen, als einen schmachvollen Widerwillen. Die Aufgabe blieb aber dennoch schwer; und weil Cäsar sich nicht getraute, sie auf dem Wege der Gewalt zu lösen, so mußte das Schicksal um so nothwendiger in's Mittel treten.

Am Hofe von Constantinopel spielte ein gewisser Rufinus die erste Rolle. Als ein Gallier von Geburt, hatte er durch seine Schwandtheit sehr bald das Mittel gefunden, sich das Vertrauen des Theodorus zu erwerben. Von einem Advokaten, der er ursprünglich war, zum Range eines magister officiorum erhoben, über er auf seinem hohen Posten, von welchem aus er die ganze Civil-Verwaltung umfaßte, die Kunst, sich das Vertrauen seiner Anhängen zu erhalten, ohne seinen eigenen Neigungen im Mindesten zu entsagen. Diese waren Gier und Ehrsucht; doch so, daß die letztere dem erstern diene. Verstellung war das Mittel, beiden zu schaden. Ohne Herz und ohne Gewissen, er-

schrak er vor seiner That, die ihm für die Erreichung seiner Zwecke nothwendig schien. Ihn fiel die Möglichkeit von Theodosius zu Fuß, ohne daß er sie, wie Theodosius, bemerkt hätte. Einen Gegner, wie achtungswerth er auch seyn mochte, aus dem Wege zu räumen, galt ihm für Tugend; und da einem längeren Zeitraum hindurch ihm niemand so hinderlich war, als der General der Infanterie, Promotus: so ruhete er nicht eher, als bis er diesen nach den Ufern der Donau versetzt hatte. Mit einem noch größern Aufwande von Verschwothen schickte er den Präfecten des Osten und den Präfecten von Constaantinopel: Vater und Sohn, die seinem Ansehen schädlichen. Sein Verfahren gegen den Comes des Osten, Lucian, den er selbst angestellt hatte, und der keine andere Schuld trug, als die, nicht in dem schloßern Geiste seines Beschützers zu handeln, war sogar barbarisch; denn, ihn in Antiochien überraschend, zog er ihn vor sein Tribunal, und ohne daß die dem Verurtheilten zur Last gelegten Verschuldigungen durch irgend eine Aussage bekämpft wurden, ließ er ihn durch mitgebrachte oder gemietete Büchel öffentlich todschlagen. Er häufte unermessliche Schätze, nicht ohne den Verdacht, daß er damit umgehe, sich selbst das Diadem aufzusetzen. Sein Hauptbestreben ging dahin, den Arcadius mit seiner Tochter zu vermählen, indem er sich von dieser Verbindung volle Unumschränktheit versprach. In dieser Erwartung durch die Hinterlist des Verschwothenen Eutropius getäuscht, hatte er nicht den Rath seines Vaters niederkulegen; und indem die Schwäche und Unentschlossenheit des Arcadius ihn nothwendig machten, benutzte seine

Wichtigkeit vorzüglich auf dem Standen, daß er allein im Stande sey, den Anmaßungen des Cäsars eine Grenze zu setzen. Bald traten Umstände ein, welche schwer zu beherrschen waren und der Expanzion des Kaiserthums neuen Vorschub leisteten.

Noch in demselben Jahre, worin Theodosius gestorben war, traten die Westgothen gegen das östliche Reich unter die Waffen. Unstreitig war nicht aller Zusammenhang zwischen ihnen und demjenigen Theil ihrer Landesteile, der sich an den Ufern des Hellespont und des Bosporus niedergelassen hatte, aufgehoben worden. Wie es sich aber auch damit verhalten mochte: den Wäldern Scythiens entströmten neue Heerden, welche, von den Gothen des oströmischen Reichs unterstützt, ohne Mühe über die Donau zogen, und sich bis an die Mauern Constantinopels vorbereiteten. Vorwand des Unternehmens war die Nicht-Entrichtung des Tributs, den Theodosius seit mehreren Jahren bezahlt hatte. Marich, von dem edlen Bischoflicher der Galien, führte die Scharen; und Marich hatte eine persönliche Zurücksetzung zu rächen, welche darin bestand, daß die Römer seine Ansprüche verschmähet hatten. Wie vorherrschend auch der Zug der Gothen seyn mochte, so verschonten sie doch die Ehre des Kaiserthums; ausserdem wohl Marichs Politik dies beehrte. Bald erschien der Minister des Arcadius in dem Hauptquartier des gothischen Anführers; und nun wurden Unterhandlungen gepflogen, welche einen entscheidenden Einfluß auf das Schicksal des westlichen Römer-Reichs gewinnen sollten. Als Valder famen Arcadius und Honorius gar nicht in Betrachtung;

für Blarich entschied nichts so sehr, als der Umstand, daß er nicht hoffen konnte, die Mauern und die ganze Lage des Constantinopel zu besetzen; Rufinus opferte mit Grenzen des westlichen Theil des Römer-Reiches und mit demselben die Einheit des Ganzen auf, indem er dadurch die Aussicht gewann, in dem östlichen Theile desto unumschränkter walten zu können. Es wurde verabreiet, daß Blarich Syperien erhalten sollte; und indem ihm Rufinus dadurch die Richtung nach dem Westen gab, zog er eine ehrene Mauer zwischen diesem Theile des römischen Reiches und dem Osten desselben.

Als Vornunt der Söhne des Theodosius, und als Reichs-Verwalter während ihrer Minderjährigkeit, konnte Eudoko die Erbsinnung der Gothen in Thracien nicht zu Gleichgültigkeit betrachten; außerdem aber war diese Erbsinnung die schädlichste Veranlassung, dem Theodosius denjenigen Theil der römischen Truppen vorzuführen, der nach den testamentarischen Verfügungen seines Vaters an ihn abgetreten werden sollte. Was Eudoko geschehen haben würde, wenn ihm das Einmüthen in Constantinopel an der Spitze dieser Truppen gestattet worden wäre, ist kaum zu begreifen; die Einheit des Reiches lag ihm zu sehr am Herzen, als daß er nicht hätte versuchen sollen, das größte Hinderniß derselben zu entfernen. Doch je besser Rufinus seine Absicht ersehen hatte, desto mehr eilte er, ihm vorzukaufen. Längs der adriatischen Küste näherte sich Eudoko den Mauern von Ithessalonika, als eine Gesandtschaft des Imperators Theodosius in seinen Hauptquartier ankam, um ihm anzukündigen, daß, wenn er die Truppen nicht

Ihren Marsch fortsetzen ließe, und für seine Person nicht nach Mailand zurückginge, der Hof eine feindselige Absicht voraussetzen wurde. Der Urheber dieser Verleumdung ließ sich eben so wenig vernehmen, wie der feste Entschluß des Hofes, jede Vermischung eines Dritten in seine Angelegenheiten zu vermeiden. Ein Bürgerkrieg war demnach unermittellich, wenn Eulcho an der Spitze der Truppen blieb. Um diesen zu vermeiden, hielt er es für notwendig, einen öffentlichen Beweis von Mäßigung und Unterwerfung zu geben; am sich aber zu gleicher Zeit an dem Rufinus zu rächen, übergab er dem Berthen Eulcho, auf welchen der Oberbefehl überging, das Wort der Rache, in der Uebersetzung, daß der treue Barbar sich durch seine Betrachtung von der Erfüllung eines einmal gegebenen Versprechens abhalten lassen werde. Die Soldaten waren leicht berebet, die Verpfändung eines Mannes zu übernehmen, den man ihnen als Eulcho's und Roms Feind darstellte; und so allgemein war der Haß gegen den Rufinus, daß das gemeinlichste Vorhaben auf dem langen Wege von Thessalonika bis Constantinopel mit gleicher Leue beschwungen wurde. Als nun die Tropfen in geringster Entfernung von der Hauptstadt auf dem Marksfelde vor dem Palaste Theodosius Halt machten, und der Jüngere, nach für erster Minister, dem Herkommen gemäß, erschienen, die Soldaten in Märschschrein zu nehmen und in die Hauptstadt einzuführen: da war Rufinus kaum bis an die Mitte der Linie gelangt, als diese sich durch eine rasche Bewegung zu einem Kreise bildete, in welchem das Schlachtopfer der Rache eingeschlossen war.

Kein Begräbniß ging verloren, um die Angst des Imperators abzulösen. Auf ein Zeichen, von Gaius gegeben, drangen einige Entschlossene hervor; und ehe Rufinus abrennen konnte, war die Absicht fest, lag er hinge-
streckt zu den Füßen des Imperators. Gaius erschau-
te die That, so gut er konnte, und Arcadius war un-
streitig froh, sich vertheidigt zu sehen. So rücker man
in Constantinopel ein. Der Leichnam des Rufinus
wurde der Wuth des Pöbels überlassen, der nicht er-
mangelte, ihn auf das Abscheulichste zu verfaulen-
den, indem er zugleich das Haupt von dem Körper trennte, und
dasselbe auf einer Stange durch die Straßen der Haupt-
stadt trug. Mit Würde traten sich die Gemahlin und
die Tochter des Ermordeten in eine Kirche, bei der Hof
ihnen eine Niederlassung in Jerusalem erlaubte, wo sie
den Rest ihres Lebens in einem Kloster hindurchbrachten.
Die Schätze des Ermordeten nahm der Imperator an
sich; und möglicherweise die Frucht einer grausamen Er-
pressung waren, so wurde doch den Unterthanen des öst-
lichen Reiches bei schwerer Strafe verboten, irgend ei-
nen Anspruch auf die Hinterlassenschaft des Rufinus zu
machen *).

Rufinus war also aufgeschoben. Allein so wenig
die Bewehrung des Osten irgend einen Vortheil von sei-
ner Ermordung zogen: eben so wenig hatte Stilicho Ur-
sache, sich über die Entfernung eines lästigen Nebenbuh-
lers zu freuen. Obzwar einen Schieber konnte Arcadius

*) Das Gesetz ist noch immer vorhanden. S. Cod. Theo-
dos. Lib. IX. tit. XIII.

nicht leben; und obgleich die Manier des Verschnittenen Eutropius, welcher an die Stelle des Rufinus getreten war, von der seines Vorgängers verschieden seyn mochte: so übten doch die Wirkungen dieselben, weil Der, dessen Beruf die Leitung des Imperators in sich schloß, das Geschick nicht von einem Dritten nehmen konnte. Wie groß auch der Einfluß der Verschnittenen seit dem Zeiten Diocletians gewesen seyn mochte: so war doch hießer nicht erlebt worden, daß ein Wesen dieser Art die Verrichtungen eines ersten Ministers übernommen hatte. Gleichwohl blieb diese Abweichung von der hergebrachten Regel unbrochen, weil der Senat und die sämtlichen Staatsbeamten des kaiserlichen Reichs nichts dagegen einzuwenden hatten, daß ein Eunuch sich heraus nahm, ihnen die Richtung zu geben *). Eutropius, obgleich ein verschiedener Feind des Rufinus, trat blindlings in die Fußstapfen desselben, sobald es darauf ankam, dem Kaiser die Seire zu bieten; und unterstützt von dem Dogen des Palastes, den er zum Feldmarschall ernennen ließ, so wie von den Reigen der schönen Eutegia, die, als Gemahlin des Imperators, ihm ihr Glück verbandte, brachte er es dahin, daß Maximian seinen andern Willen haben konnte, als welchen Er ihm unterjulegen für gut fand. Die förmlichste Trennung des Osten von

*) Claudian macht das Erscheinen des Eutropius in folgender Versen lächerlich:

Plaudere certe veniens

Et Symmacho precibus, praesepique Quirina!

O patribus plebes, o digni consule patres!

dem Westen lag in den Plänen des Hofes; und sie mußte sich ganz von selbst finden, sobald Wünsche mit Märsch angebanden hatte.

Auf dem Rath des Mithridates hatte sich der Heerführer der Griechen nach Griechenland gewendet, um einen festen Punkt zu erhalten, von welchem aus er den Osten nach Westen gleich sehr bedrohen konnte. Die Reichthümer, womit er durch die Steuern von Makedonien und Thessalien bis zum Ozean vordrang, war gewissermaßen gerechtfertigt durch das Ueberwältigende seines Muthes, auf welchen Niemand vorbereitet war. Auf er aber auch jene Völke, welche dreihundert tapfere Spartaner in besseren Zeiten gegen ein unermessliches Heer zu vertheidigen getagt hatten, durchzog, ohne auf irgend einen Widerstand zu stoßen: es lag am Tage, daß die Makedonen und Euböer in Griechenland den Befehl erhalten hätten, sich der feindlichen Gewalt nicht zu widersetzen. Wenn Theben verschanzt blieb, so verdankte es dieses Glück nur der Eile, womit Märsch sich Athens und des Peloponnes zu bemächtigen suchte. Der Antrag einer Contribution triebte hin, die Athener zur Bezahlung einer starken Kriegessteuer geneigt zu machen, wiewohl dadurch nur die Stadt gerettet wurde, das Uebrige von Aetolia hingegen jeder Inhabung unterlag. Von den Städten des Peloponnes wurde eine nach der andern genommen und zerstört; und hier, wo in früheren Zeiten jede Spanne Landes mit der heftigsten Tapferkeit vertheidigt worden war, hatte man im Verlaufe der Zeit allem Patriotismus so sehr entlag, daß die Griechen ungestraft die ärgsten Grausamkeiten verübten und

mit der Unumschränktheit von Sitten walten konnten. Korinth, Argos, Sparta wurden verödet; und glücklich waren Die zu preisen, welche durch den Tod der Qual entgingen, ihre Weiber und Lächer entsetzt und ihre Habe von den Flammen vernichtet zu sehen. Die Geheimnisse der Erde, seit achtzehn Jahrhunderten ein Begräbniß der Vergewalt und der Täuschung, überdauerten die Zerstörung von Eleusis nicht; und so geschah es, daß diese Invasion zur Ausrottung des Polytheismus diente *).

*) In diesen Tagen entstand die sie erste Pörsch der Landwehr und des Festbundes. Ein gewählter Philistener, Hermann Sander, war der Führer derselben. In seiner noch jetzt vorhandene Schrift machte er dem Kaiser Alexander, dem König seiner Unterthanen durch das Beispiel einer unerschrockenen Tapferkeit zu folgen; den Kaiser von seinen Feinden und von seinen Feinden zu entfernen; an die Stelle ausländischer Soldaten die besten Mannen zu setzen, welche an der Befreiung der Erde einen Theil haben oder; für den Ruhm der Kaiserin der Kaiserin aus der Welt, den Philistenern aus dem Reich zu entfernen; den kühnen Bürger aus dem Reich der Ungläubigen zu weihen, und den Arm der kühnen Landwehr, den der kühnen Bürger, mit dem Schwert und der Lanze zu bewaffnen. Sander, welcher Sander, sagt das kühne Wort, die Menschen in die kühnen Soldaten zu verwandeln. Der Philistener von Sander war sehr schön, mit welchem Geist er es zu thun hatte, und daß die ganze Staats-Verfassung hätte umgewandelt werden müssen, um den Geist zu erlangen, der allen Kriegen entgegen stand. Die Kaiserin des Reiches mußte einen Plan entwerfen, der ihre Forderungen und Befreiungs-Wünsche erfüllte. Sie glaubte mit dieser ganz zufrieden zu sein, und war mit ihr ganz einverstanden. Der Philistener hat jedoch Sander in der Befreiung zu verhindern, daß er keinen von ihnen mehr abtrüben kann.

Da von Seiten des byzantinischen Hofes nicht das Mindeste geschah, um diesen Zerstörungen eine Bränge zu setzen: so war Euticho durch die Pflicht der Selbstvertheidigung genöthigt, gegen Klarich zu Felde zu ziehen; denn, wenn er ihn gewähren ließ, so mußte er sich auf einen Krieg in Italien gefaßt machen. — Auf einer in den italischen Häfen aufgerührten Flotte ging Euticho mit den nöthigen Truppen nach Griechenland, wo er in der Nähe von Korinth an Land stieg. Die gebirgige Gegend von Arkadien ward der Kampfplatz für die Römer und Gothen. Diese leisteten zwar hartnäckigen Widerstand, wurden aber, nach einem bedeutenden Verlust, zum Rückzug genöthigt, und unmittelbar darauf auf dem Berge Pholoe so umringt, daß Hunger und Durst eine Ergabung unermittellich zu machen schienen. Euticho's Fabelhaftigkeit verbietherte einen so glänzenden Erfolg. Indem er sich, dem Vergnügen nachgehend, von dem Heere entfernte, fand Klarich Mittel, mit seinen Gefangenen und der übrigen Besatzung nach dem Werbuse von Korinth zu entweichen, wo er ohne Zeitverlust über den Meer-Arm ging, welcher Nubium von dem entgegengesetzten Ufer trennt, und sich sogleich in den Besitz von Epirus setze. Beinahe in demselben Augenblick erklärte ihn der byzantinische Hof zum Generalkaiser des östlichen Imperium; und dem, in allen seinen Erwartungen betrogenen Euticho blieb nichts Anderes übrig, als nach Italien zurückzukehren, wosfern er den Bürgerkrieg vermeiden wollte.

Die Ungherigkeit der Kaiserin des Arcadien hatte den Zerstörer Griechenlands zu einem Exilum erhoben.

Als solcher erließ Alarich an die Zerstörer von Mailand, Maria, Maria, Reissus und Theopanta den Befehl, seine Truppen mit Schilden, Helmen, Schwertern und Lanzen zu versehen. Er selbst nahm um diese Zeit den Titel eines Königs der Westgothen an; und angefeuert von dem byzantinischen Hofe, war er von jetzt an nur darauf bedacht, Italien zu erobern und seine Bahnen auf Rom's Mauern zu pflanzen. Diese Invasion nahm mit dem fünften Jahrhundert ihren Anfang. Zu glauben ist, daß bedeutende Hindernisse überwunden werden mußten, ehe die jüdischen Alpen erklüften und Aquileja erobert werden konnte; beinahe drei Jahre verstrichen darüber. Als Alarich hierauf nach Mailand vordrang, hielt die Umgebung des Kaiserthums es für gut, den Imperator des Westens nach Gallien zu versetzen: eine Maßregel, mit welcher Orlache zwar nicht einverstanden war, welche er aber nicht verhindern konnte, weil Alarich's Bewegungen allzu rasch waren, als daß jener die Rüstungen hätte vollenden können, von welchen er sich die Befreiung Italiens versprach. Honorius war kaum über den Po gekommen, als er, von der gotthischen Kelterei erreicht, keinen andern Ausweg fand, als sich in Vifa zu werfen: eine Stadt Liguriens, an den Ufern des Tanaro gelegen, und ziemlich stark besetzt. Vifa wurde zwar sogleich von den Gothen bemerkt; doch ehe die von Alarich in Vorschlag gebrachte Capitulation angenommen werden konnte, erschien Orlache an der Spitze eines beträchtlichen Heeres. Die Schlacht bei Pollentia besetzte den Honorius; da aber Alarich seine ganze Kelterei setzte, so beschloß er, mit

verfeßen durch die untwachen Pässe der Apenninen vorzudringen, Läden zu verbrennen und Rom zu erobern oder vor dessen Mauern zu sterben. Hiernach suchte er eine neue Verlegenheit für den Kaiser. Seinem Gegner auf's Heußerste zu treiben, und das Schicksal des Westens dem Ausgange einer neuen Schlacht anzuvertrauen, schien ihm alles gefährlich. Zum Frieden geneigt, ließ er dem Könige der Westgothen anschauliche Vorschläge machen. Diese wurden ohne Wirkung geblieben seyn, daher die gotischen Generale nicht mit Absicht abtraten. Gegen seinen Willen bequante sich Alarich zum Rückzuge auf Italien. Sein Ingrimm war indeß so groß, daß er nur darauf dachte, wie er seinen Zweck auf einem andern Wege erreichen wollte.

Indem sich ihm nun Gallien als eine leichte Beute darstellte, wollte er sich Verona's, als eines Schlüssel der christlichen Alpen, bemächtigen, sein Heer durch germanische Völker verstärken, und dann über Gallien herfallen. Doch sah er, daß Stilicho ihn erwartete, oder daß einer von den gotischen Generalen das Geheimniß verkauft hatte: — ehe Alarich Verona erreichen konnte, sah er sich von allen Seiten mit Truppen umgeben, durch welche er sich durchschlagen mußte; und indem seine Reiterst gutschmeh, schloß wenig daran, daß er selbst gefallen wäre. Er sammelte, was in diesen blutigen Kämpfen übrig geblieben war, ging in das billyche Japyrium zurück, und, seinen Plan vollständig verfolgend, lauerte er bloß auf eine günstige Gelegenheit, auf's Neue in Italien einzubrechen. An Stilicho's Seite zog Honorius triumphirend in Rom ein; und nachdem er da-

stieß die Gladiatoren-Kämpfe abgeschafft, schlug er seinen Wohnsitz in Ravenna auf, um, wenn Italien von neuen Einfällen heimgesucht würde, nicht in Gefahr zu gerathen. Hier sah man den Imperator des Westens täglich die Hühner füttern: eine Lieblings-Beschäftigung, welcher er sein ganzes Leben hindurch seinen Tag widmete.

Es war dahin gekommen, daß ein römischer Imperator ungefähr eben so verehrt wurde, wie der schwarze Stein in der Laaba den Kaffa. Von persönlichen Eigenschaften war in Beziehung auf ihn gar nicht mehr die Rede; genug, daß es einen Einzigen gab, der den Titel eines Imperators führte, und, als Uebel betrachtet, wenigstens das günstige Urtheil für sich hatte, ein notwendiges Uebel zu seyn. Ohne diese Ansicht hätte es schwerlich einem Honorius im römischen Reiche geben können. Er hatte um die Zeit, von welcher hier berichtet wird, ein mähliches Alter erreicht; allein die Schwäche seiner Anlagen erlaubte ihm nicht, aus der Kindheit herauszutreten. Seit seinem vierzehnten Jahre mit einer Tochter Stilicho's vermählt, genoss er weder die Freuden des Hatten, noch die des Vaters; und Maria, seine erste Gemahlin, starb nach zehn Jahren in unerlegter Jungfräulichkeit. Ohne Leidenschaften, wie ohne Talente, verdaunte er einen Tag, wie den andern, in seinem Palaste. Die, welche dem Stilicho verwarfen, daß er die Erziehung seines Nuknols geistlich vernachlässigt habe, behaupten unsterkling nicht, daß es Uebelle giebe, die nie ertragen werden können, weil nichts in ihnen ist, das einer Entwidlung fähig wäre.

Der Trieb nach Unumschränktheit mag in einem ersten Minister noch so heftig seyn: so wird sich dennoch zeigen, daß staatliche Anlegen da, wo sie einmal sind, nicht ganz unterdrückt werden können; und kann — wie viel Ursache hat ein kluger Mann in Scilicho's Lage, zu wünschen, daß Der, für welchen er handeln soll, nicht ohne alle Fähigkeit sey, da es auf der schicksaligen Bahn eines ersten Ministers nie an Veranlassungen fehlt, welche daran erinnern, daß der Stellvertreter nicht der Summa selbst ist! Unschuldig an der Unfähigkeit des Senecius, hatte Scilicho gewiß nur allzu viel von dieser Unfähigkeit zu leiden, hätte die Fehler seines Lebens auch nur darin bestanden, daß er im Namen eines Romers handeln mußte, dessen Cupidität sein Geheimniß war. Der einzige Titel, unter welchem sein Vorgehen als ein rechtmäßiges erscheinen konnte, war der der nahen Verwandtschaft; und doch reicht, wie wir sehen werden, auch dieser nicht hin, einen Mann zu beschützen, dessen ganzes Leben dadurch verfehlt war, daß er es nicht über sich erhalten konnte, ein Usurpator in bester Form zu werden.

Neue Stürme standen bevor. Von den Ufern des kalaischen Meeres her wühlte sich eine Volksmasse von viermal Hunderttausend nach den Strängen Italiens, um dieses schöne Land zu erobern. Vandalen, Sueven und Burgunder machten den Kern dieser Masse aus; aber es fehlte in derselben auch nicht an Gothen und Alanen. An der Spitze des Zuges stand ein Hofsührer, welchen die römischen Schriftsteller Madagaisus nennen. Hunderttausend ausgezeichneter Krieger bildeten den Vortrab; die

ganze Zahl der Krieger belief sich, Weiber und Sklaven abgerechnet, auf viermal hunderttausend Mann. Einer solchen Herrschaft konnte Rom in den Zeiten der Röm. Monarchie widerstehen, indem es einem Marius die Vertheidigung Italiens übertrug. Nicht so in den Zeiten der Monarchie, nachdem alle Vaterlandsliebe erloschen, alle Tapferkeit verschwunden war. Als man sich am Fuße des Kaperna nicht länger gegen die Absichten der Barbaren vertheidigen konnte, wurden Vassallen zu ihrem Erfolge getroffen. Mit großem Eifer zog Sulla die Tropen zusammen, welche in den verschiedenen Provinzen des römischen Reiches verstreut waren; mit nicht geringem Aufwande suchte er die Zahl derselben zu vermehren, ohne mehr als hundert Legionen zusammenbringen zu können, welche ein Heer von eben so viel tausend Mann bildeten. Carthagen, Hunnen und Marcomannen verheereten dasselbe durch eine Reiterei, welche sich auf zehn tausend Pferde belaufen mochte. Der Hofsührer der Germanen ging über die Alpen, den Po, die Apenninen, auf der einen Seite den Palast des Honorius, auf der andern das Lager des Kaisers umschlingend, der, bei Ticinum (Pavia) stehend, eine entscheidende Schlacht geschichtlich vermied, weil er noch nicht alle Kräfte gesammelt hatte. Viele Städte Italiens wurden geplündert oder zerstört; und erst jenseits der Apenninen vermehrte Hadrianus vor Florenz, das die ungefähre vier Jahrhunderten aus einer von den Römern angelegten Colonie zu einer blühenden Stadt herangewachsen war. Während man zu Rom jütete, vertheidigten sich die Florentiner durch die Stärke ihrer

Romern, nicht ohne auf Stilicho's Beistand zu rechnen. Schon waren sie auf's Außerste gebracht worden, als Stilicho erschien und mit der Geschicklichkeit Cäsars den Feind in so starke Circumvallations-Linien einschloß, daß er alle Beweglichkeit verlor. Nicht, daß die Germanen es hätten an Angriffen fehlen lassen; da sie aber die Linien nicht durchbrechen konnten, so blieb ihnen nach kurzer Zeit nichts Anderes übrig, als Hungertod oder Ergebung. Es erfolgte die letztere. Radagaisus war kaum in Stilicho's Hände gerathen, als dieser ihm den Kopf abschlugen ließ; und noch von Germanen in römische Gefangenenschaft geriet, wurde als Sklave verkauft. Doch mochte nur ein Drittel der ganzen Masse, welche in Italien eingedrungen war, ein so trauriges Schicksal haben. Die beiden übrigen Drittel blieben zwischen den Apenninen und den Alpen, und zwischen diesen und der Donau unter den Waffen, und trafen nicht eher, als bis Stilicho ernsthafte Anstalten zu ihrer Vertreibung traf. Jetzt kehrten sie zwar nach Deutschland zurück; doch, anstatt ihrer alten Wohnsitze aufzusuchen, wendeten sie sich nach Gallien, das, von allen Truppen entblößt, nur allzu leicht erobert wurde. Wie wurden die Sueven, Vandalen und Burgunden, welche diese Einwanderung wagten, wieder aus Gallien vertrieben. Die Scheidewände, wodurch Barbarei und Cultur bisher getrennt gewesen waren, hatten aufgehört, Widerstand zu leisten; und so kann man das Jahr 407, wo Gallien ganz von den Germanen erobert wurde, als den Anfang des Zusammensturzes der römischen Herrschaft betrachten.

Besondere Umstände beschleunigten den Fall. Die in Britannien zurückgelassenen Truppen fühlten sich vernachlässigt; und da weder Honorius noch Stilicho ein Gegenstand der Furcht für sie war, so brachen sie in eine stürmische Empörung aus, welche damit begann, daß sie sich ihren eigenen Herrhern wählten. Dieser war ein gewisser Marcus; da er aber den eigenschäftigen Absichten der Truppen nicht entsprach, so ward er wenige Wochen nach seiner Erhebung ermordet. Dasselbe Schicksal hatte ein gewisser Sebastian, der an seine Stelle trat. Der dritte, von den Truppen gewählte Imperator, Namens Constantin, war klüger, als seine Vorgänger. Da er dem Verlangen der Soldaten in Britannien nicht genügen konnte, so trug er kein Bedenken, sich mit ihnen nach Gallien einzuschiffen; und sobald er in Boulogne gelandet hatte, bot er den frei gelassenen Soldaten Galliens seinen Beistand an. Diese, ihrem Schicksal Preis gegeben, warfen sich freudig in die Arme des Usurpators, und Constantin brachte es durch ihre Unterstützung bald dahin, daß die germanischen Eroberer in getreife Schranken zurücktraten. Jetzt erst hielt es Stilicho für der Mühe werth, den Usurpator zu bekämpfen; doch trat er nicht in eigener Person gegen denselben auf: der Gotthe Sarus wurde mit einem nicht unbeträchtlichen Heere nach Gallien gesendet, und sein Auftrag lautete, daß er den Kopf des Rebellen dem Honorius zu Füßen legen sollte. Das stürmische Gallien ward der Schauplatz wilder Kämpfe, in welchem keiländisches und heinrichsches Blut um einen Unmündigen vergossen wurde, der nie regieren sollte. Sarus unter-

lag, und Constantin, der seinen Truppen keine Ruhe
glauben durfte, führte dieselben über die Pyrenäen in
das Herz von Spanien, wo sich ihm alles freudig an-
terwarf. Nur vier Brüder, nahe Verwandte des Theo-
dosius, und große Gutsbesitzer, wagten es, sich dem
Usurpator zu widersetzen, und leisteten so viel Wider-
stand, daß er frische Kräfte in Bewegung setzen mußte,
um denselben zu besiegen. Eine Schlacht in den Pyre-
näen fiel zum Nachtheil der Westmächigen aus. Zwei
von ihnen verzieten sich durch Flucht; die beiden andern
wurden gefangen genommen und erschlagen. Wen jetzt
an stand Constantin als Oberherr von Britannien, Gal-
lien und Spanien da; und welche Nachtheile auch für
den Honorius sprechen mochten, so verlor er doch ihre
Kraft in dem Mangel an allen Mitteln, sie geltend zu
machen. Zwar blieben dem Unmündigen noch Italien
und Afrika übrig; aber die Euferrung des letztern
wirkte eben so nachtheilig, wie die Erschöpfung des er-
stern. Aller Gemeingeist war durch den Despotismus
gepöbct worden; und in dieser Lage der Dinge war
nichts natürlicher, als daß das Volkswesen von erschöp-
ten Provinzen nicht mehr hinreichte, den Kriegsdienst
eines so mißvergnügten, als kühnmutigen, Volkes zu
erkaufen.

Wie hätte der König der Westgothen unter Um-
ständen, welche für ihn noch mehr als günstig waren,
ruhig bleiben können! Seine Freundschaft zu beschwören,
hätte Stilicho ihn, bald nach seiner Zurückkunft in It-
alien, zum Feldmarschall dieser großen Provinz er-
nannt. Ein förmlicher Friedens- und Allianz-Vertrag

bestand seitdem zwischen Beiden, und der Zweck desselben war von Seiten Scilicho's schwerlich ein anderer, als dem König der Westgothen zum Stützpunkt seiner Unternehmungen gegen den Hof von Constantinopel zu machen. Der Einfall des Rabagaisus in Italien und die damit verbundene Ummäzung in Britannien, Gallien und Spanien gab der Politik Scilicho's eine andere Richtung; und wenn er sich glücklich schätzte, daß Alarich, dem Frieden- und Allianz-Vertrage getreu, sich während dieser großen Begebenheiten in den Schranken der Neutralität erhielt: so mußte sein Vertrauen zu seinem Nebenbuhler wachsen, als er ihn Instalten zur Eroberung gewisser Districte machen sah, welche der oströmische Imperator auf Kosten des weströmischen in Vorschlag genommen hatte. Inzwischen hatte sich die Lage des Hofes von Ravenna allzu sehr verändert, als daß Alarich seinem bisherigen System hätte treu bleiben können. Durch Scilicho's Vermählung (seiner Serena, welche, als nächste Verwandte der Imperatressen Arcadius und Honorius, den Frieden zwischen beiden Brüdern zu erhalten strebte) an der Beisitzung der Thronseligsleiten verhindert, wendete er seine Waffen gegen Italien, und übersendete aus seinem Lager bei Remona nach Ravenna eine Reihe von Befehlen und Forderungen, auf deren augenblickliche Abstellung und Befriedigung er sehr nachdrücklich drang. Sein ganzes Betragen war feindselig; nicht so seine Sprache. Er nannte sich den Freund Scilicho's, und den Soldaten des Honorius; er machte sich anheischig, auf der Stelle gegen den Usurpator Valens zu marschiren; er stieß auf alle Weise Vertrauen

ein: doch als Belohnung für geleistete und noch zu leistende Dienste verlangte er die Abtretung einer erlöbigen Provinz an das geistliche Reich.

Schwerlich befand sich je ein Staatsmann in größerer Verdrängniß, als Eilicho um die Zeit, wo Marich diese Forderung machte. Verantwortlich für das Schicksal, welches über das westliche Römerreich gekommen war, fühlte er mehr als jemals das Bedürfniß, einen Anlehnungspunkt zu haben, durch welchen er sein Ansehen verstärken möchte: denn in allen reinen Monarchien ist es ein besonderes Verhängniß für die ersten Minister, daß sie eine Kraft geben, die sie nicht zurückempfangen; und die nachtheilige Folge davon ist, daß, wie groß ihr Talent auch seyn möge, sie im kritischen Zirkel doch zuletzt dem Gefühl ihrer Schwäche unterliegen. Da Honorius in sich selbst eine Ruß war, und im ganzen weströmischen Reiche sich kein anderer Anlehnungspunkt darbot, als der römische Senat: so trug Eilicho kein Bedenken, zu demselben seine Zuflucht zu nehmen. Ihn also legte er Marichs Forderungen vor, damit er darüber entscheiden möchte, in wie fern man darauf eingehen könnte, oder nicht. Die versammelten Väter glaubten bei diesem Verfahren des Reichsverwesers, aus einem vierhundertjährigen Schlummer zu erwachen; und, mehr von dem Wuthe, als von der Abstreit ihrer Vorfahren belehrt, erklärten sie sich gegen die Vorschläge des westgothischen Königs mit einer Festigkeit, daß Eilicho Mühe hatte, sie über die Lage des Reiches zur Besinnung zu bringen. Ihren Versicherungen zufolge, widersprach es der Majestät des römischen Volks, einen erlö-

gerischen Waffenstoßand von einem barbarischen Könige zu erlaufen; und hätte man, meinten sie, nur die Wahl zwischen Untergang und Schande, so müßte man den ersten vorziehen. Man sieht, daß die römischen Senatoren alle die Veränderungen, welche seit dem Verschwinden der Anti-Monarchie in dem Geiste und den Sitten des Volkes erfolgt waren, nicht sonderlich in Anschlag brachten; man sieht zugleich, daß die gefährliche Lage des Reiches sie wenig oder gar nicht berührte. Die Aufschlüsse, welche Cailiche ihnen gab, bewirkten allerdings, daß sie in seinen Plan eintraten und zur Erhaltung des Friedens von Italien vier tausend Pfund Geld bewilligten, welche Marich erhalten sollte; doch war ihre Zustimmung mehr scheinbar, als aufrichtig, und indem Lampadius, einer von den angesehensten Senatoren, darauf beharrte, „daß dies nicht ein Friede, sondern ein Knechtschafts-Vertrag sey,“ und sich nach dieser für den Reichs-Vertheiler nicht wenig belebigen Erklärung, in den Schoß einer christlichen Kirche begab, fand er nur allzu viel Anhang. Die öffentliche Meinung blieb also dem Cailiche ungünstig; und dieser Umstand beschleunigte seinen Untergang.

Nicht zum ersten Male hatte Cailiche den römischen Senat zur Erreichung seiner politischen Zwecke versammelt; denn gleich bei dem ersten Antritt seiner Verwaltung hatte die Empörung eines afrikanischen Fürsten, Namens Gildo, welcher der Bruder und Nachfolger des Gernud war, ein gleiches Verfahren nothwendig gemacht, und die schnelle Unterdrückung der Empörung war die glückliche Folge davon gewesen. Damals lag Krieg in

in Stilicho's Absichten; jetzt verhielt es sich umgekehrt. Sein Vertrauen war um so wichtiger, je weniger man Rücksicht nahm auf die Erschöpfung, zu welcher das weströmische Reich herabgesunken war. Was konnte seine Absicht seyn? Diese Frage beschäftigte besonders den Hof von Ravenna, wo ein gewisser Olympius sich vor allem Andern das Vertrauen des Honorius erworben hatte. Der Imperator stand in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren; und wiewohl er noch immer ein Kind war, so hatte er doch diejenige Reife gewonnen, vermöge deren man sich seiner durch die Furcht bemächtigen konnte. Die verächtlichsten Fürsten fanden Verstand, wenn man dadurch die Aussicht gewinnt, an die Seite eines Mächtigen zu treten. Olympius verdankte seine Anstellung dem Stilicho, und Dankbarkeit hätte ihn abhalten sollen von allen Verneinungen zum Nachtheil seines Wohlthäters. Statt dessen erfüllte er die finstliche Seele des Honorius mit der abgeschmackten Furcht, daß Stilicho damit umgehe, ihn zu ermordeu und das Diadem auf das Haupt des jungen Eucherius, seines Sohnes, zu setzen. Zu gleicher Zeit beorderte der Wächter das römische Heer, indem er die Abneigung desselben von den barbarischen Truppen, welche Stilicho's Person umgaben, für seine Zwecke benutzte. Plane aller Art wurden geschmiedet, um den Honorius aus der Abhängigkeit von seinem Schwiegervater zu befreien; und da gerade um diese Zeit Avetius gestorben war, so bildete eine Reise des Honorius nach Constantinopel den Hauptgedanken. Als Stilicho sich diesem Entsatze aus blonemischem Ge-
 — 162 —

den widerstrebte, dachte man auf Blind, den Hönseius nach Ticinum oder Pavia zu versetzen, wo das römische Heer sein Standquartier hatte; und was man auch von Stilicho dagegen eingekendet werden mochte, so ruhte man doch nicht eher, als bis die Reise angetreten wurde.

Stilicho schickte beglückte seinen Schwiegersohn dahin. Auf der Durchreise durch Bologna fühlte sich Hönseius von einem Ansturm der Schwäche erschreckt, der vielleicht nur künstlich vorbereitet war, damit der furchtsame Imperator Ohnmacht haben möchte, das Ansehen zu betheuern, in welchem sein Schwiegervater bei den Soldaten stand. Betäubliche Täuschung! Olympius wagte nur alles gut, was er mit den in Pavia beschlossenen Truppen war; und indem er die Abreise des Hönseius betrieb, mußte er alles so einzurichten, daß Stilicho, um nicht aus seiner Rolle zu fallen, in Bologna zurückbleiben mußte. Hönseius, mit lauten Weisheitshehlungen in Ticinum empfangen, hielt, wenige Tage nach seiner Ankunft, eine von dem Olympius aufgesetzte Rede, worin er sich über die Nachstellungen seines Schwiegervaters beklagte. Durch diese Rede wurde das Zeichen zur Ermordung der stämmlichen Freunde Stilicho's in Ticinum gegeben, wohin vorzüglich die prätorianischen Präfecten von Gallien und Italien, zwei Generale der Reiterei und des Fußvolks, der Magister Officiorum, der Quästor, der Schatzmeister und der Comes Domesticonum gehörten. Und nach dieser schrecklichen That, welche mit Plünderung und Brand verbunden war, verdammt der Imperator, auf

den Rath seines Lieblings, das Ueberleben an die Erbschlagenen, und billigte eben dadurch das Verfahren der Mörder, die er unschuldig zu nennen wagte.

Die Sachen waren also weit gekommen, als daß ein Stillstand möglich gewesen wäre. Von den Berathungen in Icknum unterrichtet, versammelte Scilla in dem Lager von Pologna einen Kriegsrath, dem er die Frage vorlegte, was geschehen müsse. Alle Mitglieder des Kriegsraths waren der Meinung, daß kein Augenblick zu verlieren sey; daß man nach Pavia aufbrechen müsse, den verbrecherischen Olympius und dessen Werkzeuge zu bestrafen; daß die Herrschaft nicht länger zerstückelt bleiben dürfe. Der Augenblick der Entscheidung war also gekommen. Doch der Absehen, welchen Scilla vor einem Bürgerkriege hatte, verkundeten mit dem Mißtrauen, daß er in seine Parthei fehre, überwiegen jeden Entschluß, welchen die Klugheit empfahl. Sehr Zaudern erregte Verdacht; und da die Lage der Barbaren immer unglücklich war, so führte Mißtrauen zum Abfall. Carius, einer von den entschlossensten Generalen, der, wenn Scilla den Rath gehört hätte, nach Pavia zu marschiren, sich freudig aufgeopfert haben würde, trieb die Empfindlichkeit so weit, daß er das Lager seines Wehrlährers angriff, die treuen Hunnen, welche dasselbe vertheidigten, widerhielt, und in das Zelt eindrang, wo Scilla sein Schicksal überdachte. Mit Mühe entkam dieser dem Schwerte der Barbaren; und weil es keinen andern Auszug für ihn gab, so warf er sich nach Ravenna. Hier suchte er sich in eine christliche Kirche, in der Voraussetzung, daß seine Gemahlin und

seine Tochter etwas über den Honorius vermögen würden. Doch der Imperator war ganz in den Händen des Olympius; und dieser, dem Mithridates eben so ungleichgültig als der Ctesiphon, dachte, sobald er den Scythianer's Aufenthalt in Ravenna unterrichtet war, nur auf Mittel, seinen furchtbaren Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Zu diesem Endzweck sendete er den Comes Heracianus nach Ravenna ab, der, nach seiner Ankunft, durch einen feindlichen Eid bekehrte, sein Auftrags laute nur auf Befangennehmung des Scythianer's. Hieburch getäuscht, bereute der Bischof von Ravenna den Reichthum, den Alar zu verlassen, in dessen Schutz er sich begeben hatte. Kaum aber war Scythianer zum Vorschein gekommen, als er vernahm, daß er hingerichtet werden sollte. Voll Ergebung ertrug er die Benennung eines Verräthers, und mit einer Standhaftigkeit, die besserer Zeiten würdig schien, bot er seinem Mörder den Schwert. Sein Schicksal bestimmte das seiner Familie und seiner noch übrigen Anhänger: sein Sohn Eucherius, auf der Flucht eingeholt, wurde erachtet; seine Tochter Thermantia, die zweite Gemahlin des Honorius, und Jungfrau geblieben, wie ihre Schwester, wurde, nachdem sie geschieden war, in ein Kloster gesandt; ihre Mutter Serena ging nach Rom; die Freunde Scythianer's, so viel deren noch übrig geblieben waren, sahen sich durch den Haß des Olympius verfolgt. So endigte Scythianer, welchem man noch seinen Tod den Vorwurf machte, daß er die Einheit des römischen Reiches verhindert und Italien den Barbaren Preis gegeben habe. Nichts ist so abgeschmackt, daß es

nicht Standen stude beim Sterbe eines ausgezeichneten Mannes, der mehr auf sich genommen, als seine Equitern tragen konnen. Stilicho war kein Verräther; er trug nur die Schuld der Entwidlung, welche schlechte Befehle dem römischen Reiche gegeben hatten.

Was ist gewöhnlicher, als daß die Schwäche sich durch den Verrath entschuldigt, womit sie umgeben zu seyn vorgiebt! Die Lage des westlichen Römerreiches war indeß nicht verbessert dadurch, daß es einem Ozymus gelungen war, seinen Feind aus dem Wege zu räumen. Sie wurde vielmehr wesentlich verschlimmert durch das System, welches die regierende Partei annahm. Kirchliches und Politisches war in demselben verschmolzen. Wer nicht der katholischen Kirche angehörte, der sollte keinen Anspruch auf irgend ein Staatsamt haben, sey es im Civil oder im Militär. Diefem neuen Staats-Grundgesetze zufolge, wurden alle ausländische Generale, entweder als Hofsbedienter, oder als Brieger, aus den Diensten entlassen, und die Vertheidigung des Vaterlandes beschränkte sich auf eine unsichere Classe von Eingebornen, deren einziger Werth das Glaubensbekenntniß war. Man ging aber am Hofe von Ravenna noch weiter. Um sich so bald als möglich der Barbaren zu entledigen, welche Stürche in seine Dienste genommen hatte, wurden ihre Frauen und Kinder, die gewöhnlich in den Städten lebten, an einem Tage und zu Einer Stunde ermordet. Freilich erbitterte man jene hundertfach in einem so hohen Grade, daß sie, um sich zu rächen, nicht schnell genug zu dem Könige der Westgothen übergehen konnten, doch was man schwerlich ver-

lacht hatte, war, daß man auf diesem Wege seinen Einmarsch in Italien beschleunigte. Dem 23. August des Jahres 408 wurde Stilicho zu Ravenna ermordet; und bereits im October desselben Jahres marschirte Alarich nach Rom, um die Minister des Honorius zur Annahme der Bedingungen zu bewegen, welche er ihnen vorzusetzen würde.

Ehe wir aber auf die Begebenheiten dieses Feldzugs eingehen, wird es nöthig seyn, einen Blick auf das oströmische Reich zu werfen, um zu zeigen, wie sehr das Vordringen des westgothischen Königs auch von dieser Seite begünstigt war.

Aradius hatte nicht die volle Inbelsung seines Bundesgenossen Honorius; doch stand er demselben wenig nach. Ueber den Prunk des Hofes vergaß er die Pflichten des Kriegers. Die ganze Gewalt lag in den Händen des Eutropius, der, nachdem er, als Verschwörer, mehr als zehnmal verurtheilt war, durch sein verhängnißvolles Verhältniß zu einem Imperator die höchsten Würden vereinigte. Gehülfe bei dem Regierungsgeschäft war die schöne Eudopia, die Tochter des Frankes Honorius, durch die Hinterlist des Eutropius zur Gemahlin eines Imperators erhoben. Während Eudopia nur ihrem Vergnügen lebte und sich im Umgange mit dem Comen Johann für die lange Weile entschädigte, die sie an der Seite eines geist- und herzlosen Gemahls empfand, verfolgte Eutropius keinen andern Gedanken, als den der Bereicherung. Die einträglichsten Staatsämter wurden von ihm den Weishesten verkauft, und für eine mehr oder weniger starke Summe Geldes erwarb man das

Nicht, große Proben zu zeigen. Hiermit nicht zufrieden, löste Eutropius die Kunst, wohlhabende Privatpersonen in Handel zu verstricken, welche sich in der Regel mit Verbannungen und Confiscationen endigten. In allen Stücken ein treuer Nachahmer des Rufinus, war er es auch darin, daß er ein Gesetz erließ, welches lediglich auf Sicherstellung tyrannischer Staats-Rechten abzielte, und, aufgenommen in die Gesetzbücher des Theodosius und Justinian, noch im achtzehnten Jahrhunderte dem kaiserlichen Deutschland und den Cardinälen der römischen Kirche zur Schatzkammer diente. Es wurde nämlich in Namen des Arcadius bekannt gemacht, „daß, wer mit Fremdlingen oder Bürgern gegen Personen conspiriren würde, welche der Imperator als Glieder seines Körpers betrachte, Leben und Vermögen verliert haben solle;“ und indem Arcadius, für Fälle dieser Art, den Gehanden der That gleichsetzte und selbst den Privatstreit zu einer Waffenthat erhob, betrachtete er es als eine Handlung seiner Würde, „daß er die Ehre der Verräther nicht am Leben bestrafen, sondern nur von allen bürgerlichen Ehren für immer ausschließen wollte“ *). Wenn irgend ein Gesetz den

*) Siehe den Cod. Theodos. Lib. IX. tit. 14. und den Cod. Just. Lib. IX. tit. 8. Was bezieht die relative Nothwendigkeit solcher Gesetze; was man aber nicht befragt, ist, wie weit von Verstand und Gefühl ihnen jemals das Wort reden konnten, und wie es überall möglich ist, auf diese Befugnisse einen andern Worth zu legen, als welchen sie für die Befugnisse haben.

den tyrannischen Geist der byzantinischen Regierung be-
zeichnet, so ist es dieses. Was Eutropius nicht begriff,
war, daß die Ausschließung der Gerechtigkeit dieselbe
wird.

Die Unterthanen des oströmischen Reiches fanden
nur allzu bald einen Rächer in dem Ostgothen Theodor,
welcher, von Alarichs Fortschritten aufgereizt, die Rolle
des westgothischen Königs in Phrygien wiederholte und
in kurzer Zeit das ganze Reich in Unruhe setzte. Die
Empörung zu dämpfen, wurden zwei Generale abgesen-
det, von welchen der eine die asiatische Armee befehlig-
te, der andere Thrakien und den Balkan besetzte.
Der Name des ersteren war Leo, den man
den Hahn des Osten nannte; der Name des andern war
Gainsas, derselbe, der den Rufinus hatte ermorden
lassen. Leo war ungeschickt, Gainsas misverstand; und
die Folge davon war, daß, nachdem Leo in Pamphy-
lien aufs Haupt geschlagen war, Gainsas dem Empe-
rator allen nur möglichen Vorstoß leistete, bis der Hof
sich genöthigt sah, auf die Bedingungen des Rebellen
einzugehen, welcher den Kopf des Eutropius forderte.
Der Zufall wollte, daß sich gerade um diese Zeit die
schöne Eudoxia mit dem Verschwinnen verlobet hatte.
Sie also wurde die Hauptbefürworterin des Friedens, wie
des Falls des Verschwinnen. So schnell erfolgte
dies, daß Eutropius Mühe hatte, sich in die St.
Georgien-Kirche zu retten, wo er, von dem heil. Chry-
sostomus verteidigt, den Vortheil gewann, daß man
die Todesstrafe in eine Verbannung nach Capern ver-
wandelte. Doch nur auf kurze Zeit; denn kaum war

er an dem Orte seiner Bestimmung angelangt, als er zurückgeführt und in Chalcedon gerichtet wurde, wo nichts so sehr entschied, als daß er sich unterstanden habe, jene heiligen Thiere, welche, wegen ihrer Verfaßtheit oder wegen ihrer Farbe geachtet, den Wagen des Imperators zogen, vor den Reinen spannen zu lassen *).

Somit sah sich verdrängt durch den jungen Trajann. Um sich zu rächen, warf er sich in die Empörung. Mehr als Einmal geschlagen, wollte er in die Steppen Sythiens zurückkehren, als er in einem Gefecht mit den Hunnen blieb, welche ihm kühnlich der Thron des Bys verperrten.

In Constantinopel selbst übten die Goten unter Theodora die polytheistische Gewalt. Kein Tag verging, an welchem es nicht zu feindlichen Aufständen zwischen den Goten und den Bürgern der Hauptstadt gekommen wäre; und Nord und Brand waren nicht selten die Folge davon. Theodora sah diesen Aufständen mit der Einseitigkeit eines Monarchen zu, der sich nicht verhehlen kann, daß ihm die Hände gebunden sind. Landplagen, als Erdbeben, Ueberschwemmungen und Hungersnöthe, vernichteten das Volk. Ein kraftloser Kaiser, eine jenseitige Frau, die sich seine Gemahlin nennt, ein Ministerium, an dessen Spitze ein verdächtiger Eunuch steht, eine allgemeine Unsicherheit der Personen und des Eigenthums, einerseits durch grausame Befehle, andererseits durch Bürgerkrieg bewirkt, Missethäter

*) Nach Gregorides hat diese Maschine mit goldenen Rädern.

gnügen und Ansehn in allen Theilen des Reichs —
 welche ein unendlicher Stoff zum Ladel für Den, der
 ihn zu demüthen versteht! Ein solcher war der h. Epi-
 siphonius, von dem Eutropius aus Antiochien nach
 Constantinopel versetzt, wo seine Balfucht und ungesel-
 lige Strenge Nahrungsstoff zu Ueberfluß fand. Die,
 welche seine Tugend und Beredsamkeit bewundern, ver-
 gessen, daß der heiligste Eifer, anstatt dem Verderben
 eine Grenze zu setzen, dasselbe nur durch unerschöpfbaren
 Widerstand vermehrt, und daß im Grunde nichts leicht-
 er ist, als die Nachzeichnung, die man auf diesem Wege
 erwirbt, sobald man die Unwissenden auf seiner Seite
 hat. Durch wallende Vergleichen einer Jesabel und
 Herodias mit der schönen Eudokia brachte der h. Epi-
 siphonius es dahin, daß er vertriehen werden mußte; und
 da dies nicht geschehen konnte, ohne die ganze Haupt-
 stadt und den größten Theil des Reichs in Bewegung
 zu setzen: so nimmt die Geschichte dieses Heiligen einen
 bedeutenden Platz in den oströmischen Annalen ein. Sie
 hier zu verfolgen, würde ungebührig seyn. Epi-
 siphonius, Eudokia und Arcadius hatten beinahe gleichzeitig der
 erste zu Comana auf dem Wege nach der Wüste von
 Paphos, die zweite an einer unheiligen Seebat, der
 dritte aus Gram über den Verlust einer untreuen Gat-
 tin. So weit ging, sagt man, der Wille des byzan-
 tinischen Hofes vor dem Hecelius und dessen Ange-
 hung, daß Arcadius in seinem Testamente den König
 von Persien, Jydgerd, zum Vormund seines Sohnes
 ernannte. In dieser Lage der Dinge bildeten die ersten
 Staatsbeamten des oströmischen Reichs eine natürliche

Oristokratie, welche nur dadurch zu einer Art von Einheit gedieh, daß der Papst Stephanus durch ein überwiegendes Talent den Ausschlag über seine Collegen ab-

Unter so günstigen Umständen als bei Alarich in Italien ein. Seine Absicht war nicht, diese Halbinsel zu erobern, wohl aber den Hof von Ravenna zu Friedensbedingungen zu bewegen, welche ihm und seinen Gothen einen bleibenden Wohnsitz, gleichwohl in welchem Theile des weströmischen Reiches, gewähren sollten. Aquileja, Altinum, Concordia und Treviso waren die Mal Begründung einer schnellen Eroberung; und ohne sich bei einer fruchtlosen Belagerung von Ravenna aufzuhalten, führte der König der Gothen sein Heer über Rimini auf der flaminischen Straße der Rom, wo er sein Lager aufschlug.

Seine Erscheinung war ein Gegenstand des Schreckens und Entsetzens zugleich. Rom, welches seit Hannibals Zeiten im sechshundert und neunzehn Jahren keinen aufständigen Feind gesehen hatte, war auf das ihm bevorstehende Schicksal so wenig gefaßt, daß es sich nur durch die Wirklichkeit einer Belagerung von der Wirklichkeit desselben überzeugen konnte. Als Stadt hatte er noch denselben Umfang und dieselbe Bevölkerung, welche es zu Cäsar und Augustus Zeiten ausgemessen hatten; die letztere belief sich auf nicht weniger als hunderttausend Köpfe. Auch der gesellschaftliche Zustand war im Großen derselbe geblieben, der er im früheren Jahrhunderten gewesen war; nur mit dem Unterschiede, daß die Plebejer in eine vollendete Abhängigkeit von den Patriciern gerathen waren, die sie vorzüglich ihrer Ar-

brüderlichen verhandeln. Das Ansehen der patricischen Familien beruhte auf einem großen Reichthum, welches über die ganze Oberhälfte des Reiches gestreut lag; unter ihnen gab es Einzelne, welche ein Einkommen von nicht weniger als hunderttausend Pfund Gold (mehr als hundert und sechzig tausend Pfd. Sterling) bezogen, und folglich ein Heer von Klienten um sich versammeln konnten. Es wurden, wie in früheren Zeiten, noch immer Wuchererlässe von den Königen getrieben; wer aber nicht darauf eingehen wollte und sich zu beschweren verstand, lebte mit Gemüthsruhe, selbst ohne zu arbeiten. Täglich geschähen Protentionshehlungen, und jeder Familien-Vater hatte gerechten Anspruch auf den Pfund, welche ihm ohne Entgelt vertheilt werden mußten. Jedes Monate im Jahre erhielten die ärmeren Bürger eine unentgeltliche Theilung von Schinken; auch Oel und Wein wurde ihnen getheilt, jenes als eine den afrikanischen Völkern seit Jahrhunderten auferlegte Steuer, dieser um einen sehr mäßigen Preis. Schauspiele und Bälle wurden ohne Entgelt gegeben, und Taschende überzogen sich täglich in einem Cirkel von Vergnügungen, die ihnen nichts kosteten. Dies munterte ihre Leben mit dem Erguß glücklicher Erhebungen, und eine lange Schwelgerei hatte denselben eine solche Nothwendigkeit gegeben, daß jede Unterbrechung nicht anders als höchst schmerzhaft seyn konnte.

So wie also Alarich die Stadtmauern einschloß, die zwölf Hauptthore besetzte, den Zusammenhang mit den benachbarten Ländern durchschnitt und den Eilstrom bewachte, gerietzen die Römer in eine Verlegen-

heit, welche schwerlich noch größer gedacht werden kann. Überzeugt, daß Cutilius' Ermordung ihnen ein solches Schicksal bereitet habe, ergoß sich ihre erste Wuth an der Gemahlin desselben, Julia Servilia, die sich nach Rom begeben hatte, wo sie jetzt, als Urheberin der Verab-
gung, — denn dazu machte sie der Argwohn — barbarisch erdrosselt wurde. So groß war die Vermö-
gung der Römer, daß sie Befehle trugen; als sich aber Hungernoth einstellte und auf diese ansehnliche Krankheiten folgten, da sahen sie, nach mehreren ver-
geblichen Versuchen, das Ungewitter zu beschwören, kein anderes Heilmittel ob, als mit dem Könige der Westgothen zu unterhandeln. Dies Geschäft wurde dem Senator Cassius, einem gebornen Spanier, und dem ersten Tribunen der Reuten, Johannes, übertragen. Als diese bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Alarich eine Sprache redeten, welche ihrer betragenen Lage nicht an-
gemessen schien, gab er, um seine Gleichgültigkeit ge-
gen ihre Forderungen an den Tag zu legen, die kurze Antwort: „ist nicht das Heu, desto leichter der Ein-
schnitt.“ Er setzte hierauf die Bedingungen seines Ab-
zuges fest, indem er verlangte: erstlich, alles Geld und Silber der Stadt, es möchte Eigenthum des Staates oder der Privatpersonen seyn; zweitens, alles kostbare Handgeräth; drittens, alle Sklaven barbarischen Her-
kunft. Auf die Frage der Abgeordneten, was er ih-
nen übrig zu lassen gedächte, war seine Antwort: „das Leben.“ Schon wollten die Abgeordneten sich entfernen,
als er einen kurzen Waffenstillstand bewilligte, um eine
ruhigere Unterhandlung einzuleiten; und indem die Ab-

mer nicht aufhörten, die Erfüllung der ersten Bedingung als unmöglich darzustellen, begnügte sich Alarich mit der Urrichtung von fünftausend Pfund Gold, dreißigtausend Pfund Silber, viertausend sechshundert Goldkorn, dreitausend Goldschilling und dreitausend Pfund Pfeffer. Als diese Bedingungen erfüllt waren, ging Alarich nach Lucern, wo er sein Winterquartier nahm und durch ein solches Paar von Hochen und Frauen besüßelt wurde, das sein Schwager Hylolphus ihm von den Ufern der Donau gehörte.

Durch diesen ersten Feldzug hatte er gewonnen, was man, wie er glaubte, ihm für seine in Reichensland geleisteten Dienste schuldig war. Hier dadurch war er seinem Hauptzweck nicht näher gekommen. Nachließ die Idee einer Wiederbesetzung im westlichen Römischen Reich verfolgend, knüpfte er seine Unterhandlungen mit dem Hofe von Ravenna neuer an. Seine Vorzüge waren drei römische Senatoren, die er für seinen Plan gewonnen hatte. Er verlangte; den Titel eines Feldmarschalls des Westens, einen jährlichen Zuschuß an Lehen und Geld, und die Abtretung von Dalmatien, Noricum und Venetien zu einem Königreiche, oder, wenn dies allzu viel schien, die Abtretung von Noricum, einer der armen Provinz, welche den Einfällen der Germanen ausgesetzt war. Die traurige Lage des Hofes von Ravenna ließ einen glücklichen Erfolg hoffen. Nichts desto weniger blieb Olympius seinem einmal genommenen Entschluß getreu, nach welchem er schlechterdings nichts bewilligen wollte; und obgleich Alarich dadurch nicht abgeschreckt wurde, eine zweite Gesandtschaft nach Ravenna zu sen-

den, an deren Spitze er den Bischof von Rom stellte: so war doch auch dieser Schritt notwendig.

In Italien dieser Art hofft man nicht selten, durch eine Veränderung der Person zu gelangen. Der Einfluß des Olympius schien Nician zu weit getrieben; und indem sie sich zum Sturz dieses Ministers verbanden, erachteten sie zwar durch die Schwärze des Honorius ihrem Zweck: allein, indem ein gewisser Jovius an die Stelle des abgesetzten, beschimpften und zuletzt ermordeten Olympius trat, blieben die Sachen in dem alten Verlaufe, weil man dem Geunthum annahm, daß die Kriegsgötter Rom's den selben Forderungen eines Barbaren nicht aufgegeben werden dürften. In dem ganzen Betragen der Minister des Honorius lag ein Widerspruch von Stärke und Schwäche, der nothwendig mit Veränderung verbunden seyn mußte; auch war der Hof von Ravenna in dieser Zeit der Schauplatz einiger Umwälzungen, denen Jovius nur dadurch gewachsen blieb, daß er immer der Partei beitrug, die ihm die stärkste schien.

Ueberdrüssig dieser Unentschlossenheit, dachte Aetich auf neue Mittel zur Erreichung seines Zweck: und da er wohl einsah, daß er die Minister des Honorius nur durch ein gewaltsames Verfahren zu einem ihm günstigen Entschlusse bewegen konnte: so begann er seine kriegerischen Operationen damit, daß er sich Ostia's bemächtigte. Da dies der Schlüssel war, durch welchen Rom sein Leben erhielt, so hatte er kaum die Verrathshäuser in seine Gewalt gebracht, als der römische Senat in jede Forderung willigte, die er sich zu erlauben

getrennte. Marich, der seine Schritte genau berechnet hatte, verlangte, daß der Senat, an der Stelle des unwürdigen Honorius, einen neuen Imperator wählen sollte; und der Senat, welcher auf härtere Bedingungen gefaßt war, schäme sich glücklich, so wohlfeilen Kaufes davon zu kommen. Ohne Zittern ließ wurde der State-Präsident Attalus zum Imperator gewählt; und der dankbare Monarch ermangelte nicht, seinen Beschützer zum Feldmarschall des Westens und dessen Schwager Adolphus zum Comes Domesticeorum zu ernennen, worauf die Stattherrschaft getheilt und der neue Imperator der Klänge, von bewaffneten Goten umgeben, in den Palast des August eingeführt wurde.

Solche Verhältnisse waren indeß in sich selbst allzu unsicher, als daß sie von irgend einer Dauer hätten sein können; und weil der Hof von Ravenna Verstand genug hatte, nicht zu berechnen, so blieb er ruhig bei einer Veränderung, die er nicht für wesentlich hielt. Es kam hiezu, daß Attalus in Afrika (dieser für die Verpflegung Roms so notwendigen Provinz) keinen Gehorsam fand, indem der Comes Genachianus ihm nicht Hof an Ort und Stelle entgegenstellte, sondern auch (was von weit größerer Wichtigkeit war) den Hof von Ravenna mit Truppen und Geld versorgte. Bald zeigte sich in Rom so viel Unzufriedenheit mit Attalus, daß Marich nicht länger widerstehen konnte; und indem Joventius dieselbe auf eine geschickte Weise benutzte und dem Könige der Westgothen neue Hoffnungen machte, ward dieser nur allzu leicht bestimmt, dem Attalus seine Würde zu nehmen. In der Ebene von Rimini wurde

das unglückliche Verhäng des göttlichen Rnigs seiner Derten bewahrt und diese dem Schut des Theodorus gesendet. Aulus erhielt die Erlaubniß, in dem Lager der Verhen zu bleiben, weil das das einzige Mittel war, sein beschimpftes Leben zu erhalten; und so wurde durch einen Barbaren an Aulus die Unverschämtheit bestraft, womit die Senatoren der Augustischen Monarchie die Könige behandelt hatten.

Es schien, als ob einem Vertrage zwischen Pompeius und Marich jetzt keine anderen Hindernisse im Wege ständen. Doch je nachgiebiger Marich war, desto mehr rechnete der Hof von Ravenna auf Glückfälle, die ihn von der beschwerlichen Nähe des Königs der Westgothen befreien sollten. Dem Jauden der Winkler ein Ende zu machen, näherte sich Marich den Wöräften von Ravenna so sehr, daß es das Besohnemann, als wenn er diese Festade belagern wollte. In dieser Noth versöhnten sich die Minister des Pompeius mit dem göttlichen General Carus, einem Rechenkühler Marichs, und einem entschiedenen Feinde des Hauses der Valen, zu welchem Adelphus gehörte. Carus fand Mittel zu einem Auffall; und nachdem er eine nicht unbedeutende Zahl von Verhen niedergewacht hatte, kehrte er triumphirend nach Ravenna zurück, wo er bekannt machen ließ, daß Marich für immer von der Freundschaft und dem Bündnisse des Pompeius ausgeschlossen sey. Jetzt hielt Marich sich nicht länger: das höchste Maß seiner Geduld war erschöpft; und, weil es an andern Mitteln zur Rache fehlte, so mußte Rom zum dritten Male für den Unterstand des Hofes büßen.

Der Senat traf Vertheilungsbefehle; aber diese wurden durch die Ungetreue des Pöbels und der Sklaven vereitelt. Am die Winternachtsstunde öffnete sich das salarianische Thor, und im ersten Schlummer wurden die Römer durch die Trompeten-Töne der Soldaten erweckt. Die Paländerung nahm sogleich ihren Anfang. Sie dauerte mehrere Tage; und es ist leicht zu errathen, wie viel Grausamkeiten mit derselben verbunden waren. Durch Soldaten aller Art wurden die Einwohner zum Eingeständniß ihrer Reichthümer und des Ortes, wo sie dieselben verborgen hatten, gebracht. Betrachtet man Rom als den Mittelpunkt, in welchem sich seit 450 Jahren und dort und sechszig Jahren die Schätze aller den Römern erreichbaren Staaten angehäuft hatten: so begreift man, daß die Vortheile von der Masse der vergrabenen Reichthümer beschwert werden konnten. Wie viele Kunstwerke mußten eingeschmolzen werden, wenn sie ihnen zu Staaten kommen sollten! Von den Senatoren verlor nur ein einziger das Leben; desto größer aber war die Menge der übrigen Erschlagenen. Die Straßen waren angefüllt mit Leichen, welche in der allgemeinen Verführung niederknien. Wer entfliehen konnte, der entfloß; vergeblich Dörfern, deren Befestigungen in den Provinzen gestreut waren. Ein Theil der Stadt ging in Flammen auf, und einen langen Zeitraum hindurch lag der eingeäscherte Palast des Gallus in Trümmern da.

Sechs Tage verwüsthete Mord in Rom. Die Furcht vor aufstehenden Frankstücken trieb ihn am schnellsten aus der alten Hauptstadt des Reiches. Mit einem an-

abschlachten. Befolge von Wagen legab er sich auf der apenninischen Straße nach Unter-Italien. Soldate, welche Widerstand leisten wollten, wurden ertrödt und zerstückt; und schreckend verfolgten die Horden ihre Bahn, bis sie die Meerenge erreichten, welche Italien von Sicilien trennt. Marich wollte übersehen, und sich von Sicilien aus den Weg nach Syrakus bahnen; aber der erste Versuch mißlang auf eine abschreckende Weise. Bald darauf starb Marich, nach einer kurzen Krankheit. Die Art seiner Beerdnißes bezeichnende Barbaren-Esseten-Arme wurden gebraucht, den Lauf des Eufenthauf, welcher die Mauern von Caserta bespült, abzulichten; und in dem letzten Bette des Flusses bestattete man die Leiche des Königs mit Deilmädchen des Etrusker. Als dies geschehen war, künzte man den Fluß in seine alte Bahn zurück; damit aber das Beerdniß Marichs nicht verrathen werden möchte, wurden alle bei dieser Leichen-Bestattung draußten Gefangenen ermordet.

Nachfolger Marichs in dem Oberbefehl über das gothische Heer war Adolphus, sein Schwager. Dieser hatte keine Bekümmernisse zu rächen, und sein gesunder Verstand sagte ihm, daß es den Gothen seiner Zeit nicht gelingen werde, eine bleibende Herrschaft auszuüben. Den Krieg einstellend, begann er eine neue Unterhandlung mit dem Kaiser von Konstantin; und da die Kaiser des Heerzuges in Beziehung auf ihn durch keine Eide gebunden waren: so kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem Adolphus mit dem Titel eines römischen Generals gegen die Tyrannen und Barbaren gesandt wurde, welche die Provinzen jenseits der Alpen beunruh-

Heira. Dem Oberfeldherrn der Gothen an seine Person zu setzen, trug Honorius sein Bedenken, ihn seine Schwelgere Macht zu ermögen zu geben. Die Vermählung wurde mit großem Pomp in Trauen vollzogen, ehe die Gothen das Land verließen; und der abgeleitete Anlaß hatte die Ehre den Hochzeitsreigen zu führen. Stilicho brach von Campanien aus nach dem südlichen Gallien auf. Marianne, Teulose und Verdrump gerieten in die Hände der Gothen, welche auf diese Weise von den Ufern des mittelländischen Meeres nach denen des Ozeans verlegt wurden.

Gallien war, während dieser Vorgänge in Italien, der Schauplatz der heftigsten Kämpfe gewesen. Der kaiserliche Constant war kaum als Cäsar in Gallien, Spanien anerkannt, als Verdrump, sein Statthalter in Spanien, man weiß nicht auf welche Veranlassung, gegen ihn marschirte, seinen Sohn Constant in Vienne überraschte und tödtete, und den Imperator selbst nach Arles belagerte, um ihn daselbst zu belagern. Verdrump war hienüt besoldet, als ein italischer Heer, von dem Kaiser Constantius geführt, zu gleichem Entsatz von Arles erschien, die spanischen Truppen in die Flucht schlug, und dadurch bewies, daß Verdrump, nicht lange darauf, an der spanischen Belagerung, um nicht in die Hände treuloser Soldaten zu fallen, sich selbst das Leben nahm.

Die Belagerung von Arles fortschreitend, hatte Constantius einen heftigen Kampf mit Franken und Alemannen zu bestehen, welche als Grund des Constantius aus Deutschland hergeführt hatte.

Sobald auch dies Hinderniß beseigt und alle Hoffnung für den Usurpator Constantin verloren war, ergab sich dieser unter der Bedingung, daß man seinen Lebenskamm wolle. Ein solches Versprechen wurde gegeben; und damit man Wort halten möchte, ließ Constantin, ehe er die Thore von Arles öffnete, sich zu einem christlichen Prädicator weihen. Vergeblich! Zwar befreite Constantius seine Lebern nicht mit dem Blute eines Sängers; aber indem er den abgedankten Imperator und dessen Sohn Julian unter starker Bedeckung nach Italien sandte, konnte er nicht verhindern, daß Bride eintrebet wurden, ehe sie Narbonne erreichten.

Gallien, so wie Spanien, gehorchten von diesem Augenblick an aufs Neue dem Honorius; doch war die Ruhe von kurzer Dauer.

Aufstände von dem König der Alamanen, Ouar, und von dem König der Burgundier, Säurer, entschloß sich ein gewisser Jovinus zur Annahme des Kaisertums, und drang ohne Zeitverlust vom Rhein nach den Ufern der Rhone vor, wo Constantius allein zu besiegen war. Dieser ergriff die Flucht nach Italien, weil er sich dem Jovinus nicht gewachsen glaubte, und überließ Gallien seinem Schicksale.

Dies geschah beinahe in demselben Augenblick, wo die Westgothen in Gallien anlangten.

Welches auch die Vorläge sehr merkten, womit Aelphus nach Gallien gekommen war: die Lage, worin er sich in einem fremden Lande befand, bestimmte ihn leicht, dem neuen Usurpator Freundschaft und Bündniß anzutragen zu lassen; Aelphus war es, den er zu die-

sein Giftglas gebraucht. Doch es sey nun, daß dieser abgedankte Imperator sich treulos gegen den König der Westgothen betrug, oder daß Jovinus durch anderweitige Gründe bewegt wurde, den ihm gemachten Vertrag abzulehnen: genug, daß Alolphus seinen Zweck nicht erreichte, und sich folglich genöthigt sah, eine feindselige Einstellung gegen den Jovinus anzunehmen. Vielleicht rechnete Jovinus also sehr auf den Beistand des Varus, welcher die Dienste des Imperators Honorius wieder aufgegeben hatte, weil er in denselben keine Befriedigung für seinen Ehrgeiz fand. Der Zufall wollte indes, daß Varus, von den Westgothen überfallen, sein Leben einbüßte. Um so leichter ward Alolphus mit dem Jovinus und dessen Bruder Schafismus, Beide, von den Barbaren verlassen, gerathen in die Hände der Könige der Westgothen, der sein Vorhaben war, ihnen die Köpfe abschlagen zu lassen. Gerade um diese Zeit wurde auch das Schicksal des Anasias vollendet. Als ein Unglücklicher, der die Ungnade des Alolphus nicht ertragen konnte, wollte er sich in einem von den Häfen Spaniens einschiffen, als er verhaftet und nach Italien gebracht wurde. Hier über man an ihm dieselbe Bestrafung, die er in den Tagen des Glücks dem Honorius angedacht hatte: er wurde in Rom nach Maxentia zur Ehen geführt; dann schnitt man ihm zwei Finger ab, und sendete ihn, als verkrüppelt, nach der Insel Sardin, wo ihm das Leben noch länger gereichte wurde.

Alolphus, jetzt auf's Neue mit dem Imperator der Westgothen versöhnt, wendete, sobald Gallien dem Honor-

eine zurückgegeben war, seine Waffen nach Spanien, wo Sueven, Vandalen und Alanen in der Zerstörung blühender Provinzen weiterzogen. Die Spuren, welche die Barbaren unter der Regierung des Gallienus in Spanien zurückgelassen hatten, waren nach der Rückkehr des Friedens bald vernichtet worden; und Spanien vortheilhafte Lage hatte es mit sich gebracht, daß es seitdem von jedem auswärtigen Feinde unberührt geblieben war. Jene Städte, welche noch jetzt unter der Benennung von Mérida, Cordoba, Sevilla und Cartagena bekannt sind, gehören zu den herrlichsten des römischen Reiches, und Künste und Wissenschaften blühten nicht seltener, als hinter der Wand, welche die Pyrenäen bildeten: — als jene Umwallung eintrat, wodurch sich der Kaiser Constantin Gallien bedrückte. Die Folge davon war, daß die Truppen, denen der Usurpator die Vertheidigung der Pyrenäen-Pässe anvertraut hatte, jetzt germanischen und gothischen Völkerschaften zu Hülfe riefen, um gemeinschaftlich mit ihnen den Widerstand der Spanier zu vernichten. Dies war seit dem Jahre 409 geschehen, als Alarich im Namen des westlichen Imperators über die Ost-Pyrenäen ging und sich Barcelona's bedrückte, um einen festen Punkt zu haben, von welchem aus er seine Eroberungen angriffen konnte. Der Sohn, welchen ihm Placidia gerade um diese Zeit gebar, hatte die Aussicht, als Kaiser des Thrones, über sein Vaterland durch gothische Waffen zu herrschen. Doch er starb bald, und auch Alarich wurde das Opfer einer Verschwörung, ehe er etwas Wesentliches gegen die Feinde des römischen Reichs

hief ausgerichtet hatte. Ein Bruder des Carud, Remond Sigeric, folgte ihm im Oberbefehl über die Westgothen, behielt denselben aber nur sieben Tage. Durch freie Wahl zum geistlichen Obersten ernannt, versuchte Balia, die Plan: Marichs zur Ausführung zu bringen. In ununterbrochenem Laufe eilte er von Barcelona nach dem südlichen Vorgebirge Spaniens; als er aber nach Africa übersetzen wollte, waren Wind und Wellen entgegen, und er gab sein Vorhaben um so bereitwilliger auf, da eine Gesandtschaft von dem Imperator anlangte, welche um die Auslieferung der Placidia und um die Vertilgung der Vandalen und Sueven, gegen eine Entschädigung von 600,000 Maß Weizen und Weibraden Wachs in Gallien, bat. Balia nahm diesen Antrag an; und sogleich erhob sich ein Völkungskrieg, in welchem zuerst die Sühner vernichtet wurden. Als die Reihe nunmehr an die Alanen kam, blieb der König derselben in der ersten Schlacht. Der Rest des Alanenheers vereinigte sich mit den Vandalen; aber auch diese, so wie die Sueven, mußten der überwiegenden Kraft der Gothen weichen, welche ihnen keine andere Wahl ließen, als sich in die Gebirge Galliens zurückzuziehen: ein Gegenstand des Triumphs für den Honorius, der, gleich einem Pompejus und Cäsar, in Rom einzog. Bald darauf ergriffen die Gothen trachtendhaft ihre Wohnsitze in Aquitanien, d. h. in der jetzigen Küstenprovinz, welche zwischen der Garonne und Loire liegt. Gleichzeitig trat der rechtschaffne Imperator des Westens den Burgundern diejenigen Länder ab, welche Justinus ihnen versprochen hatte; und die Fran-

ten, diese tapfern und treuen Bundesgenossen der römischen Republik, ermangelten nicht, ihr Schicksal zu erweitem, und sich an den Ufern der Schelde und der Maas auszubreiten. Man sieht also, daß Gallien von der weströmischen Regierung so gut als aufgegeben war.

Nach mehr war es Britannien; diese entfernte Insel, welche nie hatte ganz unterjocht werden können. Verlassen von dem stehenden Heere, und zugleich von den Sachsen und den wilden Bewohnern Irlands und Galiciens bedrängt, sahen sich die römischen Britten zur Selbstverteidigung genöthigt; und sobald es ihnen damit gelungen war, behaupteten sie ihre Freiheit und Unabhängigkeit auch gegen den römischen Imperator, der sie ganz ihrem Schicksal überließ. Aber Landstürme in den armerikanischen Provinzen Galliens machten es nicht anders. Sie vertrieben die römische Obrigkeit, welche nach den Befehlen des Constantins handeln wollte, und bildeten sich zu einer Republik aus, die Selbstständigkeit zu erlangen suchte. Honorius billigte, was er nicht verhindern konnte, und bestätigte dadurch gewissermaßen seinen Herrscherrechten. Ein Unglück für diese Völkerschaften war, daß sie plötzlich aus der Einheit für Freiheit übergingen; denn damit war unaufheblich verbunden, daß sie in sehr viele abgesonderte Theile zerbröckelten, die sich nur bekämpfen, nicht gegen auswärtige Feinde verteidigen konnten. Nur in Britannien gab es von Zeit zu Zeit, unter der Benennung eines Pendragons, einen Dictator, der mit allgemeiner Zustimmung gewählt wurde.

So groß war die Noth dieser Zeiten, daß man

endlich aufmerksam werden mußte auf Das, was dem römischen Reiche bisher immer geschiet hatte; und Marius war es, der durch ein feierliches Edict, welches er für einen Ausfluß seiner väterlichen Liebe aufgab, den Ueberrest seiner gallischen Unterthanen zu jährlichen Zusammenkünften und zur Bildung eines Vertheilungs-Systems auffoderte. Die Bewohner Aquitanien und des markonensischen Galliens sollten das erste Beispiel der Nazi-Monarchie in der Monarchie geben. Ulrich, der Sitz der Regierung und des Handels, wurde zum Versammlungsort bestimmt. Die Versammlungen selbst sollten jährlich ein und zwanzig Tage (vom 1sten August bis zum 18ten September) dauern, und zusammengefaßt sein aus dem Präfectus Praetoris von Gallien, aus den Statthaltern der sieben Provinzen *), aus einem gewählten Consul und sechs Präsidenten, aus den Obersten von sechzig Städten, und aus einer

*) Die sieben Provinzen waren: 1) Viennoensis mit den Hauptstädten Vienna, Colono oder Genianopolis (Streiffels) und Geneva oder Aurelia Allobrogum; 2) Alpes maritimae mit den Hauptstädten Eborodunum, Aulipolis und Nicaea; 3) Narbonensis prima, mit den Städten Narbo, Tolosa und Nemausus; 4) Narbonensis secunda mit den Städten Massilia, Telo Maritima (Toulon) und Aquae Sextiae (Aix); 5) Novem-Populonia mit den Städten Arverni und Iluro; 6) Aquitania prima mit den Städten Cadurcum (Cahors), Augustonemetum (Bourges), Lemovicum (Bourges) und Averna (Bourges); 7) Aquitania secunda mit den Städten Limonum, Burdigala, Petrocorii und Laburum (Bordeaux). So die Notitia. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß an der Stelle von Aquitania prima und secunda, Lugdunensis prima und secunda gesetzt werden müssen; denn jene waren an die Gotthen abgetheilt.

angetreffen, wenn gleich unbestimmten Zahl, den wohlhabenden Grundbesitzern. Die Versammelten trauten sich, die Urtheile des Senats aufzuheben, die Beschwerden und Wünsche ihrer Communitäten vorzutragen, die Last der Steuern zu ermäßigen, und über jeden Gegenstand bürgerlicher und nationaler Wichtigkeit, der auf die Wiederherstellung des Friedens und der Wohlhabenheit in den sieben Provinzen abhing, zu verhandeln. Es fehlte freilich sehr viel daran, daß dies eine wahre Vertretung gewesen wäre; indess ist nicht zu leugnen, daß, wenn dergleichen Einrichtungen zu den Zeiten der Trajan und Antonine wären getroffen worden, der römische Thron durch nichts so sehr bedroht gewesen wäre, als durch die Rechte der Völker. Jetzt kam die Einsicht zu spät. So groß war die Aversion von allem Oeffentlichen, so stark das Mißtrauen gegen den Hof, so allgemein der Hass gegen die Verwalter der Provinzen, daß selbst die Senatsversammlung, eine Vertretung zu Stande zu bringen, und daß man lieber fünf Gold bezahlte, als sich zu Besatz versammelte. Die Furcht vor einer solchen Erneuerung der Gemüther der Untertanen des weströmischen Reichs verhindert werden konnte *).

Senatus, der in den letzten Jahren seines Lebens

*) Das Wort findet man von verschiedenen Schriftstellern angewendet. Ein correctes Wort hat Strabo in seinem Buchen zu dem Euboeus Medius gegeben. Seneca von Rhodus (ein Schriftsteller des 2ten Jahrhunderts) trägt an, daß auch die griechische Form des Wortes in der Römischen Versammlung hätte vorkommen sollen. Diese wahrscheinlich.

seine Erbschwerter Placidia mit dem Generale Constantius vermählt hatte, starb nach einer 23jährigen Regierung, oder vielmehr Nichtregierung, an der Blatternpest, in einem Alter von neun und dreißig Jahren. Da Constantius von Jahre vor ihm gestorben war, so war der weströmische Thron auf Neue erledigt, und der Mangel einer Erbfolge-Ordnung brachte es mit sich, daß er erst an einen Usurpator, dann an den letzten Enkel des Theodosius, gieng, daß er an eine Reihe von Usurpatoren gerieth, die, indem sie einander verdrängten, den Untergang des weströmischen Reiches nur beschleunigen konnten.

Wir sehen jetzt bei der großen Katastrophe, deren Vorfälle zu Betrachtungen über das Steigen und Fallen der Reiche führt: — zu Betrachtungen über das, was in den Erscheinungen der irdischen Welt nothwendig und zufällig ist.

(Fortsetzung folgt.)

Schreiben aus Rom.

Rom, den 2ten August 1817.

Eudlich bin ich im Stande, Ihnen mein Wort zu halten. In meiner Entschuldigung muß ich bemerken, daß, um die hiesige Welt kennen zu lernen, es besonders der Erleuchtung bedarf. Um Vertrauen zu gewinnen, muß man Vertrauen einflößen; und einem Erprobrten, wie ich nun einmal bin, wird das leichter nur dann möglich, wenn er, erhaben über Secten-Geist, jeder religiösen Ansicht Gerechtigkeit widerfahren läßt, und, wie unser Laßing es ausgedrückt hat, nie verlangt, daß allen Mäumen Eine Kinde mache. Ich kann Ihnen übrigens nicht sagen, wie viel Offenheit ich hier selbst bei Personen gefunden habe, von welchen ich Anfangs glaubte, sie wären die Verschlossenheit selbst. Die Ganganelli's sind in Rom hinabgewegs ausgestorben; und hat man sich einmal in dem Wesen eines Kirchenstaats herumgesehen, so macht man leicht die Entdeckung, daß es eine Thorheit sey, die Erscheinungen in demselben anders zu wollen, als die Eigenthümlichkeit eines solchen Staates derselben mit sich bringt.

Die meisten Reisenden versehen es darin, daß sie nur mit ihres Gleichen, und, wenn es möglich ist, nur mit Glaubensgenossen leben. Ich, der ich die römisch-katholische Welt in ihrem Central-Punkte kennen lernen wollte, mußte mich entschließen, mit Eingebornen und mit Katholiken von Profession zu leben, wofür der Zweck meines hiesigen Aufenthaltes erreicht werden sollte. Der Zufall, ich gestehe es, hat meinem Plan in so fern unterstützt, als er mich mit Personen zusammen gebracht hat, welche vor allen fähig sind, mir den Gesichtspunkt anzuzeigen, aus welchem die europäische Welt von dem Papste und dessen Umgebung angeschaut wird. Ein Benedictiner, ein Jesuit und ein Franziskaner, sind mein täglicher Umgang; und von ihnen lerne ich Alles, was ich brauche, um gerechter und billiger zu werden, als man es bei uns in der Voraussetzung ist, daß in Rom alles nur auf Betrug angelegt sey. Täglich finde ich Veranlassung, zu mir selbst zu sagen: „die unschuldigen Thiere! die betrogenen Bettler!“ Der menschliche Verstand operirt immer auf dieselbe Weise. Alles kommt auf die Vorausätze an, von welchen man ausgeht. Ersetzt die Prämisse fest, so macht sich der Schluß ganz von selbst; und ist man einmal darüber einverstanden, daß diese Prämisse, ihrer Wahrheit nach, nicht untersucht werden soll: so fehlt es Ein Mal für alle Mal an dem Faden der Ariadne, durch welchen man sich in dem Labyrinth von Verwirrungsclüssen gerecht finden könnte.

Mein Benedictiner ist ein sehr gelehrter Mann; wenigstens giebt er mir Ein Mal hört das andere Co-

legenheit, den Umfang seiner Kenntnisse in beinahe allen Fächern des menschlichen Wissens zu bersichern. Dies ist gleichwohl nicht die Seite, von welcher er glängen will. Weit lieber möchte er für einen Politiker gehalten werden. Es ist daher kaum möglich, ihn bei der Stange zu halten, wenn es bloß antiquarische Gegenstände gilt. Ehe man sich's versieht, ist er übergesprungen auf irgend ein Thema der neueren Politik, das er etwenn mit einer Gründlichkeit abhandelt, welche nichts zu wünschen übrig läßt.

Vor einigen Wochen war zwischen ihm und mir die Rede von dem heiligen Bündniß, das in Paris geschlossen wurde; und da er mein Urtheil über dasselbe zu vernahmen wünschte, so sprach ich darüber mit derjenigen Uebersichtigkeit, die ihn gereizt machen mußte, den Nicht-Beitritt des Papstes zu rechtfertigen.

„Dies Bündniß,“ sagte ich, „kann nur als eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit betrachtet werden. Durch dasselbe vereinigen sich drei große Nationen zu einem ewigen Frieden. Alles, was jemals zu Spaltungen und Kriegen geführt hat, soll, in einer religiösen Union des gesammten Europa, die Kräfte verlieren, neuen Streit hervorzukriegen. Was Euer genannt werden muß, ist als solche behandelt; und indem man griechischen, römischen und protestantischen Cultus in Eine Kule gestellt, und die Religion über alle einzelnen Heeren derselben erhoben hat, ist man endlich auf den Punkt gelangt, von welchem aus Dinge dieser Art allein richtig angesehen werden. Christen sind wir doch alle; und als solche uns gegenseitig anfeinden,

verfolgen und werden, heißt, um auf das Elinpfindliche davon zu reden, doch nicht mehr und nicht weniger, als mit sich selbst in Widerspruch setzen und der eignen Ueberzeugung gawider handeln. Auf jeden Fall ist die Idee eines solchen Bündnisses über jeden Lobspruch erhaben; und was davon auch vermuthet werden möge oder nicht: so wird die Nachwelt es immer unbegreiflich finden, daß Der, der sich den Vater der Christenheit nennen läßt, und ausschließend das Wohlthat des Heiligsten führt, einem Bündnisse nicht beigetretten ist, welches eigentlich von ihm hätte herrühren sollen.^a

Und, ^{am} ist der Gesandte mir in's Oert, ^{an} von ihm hergerührt haben würde, wenn sein Gewissen damit einverstanden seyn könnte. Oder glauben Sie etwa, daß der h. Vater und das Collegium der Cardinale jenen Zweck, welchen die erhabenen Monarchen sich gesetzt haben, nicht eben so gut wollen, wie diese? Sie würden ihnen Unrecht thun. Nach der Papst will den Frieden und, wenn es möglich ist, den ewigen Frieden. Alles, was ihm anstößig ist, sind die Mittel, durch welche man zu einem solchen Zweck zu gelangen sucht. Für einen Papst giebt es nichts Unstößigeres, als eine Gleichstellung der Religionen; und in so fern diese das einzige Mittel ist, zu einem bleibenden Frieden zu gelangen, muß er selbst gegen den letzteren protestiren. Die Ansicht, nach welcher man Religion und Kirchenthum unterscheidet, und das letztere nur für einen schwachen Abglanz der ersten, oder wohl gar für ein Mittel, zur Religion zu gelangen, gelten läßt, kann nie für ihn vorhanden seyn. In seiner Ansicht ist römisch-katholi-

stet Kirchenthum und Religion sind und bleiben. Daher die Idee einer allein selig machenden Kirche: eine Idee, ohne welche es nie einen Papst gegeben haben würde, deren Vertheidigung folglich die erste und letzte Sorge seines Lebens seyn muß. Keiner ist noch, welcher diese Idee bekämpfe; Keiner ist also griechisches und protestantisches Kirchenthum. Ein Papst kann nicht verhindern, daß es dergleichen gebe; aber mit welchem Rechte will man von ihm verlangen, daß er mit Keinem zu irgend einem Zwecke gemeinschaftliche Sache machen solle! Ein Friede, der nur durch Gleichstellung der Religionen zu Stande gebracht werden kann, ist in seinen Augen kein Friede, weil nur die allein seligmachende Kirche denselben zu Stande bringen vermag; und wollte er das sogenannte heilige Bündniß durch seinen Beitritt unterstützen, so würde dies nur dadurch geschehen können, daß er selbst aus seiner Heiligkeit hervorträte, die gerade darin abgeschlossen ist, daß er nur Eine Religion für die wahre erkennt, nämlich die römisch-katholische, deren Vertheidigung ihm, als Haupt der Christenheit, übertragen worden ist. Wunders Sie sich also nicht über den Nicht-Beitritt des h. Vaters zu dem heiligen Bündniß. Es stand nie in seiner Gewalt, ob er diesem Bündniß beitreten wollte, oder nicht. Da seine Heiligkeit nur in dem Nicht-Beitritt bewahrt werden konnte: so blieb ihm keine andere Wahl, als seine Sancten zu verlassen.¹¹¹

„Aber,“ erwiderte ich, „begreifen Sie denn nicht, in welcher möglichen Lage der h. Vater hindurch sich selbst und den Kirchenstaat bringt? Die ganze europäi-

ische Welt, England und die Türkei allein ausgenommen, hat die Idee eines heiligen Bündnisses mit Entschiedenheit umfaßt. Was folgt hieraus? Wer es mir scheint, nichts anderes, als daß der h. Vater gegen die russische Welt in eine Opposition getreten ist, bei deren Durchführung der glückliche Erfolg schwerlich auf seiner Seite steht. „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich,“ heißt es in der Schrift; und wie kann der h. Vater sich gegen das ganze Welt auflehnen, ohne für sich und für Das, was von ihm vertheidigt wird, das Schlimmste befürchten zu müssen!“

„Sie wollen also,“ antwortete mein Benedictiner, „daß das Oberhaupt des Kirchenstaats nachdrücklich werde gegen Forderungen, die nur in so fern können erfüllt werden, als man seine Bestimmung versteht und an seinen Pflichten zum Bewußten wird? Aber wie würden Sie über den Papst urtheilen, wenn er der heiligen Allianz wirklich beigetreten wäre! wenn er mit Schismatikern und Ketzern für einen gemeinen Zweck gemeinschaftliche Sache gemacht hätte! Das Wesen eines Kirchenstaats bringt Dinge mit sich, die für andere Staaten durchaus negefallen. Der Kirchenstaat, als religiös-ethisch gedacht, befindet sich in einem nothwendigen Kampfe mit allen Staaten, die nicht auf die selbe Weise religiös-ethisch sind. Hier ist an kein Vergleich zu denken; und die Politik der päpstlichen Regierung kann sich vollständig in der Auffindung irgend eines mezzo termine offenbaren, der für sie nie vorhanden ist. Möglich, daß wir andern Staaten Noth thun; möglich, daß die Idee einer über dem Kirchen-

ihnen schwelenden und dasselbe ewig beherrschenden Religion die einzig richtige in diesen Zeiten ist. Allein dies ist eine Voraussetzung, die wir erst dann machen können, wenn wir unsere Ueberzeugung erfaßt haben. Nach dieser findet zwischen römisch-katholischem Kirchenthume und Religion kein Unterschied Statt; nach dieser wandeln wir im Lichte und in der Wahrheit. Man verkenne es und also nicht, daß wir den Gedanken hegen: der wahre und bleibende Friede könne nur ausgehen von der römisch-katholischen Religion, und müsse folglich wesentlich durch sie zu Stande gebracht werden. In diesem Sinne haben die früheren Päpste gehandelt; in diesem Sinne handelt auch Pius der Siebente, indem er sagt, daß er nicht anders handeln dürfe.¹⁰⁰

„Wir aber, wenn sich der Papst und das Collegium der Cardinale hierin irren sollten! Ich brauche ihnen nicht zu sagen, wie viel dafür spricht, und welchem Verdachte der Papst dadurch ausgesetzt ist.“

„Ich verstehe Sie. Sie wollen sagen: „welche Herrschsucht sagt eine solche Ansicht voraus!“ Allerdings; aber liegt es denn nicht in der Ueberzeugung von der Wahrheit, daß man durch sie herrschen wolle? Entwerfen unsere Anschauung von dem göttlichen Gesetze, so wir mit derselben theils aus Urkunden, theils aus andernweltigen Ueberlieferungen geschöpft haben, ist die wahre; und alsdann haben wir von dem Widerstande der übrigen Welt so wenig etwas zu befürchten, daß wir es getrost darauf aufbauen lassen können, wie dies göttliche Gesetz und reizen werde. Oder unsere Ansicht von dem göttlichen Gesetze ist eine falsche; und

dann kann und nur die Zeit darüber belehren, daß wir geirrt haben. Und dahin müssen wir annehmen, daß, was den Kirchenstaat bisher genützt hat, ihn noch ferner nützen werde, trotz allen Verlegenheiten, in welche er durch die Politik des neuen Monarchen seit mehr als drei Jahrhunderten gebracht worden ist.¹⁰⁰

Der 16. August.

Sie sehen, wie man hier zu Lande die Dinge anschaut. Was dem Vortheile des Kirchenstaats nicht entspricht, ist Fessel. In den Augen der Christlichkeit, besonders aber der Römer, hat der Papst niemals aufgehört, der Universal-Monarch von Europa zu seyn; und jede Handlung, welche auf die Verringerung seines Aufsehens hindeutet, ist ein Hochverrath, den die Menschheit an sich selbst begeht. Kein Wunder, daß man im Stillen alle die Ansprüche festhält, welche von einem Gregor dem Siebenten, einem Innocenz dem Dritten, einem Bonifacius dem Achten, vertheidigt worden sind! Zwar kann man sich nicht verschließen, daß die gegenwärtigen Zeiten nichts gemein haben mit jenen, worin die eben genannten Päpste lebten: allein man hat sich das Wort darauf gegeben, die drei letzten Jahrhunderte als solche zu betrachten, worin der menschliche Geist aus seiner Bahn gewichen sey; und in dem man die Hoffnung nicht aufgibt, ihn in das alte Geleise zurückzuführen zu sehen, mag jener Italiener

nicht Unrecht haben, welcher sagte: „die römische Kirche gleicht der Schildkröte; vorsichtig verläßt sie ihre Hölle und langsam schreitet sie in's Heile; das kleinste Geräusch ist hinreichend, sie in ihre Schale zurückzuziehen: ist aber alles um sie her still und ruhig, so bemerkt man an ihr ein doppeltes Leben.“

Was könnte sich weniger mit einem Kirchenstaate vertragen, als eine Oppressions-Partei in seinem Innern! Gleichwohl hatte sich in den letzten vierzig Jahren eine solche gebildet. Sie würde nie entstanden seyn, hätte Sanguelli als Papst nicht den Jesuiten-Orden aufgehoben. Kaum waren diese Brand-Wächter verschwunden, als die Carbonari in so gefährlichen Schach-Heiden auftraten, daß man die reisenden Wölfe in ihnen durchaus nicht erkennen konnte. Nicht, daß sie dies im schamlosen Sinne des Wortes gewesen wären: allein ein Orden, der, mit Hinzurechnung über das kirchliche Regime, Ehrlichkeit und Tugend ehet, ist eine Peß für den Kirchenstaat, dem solche Grundlagen nicht genügen; und, was man auch in Frankreich, Deutschland und dem übrigen Europa dagegen einwenden möge, Plus der Elemente mußte, einer solchen Vereinigung gegenüber, seine ganze Macht entwickeln, wenn der Kirchenstaat nicht allmählich untergraben werden sollte. Es war die höchste Zeit, daß er seine Kräfte gegen die Carbonari schleuderte; denn seit dem Aufbruch der Franzosen in Rom hatte sich ihrer Zahl sehr vermehrt, und selbst unter den Geistlichen gab es nicht wenige, die, von den Grundlagen dieses Ordens angefaßt, ihr

Verhältniß zu dem Jahrhundert zu begreifen begannen. Die Carbonari sind aufgehoben, und die Jesuiten zu widerufen und in ihre alte Wirksamkeit wieder eingesetzt werden; doch, da Vernichten und Belehren nicht leicht ist, außerdem aber bei den allgemeinsten Maßregeln, welche eine Regierung nehmen mag, immer gewisse Schonungen eintreten, denen man aus Rücksicht nicht entgehen kann: so müssen Sie gar nicht glauben, daß die Carbonari auf das bloße Wort des Papst und seines Papst-Weissers verschwunden sind. Nichts weniger, als das! Es gibt hier der Carbonari die Hälfte und die Hälfte. In ihnen gehören alle Aufgestandene; und ob sie gleich Alles vermeiden, was sie mit der Regierung in Widerspruch setzen könnte: so erkennen sie sich doch unter einander, und als angesehenste Leute bewegen sie sich nur um so freier. Kein angeseheneres Schauspiel, als sie mit Jesuiten zusammentreffen zu sehen! Allerdings bilden sie die *ecclesia pressa*: allein auch die Jesuiten haben sich sehr in Acht zu nehmen, wenn die Gunst der Regierung ihnen nicht zum Nachtheil geräthen soll; und da sie nie beliebt waren, so bedarf es von ihrer Seite einer doppelten Aufmerksamkeit, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen.

Ich warde vor einigen Tagen einer Unterredung bei, welche sich zwischen einem Carbonaro und einem Jesuiten über das Geschehen fast aller europäischen Staaten nach Verfassung entspann. Die Gelegenheit dazu gab die Nachricht von der Auflösung der nürnbergischen Stände-Versammlung; denn Sie muß

sen wissen, daß man hier auf alles, was in Deutschland vorgeht, höchst aufmerksam ist, um auch nicht den kleinsten Vortheil zu verlieren. Jene Nachricht wurde von der hiesigen Christlichkeit mit nicht geringer Freude vernommen; und was darin Anfangs Auffallendes für mich war, verschwand, als ich einen angesehenen Jesuiten, dessen Name hier gleichgültig ist, Folgendes bemerken hörte.

„Ein Schwindelgruß,“ sagte er, „ist über Deutschland gekommen; doch nicht seit gestern und vorgestern, sondern seit drei Jahrhunderten. Ohne die sogenannte Reformation keine französische Unterdrückung, und ohne diese keine Zerkümmernung des alten herrlichen Schatzes, deutsche Verfassung genannt, Tempel europäischer Freiheit zu nennen. Der Glanz der deutschen Kirche ist dahin; mit ihm ist die Herrlichkeit des deutschen Kaisertums verschwunden. Jene drei geistlichen Kurfürsten — waren sie nicht das letzte Ufer, an welchem sich die Wellen des französischen Egoismus brachen? Was will Deutschland an ihrer Stelle bringen? Das Gefühl der Ohnmacht hat den Gedanken an künstliche Verfassungen geboren, durch welche man das Vernichtete zu ersetzen gedenkt. Eiliger Wahn! Deutschlands ganze Lage ist von einer solchen Beschaffenheit, daß es von der Charpente nur in die Sepia gerathen kann. Selbst ohne Schutz, wie wollen Deutschlands Fürsten sich dadurch retten, daß sie sich ihren Willern in die Bäume werfen, und Pflichten anerkennen, während sie alles aufbieten sollten, schwankende Ruder zu sichern! Groß und herrlich war Deutschland, so lange neben dem

dem

dem Papste der Kaiser stand, und Beide, gleich leuchtenden Gestirnen, ihrer Bahn beschrieben, jener mit unerschütterlichem, dieser mit erborgtem Lichte. Die Entscheidung des Kaisers lag im Papste, und in dieser Beschränkung fanden die Fürsten ihrer Freiheit. Worin finden sie dieselbe jetzt? Sie wollen unter sich eine Republik bilden, und bedenken nicht, daß eine Republik von Fürsten nichts weiter ist, als eine Verletzung des menschlichen Verstandes, wenn er Dinge vereinigen will, die sich nicht vereinigen lassen. Alles ist in Deutschland aus seiner Bahn gewichen; auf das Ungeheure ist seit Jahrhunderten das Albere gestiegen, das sich rastlos in seinem Cirkel dreht, der Ohnmacht und dem Niederstehen nahe. Daß es so kommen würde, ward von allen Einsichtsvollen schon im sechzehnten Jahrhunderte gesehnet. Jener Krieg, den die Deutschen den dreißigjährigen nennen, hatte in seinem Beginnen keinen anderen Endzweck, als ein grausenvolles Schicksal von Deutschland abzuwenden, und Papst und Kaiser, allen Fortschritten der Keterei zum Trost, in ihrer Blüte zu erhalten. Er ist mißlungen, dieser große Plan; und der messiasische Friede, diese Ausgeburt des Ehebigen und der Habgier, hat einen menschenfeindlichen Verbanden für einen sehr langen Zeitraum in Schatten gestellt. Unberechenbar ist Deutschlands Schicksal geworden, seitdem sich im Norden dieses Landes eine Macht entwickelt hat, welche die Keterei unter der Benennung der Aufklärung und Philosophie vertheidigt, und kaum noch eine andere Bestimmung zu haben vermeint, als der Politik eine neue Grundlage in dem Unglauben zu

gehen. Doch es ist zu erwarten, daß sie sich ihr Grab auf dieselbe Weise graben werden, wie Alle, welche den Glaubern der Welt aufgaben. Endlich müssen Deutsche Landes obrige Fürsten zur Besinnung kommen über das Befehlswort ihrer Väter; und wenn sie dann die Erfahrung zu nahe sehen, so werden sie ihre gegenwärtige Thorheit verlassen, und zu dem alten System zurückkehren, nach welchem alle christliche Völker nur Eine und dieselbe Republik ausmachen, deren geistliches Oberhaupt der Papst, deren weltliches der Kaiser war. Nur in diesen Zeiten gab es große Reichsfürsten, nicht durch den Umfang ihrer Macht, nicht durch den Glanz ihrer Thron, in welchen die Majestät entworfen wird; wohl aber durch die Erhabenheit einer Bestimmung, welche es mit sich brachte, Werkzeuge Derjenigen zu seyn, der als Schutzherr der Kirche darüber wachen mußte, daß nichts dem allgemeinen Wohl der Christenheit Nachtheiliges geschah. Damals waren Deutschlands Fürsten wahrhaft europäische, während sie gegenwärtig weder deutsche, noch europäische sind; jenseit nicht, weil sie nicht Deutschland, sondern Europa angehören wollen; dieses nicht, weil sie Europa nie angehören können."

So der Jesuit; und ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß seine Bemerkungen den stärksten Eindruck auf eine Gesellschaft machten, deren einzelne Glieder, mehr oder weniger, in das von dem Jesuiten verteidigte Interesse verflochten waren.

Schwerlich würde Jemand sich unterstanden haben, mit Entwendungen hervorzutreten; hätte sich in der So-

seilschaft nicht ein Carbonaro besunden, der, durch sein Vermögen beschützt, überigens aber im Innersten seines Wesens beleidigt, seinem Dreyen auf folgende Weise Lust machte.

„Wie,“ sagte er, „in dieser europäischen Größe nur nicht bei weitem mehr Ehimärisches als Wirkliches gewesen! Ein Ding, dessen Entstehung und Entwicklung sich wahrnehmen und verfolgen läßt, hört auf, geheimnißvoll zu seyn. Das ganze christliche Kirchenbium ist hervorgegangen aus der schlechten Beschaffenheit der römischen Verfassung, welche ihrerseits sogar nothwendig war durch die Größe des Römer-Reiches, dessen verschiedenartige Bestandtheile sich nicht zu einer Einheit erheben ließen. Diese doppelte Verfassung, welche in den ersten vier Jahrhunderten unserer Zeitrechnung im Stande kam, wurde, auf die natürlichste Weise von der Welt, die Grundlage für eine doppelte Macht, deren eine die geistliche, deren andere die weltliche genannt wurde. Ursprünglich diente der Unterschied zwischen beiden zur Vermittlung aller Zusammenstöße; da er aber nicht auf einer richtigen Anschauung des göttlichen Reiches beruhte, so konnte es nicht fehlen, daß die weltliche Macht von der geistlichen verfallungen wurde. Schon am Schlosse des vierten Jahrhunderts waren die Imperatoren die Werkzeuge der christlichen Priesterthoft; und das Einzige, was ihnen eine Schranke von Aufsehen erhielt, war der Umstand, daß das kirchliche System damals noch nicht seine volle Ausbildung erhalten hatte. Der Untergang des weströmischen Reiches, größtem Theile eine natürliche Folge

von jener doppelten Befehlsgewalt, deren ich so eben erwähnt habe, that sie das Kirchenbium mehr, als die Bischoflichkeit, die sich auf den Erbauern der weltlichen Macht zu erheben bestimmt waren. Nichts kam ihnen so sehr zu Statten, als die Gewohnheit der germanischen Völker, dem Vorsehmanne die Verwaltung der Gerichte zu überlassen: eine Gewohnheit, welche, in ihrem gesellschaftlichen Zustande begründet, über alle Verhältnisse entschied, und nur damit endigen konnte, einen Hohenpriester zum Kaiser zu machen. Es dauerte mehrere Jahrhunderte, ehe sich in dem ungeordneten Reiche eine Ordnung schliessen konnte: allein, indem sich alles zur Verherrlichung des Hohenpriesters verschwor, blieb diesem kaum etwas anderes übrig, als die Vasallen zu seinem Vortheile zu benutzen. Ob er es gethan habe, ist keine Frage. Inzwischen unterlag auch Er seinen Neigungen; und der zur Gewohnheit gewordene Unterschied zwischen griechischer und westlicher Macht hat Dinge bewirkt, die, so wie die europäische Menschheit sie im Laufe der mittleren Jahrhunderte kennen gelernt hat, nie hätten eintreten sollen. Eine Folge desselben war die Wiederherstellung der Imperator. Wie notwendig sie auch für den Papst, als Hohenpriester sein mochte, so widerstrebt sie doch dem Willen der germanischen Völker in einem so hohen Grade, daß man sagen kann: nichts habe den Protestantismus so gefördert, und feiglich das Ansehen des Papstes so sehr untergraben, als gerade diese Entzweiung. Von jeher unter sich selbst getheilt, standen die Germanen in Opposition gegen die Imperator; und

eben bezwungen verwarfen sie bei aller Möglichkeit gegen einen Papst die Idee eines allgemeinen Beschlusses der Kirche. So lange die Imperator bei den Franken Gallien war, wurde sie von dem Besessenen Deutschland verabschuet; und als sie auf die sächsische Dynastie der Quere übergieng, ward sie ein Eigenland des Anstehens für die Franken und die Sachsen, für Gallien und Spanien. Es war also gewiß ein schlechter Schank von dem Pöbsten, die alte Imperator-Würde auf Deutschland überzutragen; denn, wenn sie durch Gallien über die Pyrenäen hin reichen sollte, so war sie durch die Natur der Dinge gekümt. Die Kämpfe zwischen den Pöbsten und dem deutschen Kaiser des fränkischen und des schwedischen Hauses waren nur eine Folge von dem natürlichen Mißverhältnisse, das allenthalten da entsteht, wo die Wirkungskreise nicht mit Vernünftigkeit gekümt werden können; und nichts hat die Deutschen von ihrer blinden Verehrung für den Papststand so sehr zurückgebracht, als diese Kämpfe, welche sie fortwährend aufmerksam machten auf die Nothwendigkeit einer Einheit in der Gesetzgebung. Welcher von Tod- und Lebensstrafen in eben der Art zu seyn, wie es die nicht-christlichen Priester unter den Germanen waren, dazu hielten sich die Bischöfe für zu gut; und indem sie ihren Kirchen-Vögeln ein so widerwärtiges Geschäft überließen, verloren sie ihr Ansehen. Wir hätten es unter diesen Umständen sehen können, daß nach und nach, wenn gleich sehr allmählig, die Idee eines von allem Kirchenstam geschiedenen Staatensystems entstand! Die Reformation war vorbereitet durch alle die

Veränderungen, welche im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auf Verminderung der alten Barbarei hingewirkt hatten; und so wie sie selbst die Wirkung stiftender Ursachen war, so wurde sie ihrerseits zur Ursache neuer Wirkungen, unter welchen jener langwierige Krieg, der sich mit dem westphälischen Frieden endigte, allerdings die hauptsächlichste ist. Durch denselben wurde das Verhältniß der deutschen Reichsfürsten zum Kaiser eben so wesentlich abgeändert, als zum Papste; und woran die Kraft dieses Verhältnisses bewirkt hat, daß die französische Ueberduldung mit desto furchtbarerem Gewalt auf Deutschland einwirken konnte, so ist in meiner Absicht dadurch nichts geschehen, was zu hintertreiben gemeint wäre: die reife Frucht fällt ab; das menschliche Gedächtniß fließt zusammen. Zugabe also, daß die Lage, worin sich Deutschland gegenwärtig befindet, nichts weniger als benachtheiligt ist: so läßt sich doch nicht absehen, weshalb misslungene Versuche, so wie sie im Königreich Würtemberg gemacht worden sind, ein Gegenstand der Freude oder des Tadelis seyn könnten. Unvermeidlich sind nun einmal solche Versuche; aber daß sie nicht gelungen sind, beweiset nicht, daß sie nie gelingen werden. Das Verschwinden der alten Reichsverfassung ist eben so wenig ein absolutes Uebel, wie ihr Daseyn ein absolutes Gut war. Es giebt keine geistlichen Fürsten mehr, weil der Begriff von Reich für Deutschland auf eine nicht zu berechnende Zeit vernichtet ist; allein, daß diese Fürsten im neunzehnten Jahrhundert eben so ein Wal für die Deutschen gewesen seyn würden, wie sie es früher waren, ist etwas

das sich bezeichnen läßt, wenn man nicht von der We-
aussetzung ausgeht, ein Geregtes der Sicherheit und ein
Zanorenz der Dritte setzen zu allen Zeiten möglich, und
ein durchaus verschiedener Gesellschaftszustand bliebe ohne
Einfluß für die Bittsamkeit eines Papstes. Was mich
betrifft, so würde ich mich durch eine solche Voraus-
setzung an der Gerechtigkeit selbst zu vertheidigen glauben.

Diese Bemerkungen des Cardenars bewirkten all-
gemeine Ehre. Wir, ich gestehe es, schlug das Herz
bei so viel Kühnheit, als er an den Tag gelegt hatte.
Eben deswegen konnte ich dem Mann meine Hochach-
tung nicht verbergen; und da ich Gelegenheits fand, ihm
daran ein Zeichen zu geben, so wurden wir bald so
vertraut, daß ich die Erlaubniß erhielt, ihn besuchen zu
dürfen. Dies geschah am folgenden Tage; und nun
vernahm ich, was der Cardenar in einer gemischten
Gesellschaft weislich unterredet hatte, um minder an-
säßig zu werden.

„Der Mann,“ sagte er, „gegen welchen ich mich
auflehnte, ist ein Mitglied der Gesellschaft Jesu. Als
solches hat er in der Zeit keine andere Bestimmung,
als das Verfassungswort, welches Europa in allen sei-
nen Angelegenheiten beschäftigt, zu hören. Wie er dies
bewirkt, ist Sache seiner Einsicht und Ueberlegung; ge-
nug, daß die römische Kirche einen letzten Versuch ma-
chen will, ihr altes Ansehen zu retten, und so ihren Un-
tergang abzumenden. Von den sämmtlichen Ordens-
orden war keiner so glücklich für einen solchen Zweck,
als der Orden von der Gesellschaft Jesu. Daran
wurde er, nach einer mehr als vierzigjährigen Verban-

kung zurückgerufen und wieder hergestellt. In jenen Zeiten, wo er verbannt wurde, war das päpstliche Ansehen freilich schon sehr geschwächt; allein das allgemeine Streben der europäischen Fürsten nach Unumschränktheit schloß nicht in sich, wodurch das Verhältniß der Kirche zum Staat bedrohet werden würde. Jetzt sehen die Sachen anders. Man ist von einem Waha zurückgekommen, dessen Verderblichkeit die französische Umedlung ins Licht gestellt hat. Jedem man nun der Unumschränktheit entsage und den Völkern denjenigen Vortheil an der Gesetzgebung gestatte, der zugleich die Güter der Besche und die innere Ruhe der Staaten sichert, verliert das Kirchensthum auf eine sehr begreifliche Weise an seiner Wichtigkeit. Soss zur Vermittelung berufen, so ist sich die gefährlichen Wirkungen der Unumschränktheit und Ueberhebung erkennen, ist es, von jetzt an, wo nicht ohne alle Beschränkung, doch wenigstens ohne die gewohnte; und weil man sich nicht gern aus der letzteren herausstreiben läßt, so wird alles aufgeboren, was ihr eine Fortdauer zu geben vermag. Für den Papst giebt es nichts Fortdauerndes, als Verfassungen, in welchen Kraft und Gegenkraft harmonisch wirken. Wenn möchte er sich überreden, daß dergleichen unmöglich seien; da aber das Beispiel von England das Gegentheil beleuchtet, und Frankreich auf dem Wege ist, den Versuch zu versuchen: so steigt die Angst in eben dem Maße, wenn man das Jahrhundert zu einer besseren Aufschauung von dem Wesen der Gesellschaft fortschreiten sieht. Wollen Sie eine richtige Ansicht von dem Kirchenstaate gewinnen, so müssen Sie sich densel-

den als in dem gefährlichsten Kriege begriffen denken. Seine Feinde sind alle diejenigen Staaten, welche in ihrer Entwicklung so weit vorgeschritten sind, daß sie sich in der Auslegung des göttlichen Befehls von ihm trennen; denn auf eine monopolistische Auslegung desselben ist keine ganze Menschheit berechnet. Alles nun, was diesen Feinden mißlingt, wird als Gewinn in Anspruch gebracht; so wie man sich als Verlust anrechnet, was ihnen wirklich gelingt. Hierbei sieht man sehr wohl, daß die Aussicht auf glänzende Siege sehr gering ist; doch weil man nicht gern verzuweifeln möchte, so blickt man seine letzten Kräfte auf, den Tag der Entscheidung zu entfernen. Das Hauptaugenmerk ist auf Deutschland gerichtet, weil die deutsche Welt Herrschaft bisher die sicherste Stütze der päpstlichen Autorität gewesen ist, und man sehr deutlich einsieht, daß man der letzten Hoffnung entsagen muß, wenn sich Mittel finden lassen, Deutschland zu derjenigen Einheit zu erheben, die Europa's Gesicht und Wesen von Grund aus verändern würde. Viel ist in Beziehung auf Deutschland verloren; was aber noch zu retten ist, das wird man wenigstens zu retten suchen.“

Dem 16. August.

Wächst dem heiligen Bündniß nach den Verfassungs-Versuchen, welche in den Staaten Europa's gemacht wurden, beschäftigt die von dem theokratischen System befehlene Absteife nicht so sehr, als die Bibel-Gesellschaften, welche sich in wichtigen Staaten Euro-

paß zur Verbreitung des christlichen Glaubens vereinigt haben.

Im Ganzen betrachtet man sie als eine Verschwörung gegen die Religion, als eine Pest, erzeugt von Seldenen, denen es nur um Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung zu thun ist. Sehr richtig hatten einzelne Anhänger des Papstthums in Deutschland vorhergesehen, daß die römische Geistlichkeit Justizmen diese Art ihrer Verfolgung verfolgen würde; schwerlich aber hatten sie sich den hohen Grad von Leidenschaft berechnet, womit man hier gegen die Bibel-Gesellschaften zu Felde geht. Für einen Katholiken kann diese Leidenschaft freilich nur ein Gegenstand des Erstaunens seyn; denn, wenn man sich die Bibel als die Urkunde des christlichen Glaubens denkt, so hat man Mühe, den Abscheu zu begreifen, womit die heilige Geistlichkeit gegen die Verbreitung dieser Urkunde eingenommen ist. Gleichwohl ist nichts natürlicher, als dieser Abscheu, wenn man einmal weiß, woran man mit dem gesammten Papstthum ist. Erstlich scheint dasselbe keinen Unterschied, weder zwischen Religion und Christenthum, was allenkinds vergänglich wäre, noch zwischen Christenthum und römisch-katholischem Kirchenthum, was minder vergänglich ist. Nur diejenige Form des christlichen Glaubens, in welcher, und durch welche, sich so viele Jahrhunderte hindurch eine Welt-Herrschaft hat ausbreiten lassen, ist die echte; sie, sagt man, hat sich durch den Erfolg bewährt, und was sich dagegen auflehrt, ist Irrreligion, Abergerei, Empörung. Sieht man die Verdächtige an, so folgt der Schluß ganz von selbst. Zweitens — und dies ist

die Hauptsache — hat das katholische Kirchenthum eine doppelte Grundlage: nämlich Urkunde und Uebereinstimmung, die sich in vielen Fällen so bekämpfen, daß es beinahe unmöglich ist, beide in Uebereinstimmung zu bringen. Wer die Urkunde mit Ueberlegung liest, kann sich nicht verbergen, daß die Regiernde zu herrschen dem katholischen Kirchenthum Zwänge gesetzt hat, die dem Christenthum, als solchem, durchaus fremd sind; und geht man einmal von dem Grundsatz aus, daß durch Religion nicht geherrscht werden dürfe, so führt der bloße Wahrscheinlichkeits zum Protestantismus, ohne daß irgend eine andere Leidenschaft im Spiele ist. Dies sehr wohl erkennend, hat die römische Regierung in allen Zeiten die Fassung der heil. Schriften höchst gefährlich gefunden; gefährlich, wie sich ganz von selbst versteht, nur für ihren besondern Vortheil. Gesellschaften, welche die Verbreitung der heil. Schriften zum Zweck haben, müssen ihr also in dem Fichte von Rebellen gegen ihre Autokratie erscheinen; und was nicht geklagt werden kann, ist, daß sie es sind, ohne es seyn zu wollen. Die Verhältnisse in der Zeit wirkten dazu mehr, als man glauben sollte. In jenen Zeiten, wo es keine Buchdruckerei gab, war das römisch-katholische Christenthum durch nichts so sehr gesichert, als durch die Unmöglichkeit die heiligen Urkunden so zu vervielfältigen, daß sie allen Christen zugänglich wurden. Ein besonderer Umstand kam hinzu, durch welchen diese Gefahr nicht wenig vermehrt wurde; nämlich die Uebersetzung der heil. Urkunden in Sprachen, die nur von Wenigen verstanden wurden. Die Folge von Beidem war,

daß Religion, an und für sich Sache der inneren Anschauung, und nur als solche etwas werth, ja einer Gebührenden Achtung werth, zu einer Gebührenden Achtung herabzufallen und als solche nur von einem gewissen Stande gehandhabt werden konnte. Doch dies mußte ein Ende nehmen von dem Augenblick an, wo auf die Entstehung der Buchdruckerei die Reformation folgte, welche, ohne die Uebersetzung der Ursprachen in die Sprachen der einzelnen Länder, keine erheblichen Fortschritte gemacht haben würde. Was also der römisch-katholischen Geistlichkeit in den Bibel-Gesellschaften Unangenehmes widerfährt, das schreibt sich von Begrenztheiten her, welche eben so unabwendbar waren, wie die Bibel-Gesellschaften selbst es gegenwärtig sind. Der römische Hof würde gegen dieselben nichts einzuwenden haben, wenn sich davon irgend ein Verdacht für das römisch-katholische Kirchenrecht ableiten ließe; da dies aber nicht der Fall ist, indem dieses Kirchenrecht sich auf eine so eigenthümliche Weise gebildet hat, daß sich nie wieder dieselben Umstände zur Hervorbringung derselben Erscheinung vereinigen werden: so bleibt nichts anderes übrig, als das eigene Segn dadurch zu bewahren, daß man ihm eine ausschließende Quisquilie zuschreibe, und es darauf ankommen zu lassen, wie viel dadurch werde geleistet werden *). Das Auf-

*) Daß die Bibel nicht das Ende ist an der Erhaltung von Christen, bestätigt die Wahrheit vieler Bemerkungen auf den angeführten Blättern. Hier folgen einige Worte aus derselben: Quamquam minus nocere ut, immo et aliquid admodum, cum Tuo per apostolicam curiam ad huiusmodi machinationes dirigendas et oppugnandas pro nostro tanto maiore Te etiam

fallendste in der ganzen Sache ist, daß die protestantische Kirche, nachdem sie sich einen so langen Zeitraum hindurch auf Vertheidigung beschränkt hat, jetzt plötzlich auf den Angriff überzugehen scheint, wozu es auch nur, um die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren.

Der einigen Tagen harte ich Seltsamkeit, mit einem Braunsfelauer über diesen Gegenstand zu sprechen. Was soll ich Ihnen von dieser Unterredung sagen? Der Mann schämte vor Wuth über die Gottlosigkeit der Feind. Beschäftigten; und als ich ihn darauf aus-

aque enim horum, et quantum videretur, consilio pro-
videtur et antea potius effluere, proinde indices, impendunt
apposuit Te marum per denu hanc. — Invenit quippe sum-
mopere communi subit, aut ope et opera conspire ad ea
propulanda, quae in auctoritate religiosa nostras pre-
sentem ab ipa hantibus; et proinde Episcopalis muer-
tis ea, infanti imprimis consilio malum ad oculos fideli-
potere, utique et Ecclesiae praescripserunt per ea, qui
posse audire et sapientia edicere, Biblia nimirum
opera Haereticorum impressa vetitis libris accen-
neri iuxta Indicia regulas, experimentis autem mar-
tum suo, e Sacra Scriptura, quae vulgari lingua edatur,
plus detrimenti quam utilitatis oculi ab hominibus timentibus;
idque eo magis periculum est aut in tanta imperio fandi-
tis, quibus tunc undique ante et cuncta aucta impeditur re-
ligio et terrina in Ecclesiam volens indicatur. — In his
suis meritis de Biblicis libris subitum timentem gerunt
que vel ipsa Religio Fundamentis subleventur; and gleich
darauf spricht der Feind. Wozu quidem Facillime auctoritatis
remedia ad eam potest, quod non potest, curandum dele-
damque opportunum. Ist et ubique, der Feind der Zeit noch
mehr zu vertheuern? Ist et ubique, in dem furchtbaren Bi-
belsuche mit demselben zu setzen?

Anmerk. des Herausgebers.

merksam machte, daß die Mitglieder derselben den Mißbrauch, welcher der römisch-katholischen Kirche durch die Verkennung der Bibel geschähe, schmerzlich abteten, und sich überhaupt keinen Begriff von dem Ewigen ihres Verfassers machen könnten, erwiderte er mit einer zum Instinct gewordenen Gegenwart des Geistes, ganz dem Geiste des Papstthums gemäß: „Aber haben sie denn vergessen, daß sie Arianer sind, denen in ihrer Verdamniß kein Recht zusteht? Hab beweise nicht ihr Betrogen, daß sie das Wesen der Religion verstehen? Diese frei geben und vernichten ist nicht. Glauben muß der große Haufe, wenn er gehorchen soll; und was seinen Glauben zerstört, vernichtet auch seinen Gehorsam. Darum ist zu allen Zeiten die Religion ein Arcanum gewesen, das nur einem besondern, zum Herrschen bestimmten Stande anvertraut werden konnte, um es nach seiner besten Einsicht anzuwenden. Wer die Urkunden des Christenthums profanirt, will, daß es keine Religion gebe; denn wie kann er nachzuweisen, daß die Bekanntschaft mit denselben für die innere Bildung Verschiederener auf dieselbe Weise nützlich werden werde? Es muß Glaubensformeln und Ceremonien geben, weil ohne sie nichts vorhanden ist, woran sich die Gemeinde, als solche, halten und erkennen könnte; es muß Priester geben, die über die Einheit der Glaubensformeln und Ceremonien wachen.“ In diesem Zuge ließ sich der Franciskaner so wenig sichern, daß ich wohl einsehen, es sey vergebliche Mühe, ihn zu dem Eingeständniß zu bewegen, daß alles, was man auf diesem Wege erzeuge, doch zuletzt am wenigsten Religion sey, und daß man schon-

den Sonne, ohne Ueberzugang und Ficke im Herzen zu tragen.

Beinahe in jeder Erscheinung bemerkt man, daß die Römer noch immer dasselbe Volk sind, welches sie vor zwei Jahrtausenden waren. Die Gegenstände ihres Interesses haben sich verändert, aber ihre Denkungsart ist dieselbe geblieben.

Die

Agathopphilus.

Bemerkungen eines Augenzengen über den Feldzug in Portugal *).

Bei Evora, einer kleinen Stadt in der portugiesischen Provinz Beira, gingen wir mit einer Armee von 100,000 muskollenen Kriegern, welche die früheren Feldzüge in Oesterreich, Preußen und Polen mitgemacht hatten und durch den Feldzug in Spanien dem Jahr 1809 an das Klima der großen Halbinsel gewöhnt waren, über den Mondego. Die Infanterie bestand aus drei Corps; dem zweiten, zu zwei Divisionen, unter dem Befehl des Generals Regnier; dem sechsten, zu drei Divisionen, unter dem des Generals und Marschalls Ney,

*) Diese Bemerkungen sind aus einem in der Göttingen Buchhandlung zu Stuttgart und Tübingen erschienenen Schrift genommen, welche den Titel führt: Der Feldzug von Portugal in den Jahren 1811 und 1812, in historischer und medicinischer Hinsicht beschrieben von einem Arzte der französischen Armee von Portugal. Die kleine Schrift ist ungleich in wissenschaftlicher Hinsicht bemerktwerth. Hieraus aber konnten wir bei diesem Vorzuge nicht absehen.

Rep. Herzog von Eichingen, und dem achten, zu zwei Divisionen, unter dem General Junot, Herzog von Abrantes. Diesem folgte das genannte Armeecorps, zu zwei Divisionen, unter Aufsichtung des Generals Drouot, Grafen von Erlon. Die Cavallerie, welche aus zwei Divisionen Dragoner und zwei Divisionen Chevau-légers bestand, wurde von dem Divisional-General Mouton befehligt. Die Artillerie stand unter dem Befehl des Generals Ebé, und das Geniecorps unter dem General Pasowitsch. General-Intendant der Armee war der Staatsrath Lambert. Das Oberkommando führte der Fürst von Esling, Marschall Massena; und Chef des Generalstabes war der General Frizon. Das 3te Marine-Bataillon hatte ebenfalls den Dienst im Hauptquartier.

Der ganze Feldzug war auf ungefähr drei Wochen berechnet; denn kaum hatten wir die portugiesische Gegend betreten, als der Ober-General in einem Tagesbefehl bekannt machte: „Er bedauere, die kühnsten Engländer nicht mehr erreichen und der Armee nicht mehr eine ihrem Muth angemessene Beschäftigung geben zu können, indem das britische Heer sich in aller Eile zu Tisbehen einschiffe.“ Der schnelle Fall der Festung Almeida, bewirkt durch das Auffliegen eines Pulvernagels, war die Veranlassung, daß man den Feldzug in aller Geschwindigkeit eröffnete, ehe noch die nöthigen Vorräthe an Lebensmitteln herbeigeschafft, ja selbst noch ehe die zum Transport nöthigen Maulthiere angekommen waren.

Der erste Mangel, den wir bei dem schnellen Ein-

Journ. f. Dmst. 12. Bd. 25. Heft. P

merisch in Portugal empfangen, war — der Mangel an Menschen, die wir in Lissabon, einer belebteren Stadt in der Provinz Beira, antreffen hofften. Um den künftigen Einwohnern Zeit zur Erholung zu lassen, mußten wir lange vor den Thoren der Stadt Halt machen; und als endlich der Einzug geschah, war — nirgends eine menschliche Gestalt zu erblicken. Drei volle Stunden mußten wir nach dem Einzuge auf den Straßen zubringen; aber keine menschliche Gestalt kam als Zeuge einer belebten Stadt zum Vorschein. Der Marschall selbst blieb wartend auf den Straßen, weil er den Befehl gegeben hatte, daß Niemand sich eine Beweiskraft erlauben sollte. Endlich, als die Nacht anbrach, wurde die Einquartierung erlaubt. In einem Augenblick waren vier Thore und Thüren eingesperrt, aber nirgends waren Menschen, nirgends Lebensmittel zu finden. Auch an Nahrungsmitteln es abzumachen, bis der Soldat sich dieselben aus den Händen holte. In dem Bürgerhospital fanden sich noch einige trüppelhafte Kranke, nach deren Aussage die Einwohner von Lissabon längst entflohen waren. Der Wundarzt hatte kurz vor unserer Ankunft die Pocken ergriffen; auf ihre Verhütung des Weges, den er genommen, wurde er eingeholt, gütig behandelt, und ermahnt, bei seinen Kranken zu bleiben und den gütlichstenden Einwohnern Vertrauen zu und einzupflügen.

Aber Berg und Thal auf ungetrübten Wegen gegen wir den Wägen weiter, um in das Innere des Landes einzudringen. Die Wege waren zum Theil so schmal und schlecht, daß wir Karren, Pulverwagen und an-

here dem Zuge einer Armee folgende Fußmarche, da ihre Stüder nur auf Einer Seite Boden hatten, mit großer Mühe an Seilen und Stricken festhalten und so schwappend vorwärtsschreiten mußten. Hier sah man Wagen und Karren in den Abgrund stürzen, dort zerbrochene Wagen mit Bleis hinabwerfen, um die Passage nicht zu hemmen; selbst der Staatswagen des Fürsten von Esting hatte dies Noth. Auf diesem Zuge befand sich der Ausspruch des Marschalls Devilliers, „daß nichts abschreckender ist, als der Nachstoß einer Armee.“ Man sah Markensdrer, Speculanten, besessene Marchen, prächtig gekleidete Damen in französischen Equipagen, habsbüchige Juden, Waffelanten, einen Trupp Schafe, Esel, Schneider, Freudenmädchen, Schenker, verwundete und ermüdete Officiere, einen Trupp Ochsen, alte deutsche Krankenwäcker, Administrations-Damen, hinfende Pferde, Wägger, Pferdeshändler, und Becker von allen Nationen. Alles schrie, Jeder befohl, und Niemand gehorchte. Hier ward um Hülfe gerufen, dort schrie man aus Angst; hier packte man aus, dort ein; hier ward gegessen und getrunken, dort gearbeitet; hier zankte und prügelte man sich, dort plünderte man verunglückte Wagen, Koffer und Kammern. Jeder verlangte etwas von dem Andern, und keiner hatte Ohrs für den Andern.

Besonders waren viele Damen in der Armee. Das Glück des ersten Feldzugs in Portugal hatte sie bestimmt, sich dem Zuge anzuschließen. Schon in Ciudad Obispo hatten sich, von der Lust zu Abenteuer verlocket, so viele französische Frauen versammelt, daß kaum ein Unternehmen zu finden war. Diese Stadt hatte sich kaum

den ten Schrecknissen einer langen Belagerung erhell, als sie die Benennung „Klein-Paris“ erhielt: so häufig und anhaltend waren die Feste und Spiele, welche hier gegeben wurden. Bald sollte Lissabon das zweite Groß-Paris werden; denn mit der größten Sicherheit rechnete man auf den Erfolg des so eben begyngenen Zuges.

Mit diesen Aussichten und Erwartungen wurde der gefährliche Zug über die Gebirge unternommen. Die Forderungen waren hart; aber mit Muth wurden sie be-
standen, weil man in den Reichthümern und Berged-
gungen Lissabons hinreichende Entschädigung zu finden
hoffte.

Es kamen wir bis vor Oporto, wo wir auf die
englisch-portugiesische Armee stießen, welche mit einem
Uebermuth der Spanier auf den Bergen von Alceda in
einem wohlverschanzten Lager und einer sehr vortheilhaf-
ten, die Stadt Coimbra bedeckten, Stellung stand.
Da wir in dem gebirgigen und uns ganz unbekannten
Lande keinen Menschen gefunden hatten, der uns durch
Schleichern und Umgriffe den Weg zu einem vortheil-
haften Angriffe hätte zeigen können: so sah der Fürst
von Esling sich genöthigt, die feindliche Stellung Divi-
sionweise von vorn anzugreifen. Zwei Tage schlugen
wir uns um dieselbe; und groß war der Verlaß, den
wir setzten, ohne daß wir im Mindesten vorrückten.
Endlich am dritten Tage brach ein außerordentlich Ca-
ballerier-Detachement, nach langem Aufsuchen, zwei Bau-
ern an, welche uns nach harten Drehungen einen Weg
zeigten, der uns, die Berge umgehend, ganz nahe nach

Coimbra führte, so daß das feindliche Heer keine Zeit hatte, über den Mondego zu kommen.

Auch diese große schöne Stadt, die fast 30,000 Einwohner zählt, war menschenleert. Es war eben die Zeit der Weinlese; und allenthalben waren die Keltern voll von den wohlriechendsten Trauben, aus denen der bekannte Oporto-Wein gepreßt wird. Die süßen Trauben dienten dem ermüdeten Krieger zu einer Labung, auf welche er nicht gerechnet hatte; aber das Schreckliche einer menschenleeren Stadt verursachte deshalb nicht weniger Angst in allen Herzen, die einen solchen Anblick zu erdulden verstanden. Der Fürst von Eßling, ohne sich im Mindesten aufzuhalten, zog mit dem Heere auf Lissabon. In Coimbra blieb ein Hospital von ungefähr 3000 Kranken und Verwundeten mit vier Compagnien des 34.sten Infanterie-Regiments zurück, die zwei Tage darauf von einem Theile der Garnison von Oporto zu Gefangenen gemacht und weggeführt wurden.

In den aufgedackten britischen Magazinen fand man noch einige Kiste von Zwieback, und hier und da etwas Mehl und Reis, das verpackt und aufgetheilt wurde. Mit Hunger wurden diese Reste verzehrt, und in einer der fruchtbaren Gegenden waren wir arm und beinahe ohne Lebensmittel.

Endlich kamen wir vor Lissabon an. Hier hofften wir in dem Lebensflusse der Hauptstadt, wo die Schätze des ganzen Landes, und alle Vortheile an Lebensmitteln aufgeduldet waren, Entschädigung. Allein wie sehr sahen wir uns getäuscht, als wir die unangenehmen, unheimlichen Verschauungen erblickten, die in der

der Linie, von dem bedeutenden Flusse Tajo bis zum Meere hinab, in eben so vielen Halbkreiseln die Stadt und den Hafen umschloß! Wie widerstehend war dieser Anblick dem Tagesbefehl, der uns die Engländer als auf ihren Schiffen stehend, und die Hauptstadt Portugal als dem Einmarsch offen dargeboten hatte! Ein kleines Dorf mit Namen Osta, das nicht mehr als acht bis neun Häuser zählte, ward zum Hauptquartier eines Armeecorps angewiesen. Man konnte keine Magazine anlegen. Verkauf und Requisitionen waren durch die allgemeine Flucht der Einwohner gleich unmöglich gemacht. Zwar wurden nach altem System Kriegscommissarien ausgesendet, um Lebensmittel anzuschaffen; aber nirgends war etwas zu erhalten, aber zu finden. Es mußte daher jedem Regimente seine eigene Versorgung überlassen werden. Doch auch diese Einrichtung konnte nicht den Mangel stören; zur Noth konnte man bestehen, wo jede Compagnie ihre Versorgung selbst übernahm, wiewohl auch diese Maßregel große Unbequemlichkeiten hatte und zu den abschrecklichsten Beunruhigungen verleitete.

Nur ein Drittel der Compagnie blieb unter dem Befehle, und zwei Drittel zogen auf die Wägede aus. Was nicht fortgeschleppt oder vernichtet war, hatten die flüchtigen Einwohner vergraben. Vermutheter Schatz! Der Schatz hatte es in der Geschicklichkeit, verborgene Sachen zu entdecken, weiter gebracht, als die Glückseligen geglaubt haben mochten. Allen bald konnte der geschickteste Wägede nichts mehr auffinden. Es mußten Excursionen gemacht werden, welche acht bis zehn

zehn Tage dauerten. Berge und Thäler wurden durchsucht. Man ließ Bauern auf, die sich in Höhlen versteckt hatten. Diese sollten aussagen, wo Schätze und Verstecke verborgen wären. Ob man sie mißhandelte, ist keine Frage. Dennoch waren die Bauern nicht zum Eingeständnisse zu bewegen, bis man das Mittel fand, es ihnen abzubringen. Die ausgezeichneten Marodiere trugen Ketten bei sich, die sie den Bauern zeigten, mit der Drohung, sie aufzuhängen, wenn sie den Ort der verborgenen Schätze nicht verräthen. Der Strick wurde dem Hünen um den Hals gelegt, wobei er gewöhnlich vor Angst erlag. Dies nannte man: *tirer au blanc*. Dann hängte man ihn an einen Nagel oder irgend wohin auf, bis er roth im Gesicht ward. Dies nannte man: *tirer au rouge*. Und wenn auch dies Mittel kein Geständniß erzwang, so ließen ihn die Barbaren hängen, bis er blau ward; und dies nannten sie: *tirer au bleu*. Viele dieser Hagelstücken zeigten erst nach mehrmals wiederholter grausamer Behandlung ihr verborgenes Eigenthum; viele aber starben lieber einen so martervollen Tod, als daß sie das Geringste verräthen hätten. Gräßlich beschändeten sich die Unmenschen nicht bloß auf Früchte und Lebensmittel, da ihre Bedürfnisse zu verschieden und mannigfaltig waren.

Auffallend war es, einen von der Herde zurücksehbenden Trupp zu sehen. Einige trugen Speer, Schellen und Wurfkeile; Andere Hühner, Lamas, Enten und Fische. Einige hatten Pomeranzen, Cereuen, Kaffee, Thee und Zucker; Andere ließen Eis vor sich

her, die mit Ballen Lächer, Handwerksgeräthe, Toffen und Pfannen, oder auch mit Wurstschläuchen, Papageien, Affen, Eichhörnchen, Quakern und vielen andern Sachen beladen waren. Und diesen folgten oft eben so beladene, beschungte und betrunkene Soldaten. Oft sah man ganze Truppe von 30 bis 60 auf diese Weise beladenen Eseln, denen ganze Compagnien solcher Soldaten folgten. Auch junge Mädchen wurden von ihnen eingebracht, die sie unter sich veräußerten, und die dann wieder veräußert wurden, wenn der Eine oder der Andere ihrer überdrüssig war. Ein solches junges Mädchen, welches aus einer vornehmen Familie war, wurde von einem Obersten um drei Piaster erhandelt; er nahm sie späterhin zur Frau, und lebte sehr glücklich mit ihr.

Die eigentliche Mannesacht hatte jetzt schon aufgehört; denn, der Bedürfnisse wegen, war der Soldat sich selbst überlassen. Er war Bauer, Schneider, Schuster, Gerber, Maurer,hirt und Dieb, weil er sich durch eigene Betriebsamkeit Nahrung, Kleidung und alles, was zu seinem Daseyn gehörte, zu verschaffen genöthigt war. Ganze Detachements von Missethätigen lagerten sich in Schlössern ein, wo sie einen beträchtlichen Vorrath von Lebensmitteln angetroffen hatten; sie verschlangen sich dort, und, unangesehen ihrer Cameraden, vertheilten sie dasselbe bis der Vorrath aufgebraucht war. Oft widersezen sie sich mit den Waffen in der Hand den Detachements, welche abgeschickt waren, sie aufzuheben; und spottweise nannte man sie das rote Corps, weil sie in der Truppe gleichsam ein eigenes Corps gebildet hatten

nach nach eigenem Willen unabhängig handelten. Dies waren die Folgen der Selbst-Verpflichtung.

Jedoch zeigte sich hierbei die Thätigkeit des französischen Soldaten bisweilen auf eine bewundernswürdige Weise. Er, der aus allem Nutzen zu ziehen weiß, verwandelte das Lager in eine geschäftige Stadt. Hier sah man einen Trupp Schneider, dort war eine Gesellschaft von Schießern geschäftig. Hier wurde Leder geräbt, dort wurde es verarbeitet. Hier wurde Filz bereitet, dort sah man Tische's machen. Hier arbeiteten Zimmerleute, dort Maurer. Hier wurden Feder gepflügt, dort gepflügte Feder besetzt. Die Einen beschäftigten sich mit Anlegung von Gärten, denen es weder an Wasserleitungen, noch an Belvedere, noch an chinesischen Gartenhäusern fehlte; die Andern mit dem Aufbau herrlicher Terrassen. Hier pflückte man Früchte, Walschnecken, Bohnen und Erbsen wuschten glatten Steinen zu Mehl; dort mahlte man Vergleichen auf Kaffee-Möhlen, oder auf kleinen Handmühlen, welche der Bäckermeister des Lagers einen Regiments erkundet hatte. Hier wurden Backöfen erbaut, dort gebackt oder geschloachtet, oder Holz gesägt; wobei freilich weder die Olliven, noch die Citronen, und die Feigenblume verschont wurden. In der Ferne sah man Hüften abbrechen, um das Holz und die übrigen Materialien anzuordnen zu Hüften, Kamisen, Reithorden und Sackböden, zum Theil auch zum Brennen, zu draugen. In großen Töpfen wurde Kasser gekocht, weil er die Suppe vertreibt. Dort unter einander wurde gekocht, gegriffen, Musil gemacht, getrunken, getuschelt, gebüßelt, einge-

rissen, aufgebauet; und während die Armer sich auf diese Weise beschäftigte, wurde das 44te Marine-Bataillon mit aller Eile angehalten, in der Verstadt Santarem auf dem rechten Ufer Schiffe zu bauen, welche zum Uebersetzen über einen Fluß bestimmte waren.

Nur ein doppelter Mangel quälte die Armer fortwährend: der an Salz und Seife. Indes behalf man sich, so gut man konnte. Den Mangel des Salzes zu ersetzen, kochten die an den Mierelüssen gelegenen Truppen mit Seewasser, die landeinwärts gelegenen mit Salpeter, den sie in Höhlen, Abritten, oder sonst wo zu finden mußten, oder mit Schießpulver, das sie mit Pincol oder rothem Pfeffer vermischten. Der Mangel an Seife verursachte nicht nur viele Unannehmlichkeiten, sondern hatte auch sehr nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Soldaten. So viel Wäse sich auch die Marodiers gaben, dergleichen aufzufinden, so hielt dies doch sehr schwer; und wenn ein Stüchken erhascht wurde, so hatte der Hund mehr Werth, als Geld. Die Kleider und die Wäse waren durch die heißen Wärsche und durch die schweren dabei entzogenen Arbeiten so verschmutzt und von Schweiß geschwängert, daß die Haut-Austrüpfung nothwendig darunter leiden mußte, und folglich Haut-Krankheiten unvermeidlich waren. Irgend Wunder also, daß die Seife um keinen Preis zu haben war, bis endlich der Zufall auf die Entdeckung eines Mittels führte, welches dem gar zu empfindlichen Mangel an Seife einigermaßen abhalf.

Die Olivenfelder, besonders die in der Nähe von Dörfern und Städten gelegenen, sind gewöhnlich mit einer

großen Hloer eingelegt, welche tief, hoch und hakenförmig diese Helder ausschleift, vorn mit einem Graben umgeben, um dem Geflügel, den Schweinen und andern Vieh den Eingang zu versperrn. Von dieser Hloer nahm man die dicken Plätter, durchsticht sie in die Quere und rieb damit die Henden. So entstand im Wasser ein seifenartiger Schaum, der den Schmutz fast eben so schnell wegnahm, als die Seife. Die Entschlung war kaum gemacht, so wusch und seifte Alles auf ähnliche Weise, und allenthalben sah man die Quellen und Bäche weißschäumig fließen. Einem der stärksten Bedürfnisse war auf diese Weise abgeholfen; doch blieben viele andere übrig.

Die Zerstörung der Wühlhöhlen setzte die Armee in nicht geringe Verlegenheit; denn in einem Umkreise von zwanzig Meilen waren die Wühlen unbeachtbar gemacht worden. Man bot freilich alle Kräfte auf, um in denen Gegenden, welche die Armee besetzt hatte, die zerstörten Wühlen wieder herzustellen; allein die Zerstörung war so verständig, daß man sogar Steine brechen und behauen mußte, um sie wieder in Gang zu bringen. Waren diese da, so fehlte es an dem Material für Räder, die entweder ausgetheilt oder ganz neu gemacht werden mußten. Am meisten fehlte es an dem nöthigen Handwerkszeuge, dessen Vorsehung die Ansehnlichkeit der Fächschmiedher wurde. Hatte man, nachdem alle diese Schwierigkeiten überwunden waren, endlich eine Wühle in Gang gebracht, so drängte sich Alles zu ihr hin, und auf allen Seiten wurde mit dem Berrecht und Gebrauch gesirren. Ein Regiment verdrängte

das andere, Eine Compagnie die andere, so daß das Recht des Soldaten auswich. Den vereinigten Officieren vom Generalltade ging es hierbei am Schlimmsten; denn da sie keine Uniformen in Bewegung setzen konnten, so mußten sie es immer als eine Gnade ansehen, wenn das siegreiche Detaschement ihnen ein Stüchlein Weizen oder Weiskörn zu mahlen erlaubte. Noch schlimmer aber ging es den Kriegs-Commissarien und den bei der Verpflegung angestellten Personen; denn dießen versagte der Soldat jeden noch so kleinen Gefallen, um sich für frühere Verkürzungen zu rächen. Ueberhaupt war die Lage der Officiere und Vorgesetzten nicht die vortheilhafteste. Der Soldat nährte sich von Haude; der Officier hingegen mußte harten und sich seine Kleider und Stiefeln selbst finden, wenn er nicht halb nackt oder barfuß gehen wollte. Dies brachte die seltsamsten Ausstriche zu Wege. Ein Officier, welcher den Marschall Massena mit seinem Gefolge ankommen sah, eilte mit seinem Detaschement, um einen Post zu erreichen. Hier machte er Halt, und stellte sich an der Spitze des Detaschements ins Wasser. Was war die Ursache? Er schämte sich, barfüßig zu erscheinen. Aus Mangel an Schuhen hatte er seine Füße mit Lumpen umwickelt, als er mit den Soldaten auf die Parade gegangen war.

Von dem Gewinn, welchen die Marodiers einbrachten, mußte jede Compagnie einen Theil an den Detaillens-Chef abgeben, und auf gleiche Weise jedes Detaillon für die Bedürfnisse des Orients sorgen. So kam es, daß man bei diesen Herren immer eine wohl-

besetzte Tafel fand. Die Regiments-Obersten waren keine Exorbitanten, und die Willkür ihrer Dispositionen wurde nicht selten ihren Nachbarn und sogar ihren Chefs sublimar. Die Brigade-Generale waren schlimmer daran; denn sie hingen von der Günstigkeit der Obersten ihrer Brigade ab, und mußten sich sogar oft durch ihre Forderungen ernüthern lassen, eben so wie die Officiere vom Generalstab. Selbst den Divisions-Generälen ging es nicht besser; sie waren genöthigt, den Obersten ihrer Division, ja sogar den Compagnie-Chefs zu schmeicheln, um ihre Lebensbedürfnisse aufbringen zu können. Ob sie in ihren Divisionen oder Brigaden beliebt waren oder nicht, davon gaben ihre wohl oder schlecht besetzten Tische den unterwerflichsten Beweis. Ein Divisions-General, der an einem Wachfeuer Platz und nebensher eine Kartoffel begehrte, erhielt zwar den ersteren, aber nicht die letztere, weil er, einige Tage zuvor, dem von der Marode gerückelnden Detachement eines Regiments durch die Wache einen mit Kapannen, Schinken und Wein beladenen Esel hatte wegnehmen lassen.

Um für das Hospital und den Generalstab die nöthigen Lebensmittel aufzubringen, ließ der Marschall aus den verschiedenen Regimenten besondere Detachements zur Verfügung des Ordonsmeiers in Chef stellen, der alsdann seine Kriegs-Commissarien und Verpflegungs-Beamten auf verschiedenen Wegen ausschickte. Doch eben diese Detachements, deren Bruchung nicht eintreffen werden konnte, vereitelten in der Regel alle Nachforschungen. Unglücklich spürten sie zwar Alles auf, aber

mit Besacht vertheilten sie die gefundenen Vorräthe den Commisariats, die sie sogar auf andere Wege führen. Später leiteten dann diese Detachements auf ihre eigene Hand geschick und führten die vorhin aufgefundenen Soldate und Lebensmittel ihrem Compagnons zu. So geschah es nicht selten, daß der Generalstab darüber, während der Soldat schwelgte. Selbst die Tafel des Marschalls war oft frugaler, als die der Soldaten. An der ersten ward zu zwei Theilen gemischtes Weizenbrot gegeben, und unter den Fleischgerichten nahmen die von Schmalzfleisch die vorzüglichsten Stellen ein.

Obgleich schon längst unter den Officieren kein Geld mehr war, so hörte man doch nicht auf zu spielen und zwar hoch zu spielen. Das Geld, welches man mitgebracht hatte, blieb stilllich bei der Truppe; aber es war in die Hände der Wachständer, Bedienten und Aufschmiede geflossen. Diese legten es besonders abscheuliche Diebe, indem sie den Augenblick benutzten, sich auf eine verantwortliche Weise zu bereichern. Wer Pferde zu halten gedenkt war, kam nicht aus der Noth. Denn erstens mußte man für jedes Pferd die Eisen und Nägel in Vorrath mit sich schuppen, wenn man es nicht darauf ankommen lassen wollte, seine Pferde zu verlieren und dadurch in Gefahr zu gerathen. Dann mußte man die Schmiede sehr höflich bitten und ihnen für jedes Eisen, das sie aufhängen, fünf Franken bezahlen. War endlich ein solcher Schmied gütig genug, ein Eisen und die Nägel selbst herzugeben, so verlangte er dafür nicht weniger als einen Louis'or in Geld; und man mußte noch nicht froh sein und sich

sogar hießlich dafür bedanken, um nicht seine Hülfe für einen künftigen Nothfall zu verschätzen. Es war wirklich schmerzlich, wie man sich manchmal um den Besitz eines Hufeisens oder sogar eines Hufeisengelds heizt; und nicht selten sah man Stabs-Officiere, Kriegs-Commissionarien, Befandheindekante damit beschäftigt, von dem Hufe eines vertriehenen Pferdes oder Maulthiers, das auf der Querstraße lag, die Eisen loszuschlagen, und Einem den Hintern vordrücken, um sich eine solche Kleinigkeit zu verschaffen.

Nur vor dem Einmarsch in Portugal war der Sold von sechs Reuathen in Silberbarren ausgezahlt worden, die in einem sehr niedrigen Preise standen. Diese Silberbarren rührten von den Contributionen der griechischen Eufungen, und aufgehobenen Räubern her. Sie verloren gleich Anfangs die Hälfte, weil sie für den kleinen Werthe nicht zu gebrauchen waren. Wir hatten also zwar Geld, aber keine Münze: ein schlimmer Umstand, da wir der letzteren so bedürftig waren! Noch eine andere Ursache brachte dieselbe Wirkung hervor. Als wir die Belagerung von Lindab Medrigo beinahe schon vollendet hatten, bestand sich ein schöner Vorrath in der Kasse. Sobald aber der Fürst von Epling zur Armee kam und den Oberbefehl übernahm, verlangte er zuerst die Auslieferung der Kasse. Der Marischall Neg widersetzte sich zwar, konnte aber auf seiner Bräuterung gegen den Willen des Oberbefehlshabers nicht beharren. Auch der Fahneneiser widersetzte sich; allein der Fürst von Epling schickte einen Officier seines Generalstabs mit einigen Soldaten, und ließ gegen Bescheinigung die verlangte

Summe in Gegenwart des Zahlmeisters aus der Kasse nehmen. Es geschah es, daß wir mit unserm Gold in Vorkauf kamen, und diesem Uebel wurde den ganzen Geldzug hindurch nicht abgeholfen.

Zwischen dem Fürsten von Esting und dem Herzog von Eichingen (Marschall Wessens und Nep) bemerkte man schon seit längerer Zeit ein gewisses Mißverständnis. Die, welche genauer davon unterrichtet seyn wollten, behaupteten, es rühre von der Schlacht von Busaco her. Wie es sich damit auch verhalten mochte, in der Armer sagte man allgemein: Marschall Nep habe, nachdem er die unüberwindlichen Stürze der Felsen gesehen und die Hüfennigel des Landes mit den Schürfschneisen der Armer verglichen, um der Aufhebung derselben eine Erlage zu setzen, in dem Kriegsdrange für einen schnellen Rückzug gestimmt; Marschall Wessens hingegen, zur seinem Eigensinne folgend, sey für die Ausdauer gewesen und mit dem Uebergenüthe eines Oberfeldherrn auf seiner Meinung bestanden. Dies Mißverständnis zwischen Beiden war so bekannt, daß man nicht einmal ein Geheimniß daraus machte, die Commandire der übrigen Armer-Corps waren im Geheim damit überringekommen, dem Marschall Wessens das Obercommando abzunehmen und es dem Marschall Nep zu übertragen. Wie es sich damit auch verhalten mochte: gewiß ist, daß die Engländer, wenn sie die Lage der französischen Arme hätten benutzen wollen, nicht viel Mühe gehabt haben würden, dieselbe aus Portugal zu vertreiben. Doch diese trachten, mit mathematischer Genauigkeit sprechenden Engländer be-
gnüg-

genügte sich den Bewegungen der Franzosen zu folgen. Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit reizt und verführt sie nicht. Da, wo der Franzose seine Siege dem Zufalle und der schnellen Veranlassung des glücklichen Augenblicks verdankt, berechnet der Engländer kaltblütig in seinem Cabinet, läßt den günstigen Augenblick verfliegen, kommt aber deswegen nicht weniger zum Ziele. Dort, wo der Franzose mit hungrigem Magen, von Ehrz, Uebermuth und wahrem Rationalgeiste angefeuert, kämpft, muß vor allen Dingen für den Magen des Engländers gesorgt und sein Muth durch eine gute Dosis Rum angefeuert seyn, wenn er kämpfen soll. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die ganze englische Armee in der französischen würde überlaufen seyn, wenn sie sich bei Lifabon in der bedrängten, höchst erdbemühenden Lage von dieser befunden hätte. Um so mehr gereicht es den Franzosen zur Ehre, daß selbst der größte Mangel sie nicht zum Ausweichen bewog.

Mit jedem Tage wurden die Umstände nachtheiliger für die Franzosen. Das Heer der Engländer wurde durch die bedeutende Zahl von Portugiesen, welche sich demselben angeschlossen. Die Spanier ihrerseits bildeten neue Heere, in Galicien und Andalusien. Sahajez war befehzt. Ingleich stiegen die Bedrohungen, sich zu erheben, wie es in Portugal nach dem anhaltenden Regen, der den Winter bezeichet, immer zu geschehen pflegt: die Bergströme stürzten gewaltig herab, schwellten die Flüsse an, und setzten die Thäler unter Wasser.

Alle diese Umstände nun bestimmten den Fürsten von Coburg, den Rückzug anzuordnen. Das 6te Corps

bildete den linken Flügel, und bedeckte auf der Seite von Cassidurance. Das 3te Corps marschirte über Duran an den Ufern des Meeres, und bildete den rechten Flügel. Das 4te zog sich in die Mitte, und das 5te erhielt den Befehl, den Nachtrab zu bilden. So brachen wir auf.

Zu Pombal ward der Befehl gegeben, daß alle Reiser und alle Packwagen verbrannt werden sollten. Des guten Beispiels wegen machte Marshall Way mit dem seinigen den Anfang. Diesem folgte der Wagen der Kriegs-Casse, der freilich nur die Cassenbücher enthielt. Die Reihe kam unter andern auch an einen Packwagen, der dem großen Hauptquartier angehört hatte, ohne daß man wußte, was er enthielt; denn schmerzlich war er bis dahin geöffnet worden. Er war mit lauter fechtigen Frauenzimmer-Schuhen und mit schönen und geräucherten Fischen angefüllt; und wenn auch diese Ladung gehören mochte, immer war sie auf die Eroberung von Lissabon berechnet, wo sich mit Waaren dieser Art ein bedeutender Absatz machen ließ. Diese schöne Speculation ging jetzt, wie so viele ähnliche, in Rauch auf. Andere Wagen, welche Wehl, Brot, Zwieback und zum Taback gehörige Vorräthe hätten enthalten sollen, wurden bei dieser Gelegenheit ganz leer befunden. Die Damen, welche den Zug mit glänzenden Hoffnungen begonnen hatten, waren freilich schon früher verstummt, weil ihre Erwartungen schlaggefallen waren; bei den andern aber hatten sie nicht darauf gerechnet, daß sie sich würden von ihren Wagen trennen müssen. Sie waren daher ganz reslos über den allgemeinen Befehl zur Zerstörung derselben. Sie, die vor wenigen Stunden

den ihren Prockswagen noch hoch auf Die herabgesehen, welche auf kleinen Eseln oder Maulthieren demüthig ihre Reise in dem gemischten Zuge hielten, mußten sich zum Aussteigen entschließen; und, wie sie auch hielten und weinen mochten — alle ihre Wagen wurden verbrannt. Welche Verlegenheit! Sie konnten auf ihren großen Pferden oder Maulthieren nicht reiten; denn sie hatten keine Sattel, und die Pferde oder Maulthiere waren zu groß, zu wild, zu mager. Um aus der Noth zu kommen wurde getauscht und wieder getauscht, gehandelt und verhandelt. Endlich mußten sie sich im Marsch setzen, zu Fuß und zu Pferde, so gut sie konnten. Daß sie dabei nicht wenig litten, ist leicht zu begreifen.

Indem das 1te Corps durch Pombal ging und Ney die Nachhut führte, bestimmte er sogleich die 1te Division des 60sten Corps zu einer besondern Nachhut. Die Reiterei konnte in diesen Gebirgen nicht gebraucht werden. Bei Melinça, wohin wir unseren Weg nahmen, war das Wasser ausgetreten und die schmale steinerne Brücke, welche über den Bach führte, verursachte bald ein Steden im Marsche. Dadurch gewannen die Engländer Zeit, uns zu umgehen. Als sie und näher kamen, nahm das Treffen sogleich seinen Anfang. Das 10ste Linien-Regiment, das die Brücke nicht mehr erreichen konnte, warf sich ins Wasser stürzen, wobei besonders alle die jungen Officiere aufamen, welche dem rasenden Vergstrom nicht widerstehen konnten. Am folgenden Morgen veränderte der Marschall diese Divisionen der Nachhut. Er wechselte den General und zwei Regimenter, und war nun allenthalben

gegründet, verließ das Schlachtfeld seinen Augenblick, ordnete jede kleine Veränderung selbst an, bezeichnet den Ort, wo jede Kanone aufgestellt werden sollte, und bewies auch in dem heftigsten Gefechte eine solche Kaltblütigkeit, daß er mit sich selbst in Widerspruch zu treten schien.

Wir hatten Punkte des Corbo unter ständigen Beschern erreicht, als ein neues Treffen begann. Die hölzerne Brücke war zwar sehr eng, aber das Wasser nicht tief, und der Boden fest. Die Engländer, welche uns auf dem Fuße folgten, griffen uns wieder an; allein die Verteidigung war so standhaft und kraftvoll, daß man darüber erstaunen mußte, wenn man erwog, bis zu welchem Grade das französische Heer während der letzten Monate aufgelöst war. Anführer und Soldat trugen hierzu in gleichem Maße bei, und es zeigte sich aufs Neue, daß der Franzose blind ist gegen jede Gefahr, wenn er einen Führer hat, dem er vertraut, und der Kopf und Kraft genug besitzt, das Vertrauen zu rechtfertigen.

Sald erreichten wir die von den Engländern gemachte oder ausgebaute Heerstraße; und von nun an marschirten wir, wo nicht ruhig, doch in klüneren Tagemärschen, als zuvor. Auch auf diesem Werke offenbarte sich die Zwietracht zwischen dem Fürsten von England und dem Herzog von Richmond. Als jener eines Tages in die Position des Marschalls kam und Anordnungen treffen wollte, hielt dieser nicht zurück, und es kam zwischen Beiden zu einem Wortwechsel, worin der Marschall ihn bat, daß er ihm in seinen Operationen

nicht länger hinderlich werden möchte. Unstreitig hing mit dieser Zwietracht zusammen, daß, während der Fürst nach Coria marschirte und seliglich Almonda und Ciudad Rodrigo preis gab, der Marschall die Straße von Guadalupe einschlug. Bald nach seiner Ankunft dasselbst wurde Hup nach Paris zurückgerufen, und zum nicht geringen Ersauern des Armer-Corps erhielt General Loison das Commando über dasselbe. Sobald auch die Schlacht von Jacute d'Alvaro verloren und der Fürst den Frühling nach Salamanca zurückgegangen war, erhielt auch er seine Aukerufung, und der Oberbefehl ging auf den Marschall Marmont über, der ihn bei der Schlacht bei Salamanca im Jahre 1812 befehlt.

Ueber Getreide - Mangel und Korn- Handel.

Das Jahr 1814 ist in der Geschichte ausgezeichnet durch den Nothstand, welchen Natur-Ereignisse über einen großen Theil Europas verhängten. Mangel an Erwerbe und Theuerung gingen in gleichem Schritte, und führten für den ärmeren Theil des Volkes ein Elend herbei, welches, möchten wir behaupten, selbst die Schrecknisse der kaum überstandenen Kriegszeit übertrug. Vertrauen und Liebe wurden die Leiden gemindert haben; doch Mißtrauen und Haß haben sie vermehrt.

Nur Wenige fanden in dem Natur-Ereigniß die Quelle ihrer Noth; fast Alle suchten sie in andern Verhältnissen, und so geschah es, daß sich der glühende Eifer des Armen gegen den Reichern, des Consumenten gegen den Producenten, des Klauers gegen den Verkäufer, ja selbst vielfältig der Unwille des Volkes gegen seine Regierung richtete.

Nicht zu verwundern war es, wenn die Klasse der Hand-Arbeiter den notwendigen Zusammenhang der Erwerbslosigkeit und der Theuerung mit dem schlechten Ernten nicht begriff, den Mangel an Erwerb auf Rechnung ausländischer Concurrenz, und die Theuerung

der ersten Lebensbedürfnisse auf Rechnung des Wachstums, und gewaltsame Hülfe von der Regierung erwartete, welche in Folge dieser Aufsicht in Förderung des freien Handels beschreien mußten, dessen Beförderung das einzige Rettungsmittel seyn konnte.

Aber nicht genug zu beklagen war es, wenn Menschen aus den gebildeten Ständen, von denen ein richtiges Urtheil ausgehen konnte, der künftigen Menge beizubringen; wenn Scheissfresser in den öffentlichen Blättern, welche die Menge ausfüllen sollten, den Irrthum beförderten, indem sie die dunklen Klagen in leidenschaftlichen Worten darstellten, und seinen Zustand nahmen, dem Hass gegen die Kornhändler und gegen Handels-Concurrenz durch Aufnahme der lächerlichsten Sagen neue Nahrung zu geben.

Ist die Geschichte von den ganzen Schiffsladungen an Getreide und Kartoffeln, welche die Wucherer im Oesterreichischen in das Wasser geschüttet haben sollten, um hohe Preise beizubehalten, und die Erzählung von dem Tann, welchen die Engländer zur Vernichtung deutscher Fabricate auf der Grausamerger - Wiese für einige Ortel verkauft haben, nicht gläubig für den dargestellten Zweck als unbestrittene Thatsache in die meisten öffentlichen Blätter aufgenommen worden, wenn gleich Augenzeugen von dem Tann versichern, daß es verlegene und verfaßte Waare war, welche unter den Klagen jenseit, wenn gleich die Förderung der erdachten Fruchtverträge nur denkbar ist, wenn sie so verborben waren, daß kein Käufer sich dazu finden wollte, oder daß die Polizei deren Zerstörung erwar-

laßt, um den Verkauf des verderblichen Productes zu verhindern!

Wirklich gefährlich ist es, wenn Regierungen, welche die Intelligenz der richtigen Mittel besitzen, und den Handel, als Schutz gegen die Theuerung, und zur Vervielung der Einnahme, befördern sollten, unberücksichtigt dem von der Menge gegebenen Antriebe zur Beschränkung der Handelsfreiheit nachgeben.

Ist denn das Beschränken zum Bessern und Vollkommenern in der menschlichen Natur so begründet, daß die erlangten guten Einsichten immer wieder vor der Anwendung verloren gehen? Soll denn die Erfahrung vergangener Zeiten immer für die Nachwelt vergeblich seyn?

Man könnte versucht werden, dies zu glauben, wenn man sieht, wie wenig an manchen Orten die Staatswirtschaft in der Anwendung vorrückt; wenn man bemerkt, wie der Messianismus unter den Protestanten um sich greift; wie der Despotismus wieder durch die wilde Macht der Wälder in der Revolution geschädigt, noch durch die treue Anhängselhaft der Wälder in dem allgemeinen Aufstande zur Rettung angeflammter Theorien besänftigt werden ist.

Wir bedauern es, daß auch die Zeitumstände Veranlassung geben, die Freiheit des Exporthandels als das beste Schutzmittel gegen den Mangel abermals vorschreiben zu müssen, nachdem das Thema schon früher erschöpft, und der Beweis genügend geführt zu seyn schien.

Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die

genüßliche Production die genüßliche Consumption nur um ein geringes übersteigt, und daß der zufällige Ausfall einzelner Ernten eben so sehr durch Beschränkung der Consumption, als durch die ersparten Bestände gedeckt werden muß.

Diese durchaus nöthige Beschränkung läßt sich nun zwar durch keine Beschränkung erzwingen, aber hohe Preise der Producte veranlassen dieselbe.

Die Beschränkung der Consumption fällt in solcher Zeit vorzüglich auf den Pöbel, indem der Wohlhabendere, bei dem die ersten Lebensbedürfnisse nur einen kleinen Theil der Ausgabe bilden, lieber den Preis erhöht, als daß er sich der Beschränkung unterwerfen sollte.

Dieses Bestreben, sich der Beschränkung zu entziehen, führt nur in Zeiten des Mangels unabweislich die Theuerung herbei, und keine Regierungshand, keine Ausfuhrverbote, keine erzwungene Zusage auf dem öffentlichen Markt, kein Maximum werden je bei wirklichem Mangel die Theuerung nachhaltig abzuwenden vermögen.

Wenige haben es vielleicht hier gedacht, daß der Mangel gar Beschränkung, welcher in der Theuerung liegt, das höchste Mittel gegen die Hungersnoth ist, und daß nach einer geringen Ernte zeitig eintretende hohe Preise das höchste Mittel gegen spätere übermäßige sind.

So wie hohe Preise die Beschränkung veranlassen und dadurch zum Theil den Ausfall einer geringen Ernte decken, so werden sie auch die Veranlassung, daß

der Handel die anderweit besitzenden Vorräthe guthut; und so stellt sich durch Beschränkung und Zufuhr allmählig das Bedarfsmaß mit dem Producte ins Gleichgewicht, und, so wie sich dieses herstellt, sinken auch die Preise.

Es ist demnach eine sehr fehlerhafte Polizei, welche bei eintretenden schlechten Ernten die Kunde dieser Thatsache unterdrückt, und wohl gar Veranlassung wird, daß die öffentlichen Blätter Aussichten auf Ueberfluß eröffnen.

Solche Gerüchte können augenblickliche Erniedrigung der Preise bewirken, aber der Jochum wird durch später eintretende Theuerung bestraft; und weil in den ersten Monaten nach der Ernte noch Wohlleben besteht, wird für die späteren der Mangel vorbereitet. Spricht sich dagegen das Bedürfnis bei Zeiten durch hohe Preise aus, so erweckt bei jedem Handel die Speculation, und der Wassermarkt, die Haupt-Basis der Versorgung, ist schon mit Vorräthen versehen, ehe Häfen und Flüsse vom Eise geschlossen werden.

Die Maßregeln der Regierung gegen Mangel und Theuerung, in so fern sie nicht in Beschränkung der Militär-Consumtion, oder in Aufhebung bestehender Handels-Beschränkungen, in Verminderung der Abgaben auf die Consumtion, in Errichtung vollkommen hinreichender Magazine bestehen, sind in der Regel nur nachtheilig, mögen nun die Regierungen selbst den Markt versorgen wollen, oder mögen sie zu Ausführerverboten schreiten.

In der ersten Beziehung sind ihre Maßregeln nach-

rentheils ohne Erfolg, weil die Regierungen in der Regel schlechte Handelsleute sind, zugleich aber durch Zuzune die Besseren, d. h. die vom Meier, verjagen: in der letztern Richtung, weil die durch Sperrn zu Anfang veranlaßte Periferenabseignung die Zufuhr verhindert und die Wertsätze den Nachbarländern zuweist, wo höhere Preise sind, gleichzeitig aber zu einer zwar heimlichen, doch immer noch bedeutenden Ausfuhr Veranlassung giebt, und die Beschränkung der Consumtion verhindert.

Nichts ist zur Zeit des Mangels gefährlicher, als Eiderung des freien Handels, und wirklich verachtend wirkt es, wenn die Regierung zuläßt, daß der Handelsstand und die Gewerbetreibenden, welche den Markt versorgen, in ihrem Verlechte gehindert und in ihrem Gewinn beschränkt werden; wenn sie nicht hindert, daß jene durch öffentlich dargelegte Verachtung abgeschreckt, oder gar den rasenden Wüthen der ihre geleiteten hungrigen Menge bloßgestellt werden.

Der Getreidehandel ist überhaupt von allem Handelszweigen einer der gefährlichsten. Kein Gewerbe unterliegt solchen Zufällen. Wenn die Getreidehändler, welche die öffentlichen Märkte als Wucherer brandmarken, und welche durch die politischen Staatsregeln der Regierungen nur zu oft in ihrem Verlechte gehindert, ja oft sogar durch erzwungenen Verlechte geschränkt werden — wenn eben diese Getreidehändler so begünstigt würden, wie sie jetzt gedrückt werden; wenn man sie eben, wie man sie zu schaden sucht; dennoch würde ihrer Zahl nur gering seyn, wenn nicht großer Gewinn in einzelnen Fällen die häufigen Verlechte ausglich. Die Beschränkung einer solchen

Schweres nimmt es aus den Händen der Vesseren, welche für menschliches Elend auch ein menschliches Herz haben, und verhindert im Allgemeinen, daß die nöthigen großen Capitale in dem Getreidehandel angelegt werden, da er ihrer doch bedarf.

Es sey uns gestattet, zur Verbesserung einer richtigen Ansicht, die Hauptzweige darzustellen, in welche der Getreidehandel zerfällt.

Den wichtigsten Theil bilden die Kaufleute, welche, bei reichen Ernten und niedrigen Preisen und bei noch entfernter Aussicht zum Absatz, Vorräthe aufkaufen und lagern, sey es zur Ausfuhr, oder auch für die innere Consumption der folgenden Jahre.

Dieser Handelstheil ist der segensreichste für das Land: er belebt den Landbau, und stellt in den Preisen ein Gleichgewicht her, welches die Natur in ihrer Production nicht beobachtet; eine Annäherung zur Gleichheit der Preise, welche für alle Gewerbe und für das allgemeine Wohl gleich-vorteilhaft ist.

Dieser Handelstheil bedarf aber sehr großer Capitale, und ist höchst gefährlich.

Es ist nicht schwer, den Zusammenhang zu erklären; die Entwickelung würde uns aber zu weit führen. Gewiß, es ist eine Thatsache, daß fast immer mehrere reiche Ernten, und auch mehrere Misserndt-Jahre auf einander folgen. Wo der Wende-Punkt sey, vermag keine Speculation zu bestimmen. Jetzt kauft der Kaufmann in einem wohlfeilen Jahre große Vorräthe; die nächste Ernte ist noch reicher; die dritte übertrifft alle vorigen. Immer niedriger gehen die Preise, überdem

verliert das alte Getreide bei der Concurrenz mit dem frischen, und gleichzeitig erhöht sich der Einkaufspreis des auf den Speichern gelagerten Getreides durch die anwachsenden Zinsen, durch Abgang an dem Getreide, durch Todennurthe und Verarbeitungslofen.

Welche Capitalien, welcher Credit gehört dazu, veränderte Conjunctionen abzuwarten! Wie viele verlieren inzwischen ihr Vermögen! Endlich findet eine schlechte Ernte Statt, und die Preise steigen schnell auf das Doppelte. — Dennoch ist der Saldo des Kaufmanns noch nicht gedeckt; es erblickt in ihm nicht allein die Hoffnung des Schadenersatzes, sondern auch eines billigen Gewinns bei noch höher steigenden Preisen. — Er schlägt nicht los.

Und die Menge flucht dem Korn-Juden, verlangt die Bestrafung des Wuchers, und nur schüchtern darf sich der Mann lassen, der allein einen trüben aber sichern Blick auf das noch nicht gedeckte Verloft. Conto in seinen Taschen wirft!

Wer von den Anklägern eines solchen Mannes hat eine richtige Ansicht von den abzuwartenden Verhältnissen! — Etwas die Journalisten, die jede solche Erzählung, weil sie den Neigungen des Publikums schmeichelt, begierig aufnehmen und schmücken?

Welche Verluste werden bei diesem Handel durch Verderben des Getreides gemacht! Man frage die Financiers, was es heißt, Magazine zu halten! — In Ländern, welche Erbschaft haben, ist dieser Handelszug wegen der vielfachen Handelswege minder gefährlich, und daher häufiger betrieben; im Binnenlande ist

er so gefahrlos, daß er wenig getrieben wird, und dieß ist einer von den Gründen, weshalb solche Bettelkinder, wenn einmal Mißwachs eintritt, so ausgeprägt mit leiden.

Es ist ein Mangel, daß im Vientenlande die größtentheils unter den Gewerbetreibenden, als Bäcker, Brauer und Brenner, diesen Handelszweig treiben, und dadurch auf Ausgleichung der Preise und der Ernten wirken, und die besten Garanten möglichen Mangels werden. Wo die vielbesohnte Polizei des Vojers grüße wird, welcher den Bäckern die Oheru annegeln läßt; wo das Volk gelegentlich die Kornkörbe plündert: da werden diese Garanten verschwinden, und Hungersnoth an die Stelle der hohen Preise treten. Dieses Geschäft des Aufspeicherns ist für diese Gewerbetreibenden minder gefährlich, weil ihnen ihr Gewerbe ein festgesetztes Aufspeichern einmal angeschaffter Vorräthe möglich macht.

Einen zweiten bedeutenden Handelszweig treiben die Kaufleute, welche bei einsetzendem Mangel aus entfernten Gegenden Bettelkinder herbeiführen.

Dieser Handel ist minder gefährlich, als das Aufspeichern, weil das Geschäft längere Zeiträume umfaßt, und mehr Uebersicht gestattet; vom Publikum aber ist dieser Handel am meisten geachtet, weil dabei nicht leicht das Schauspiel einer Vagierung gegeben wird. Denn indem dieser Handel vorzüglich nur in theuren Jahren Statt findet, so muß der Schaden unrichtiger Speculation gleich getragen werden; da der Kaufmann durch Zögern nicht sowohl aus der Schadens-Rechnung heraus, als vielmehr immer tiefer hinein kommt.

Wenn wir sagen, dieser Handel sey minder gefährlich, so versteht sich das nur, wo Handelsfreiheit dem Kaufmann, der den Markt überfüllt findet, gestattet, über sein Getreide ohne Hinderniß weiter zu disponiren, was gilt nur von Staaten, wo ein fester Stand der Handelspreise Statt findet; wo aber Ministerial-Bestimmungen mit Geßelkraft wirken und oft ganz un erwartet erscheinen, da wird auch dieser Handelszweig höchst gefährlich: denn der Kaufmann kann wohl die Handels-Conjunctur, aber nicht die Willkühr. Laune in seinen Calcul mit aufsuchen.

Einen dritten Handelszweig treiben Diejenigen, welche sich fortgesetzt mit Versorgung des Marktes beschäftigen und fortwährend bei mäßigem Gewinn kaufen und verkaufen.

Dieser Handel schützt besonders die regelmäßige, dem Bedürfniß des Marktes angemessene Zufuhr, welcher, in Entstehung desselben, oft leer, oft überfüllt seyn würde. Unter dem Titel der Auf- und Verkauferei, auch des Händelwesens, haßt und verfolgt das Publikum den kleinen Verkehr in dieser Beziehung ganz besonders. Es ist nicht zu bezagen, daß im Einzelnen dies Geschäft bisweilen nachtheilig erscheint; aber im Ganzen ist es so nützlich und möglich, wie die Mäler bei dem größeren Handel.

Weniger bedeutende Zweige des Getreidehandels sind die einzelnen Speculationen, welche, in Erwartung eines nahen Steigens der Preise, im Ankauf schon vorhandener Vorräthe gemacht werden; diese wirken direct nachtheilig, weil sie den Markt nicht versorgen, sondern ver-

theuern, indirect aber wohlthätig, weil sie dem Handel in Zeit außerordentlicher Bedürfnisse auch außerordentliche Capitalien zuführen.

Eine wichtige Abtheilung bildet der Handel auf Lieferung, wo der Verkäufer in der Regel das Product noch nicht besitzt, sondern eher verkauft, als er kauft: ein in der Regel eben so gewagtes, als nützliches Geschäft, welches, so viel auch die Lieferanten zu gewinnen pflegen, doch auf die Dauer für den Käufer vorthellhafter erscheint, als Commission zum Ankauf für eigene Rechnung.

Eine Art des Handels auf Lieferung, welche zur Zeit wechselnder Preise häufig vorkommt, ist der Fall, wo der Käufer nicht das Product bedarf, es auch nicht haben will, der Verkäufer es nicht hat, auch nicht dabei zu schaffen beabsichtigt, und wo es sich eigentlich nur um den Verlust und Gewinn nach den zur Lieferungszeit bestehenden Preisen handelt. Dies ist ein schädliches Spiel, weil es die Joren über das wirkliche Bedürfniß und über die gemachten realen Geschäfte durch die schreiender größere Concurrenz der Käufer verdunkelt. Dennoch wird eine vorsichtige Regierung lieber diesen Uebelstand dulden, als Befehle geben, welche dem wirklichen Auenhandel Hefeln anlegen könnten.

Was nun die Lieferungsgeßäfte und die Lieferanten selbst betrifft, so sind sie dem Publikum besonders verhaßt.

Da die Lieferanten in der Regel schon verkaufen, ehe sie besitzen, so bedürfen sie, indem sie sich die Honds oder Eigenthum der Käufer durch den Auenkraft gleichsam

sem ansehn, weniger Capital, als die großen Getreide-Händler, dagegen aber besendeter Industrie und Thätigkeit.

Leute mit sehr geringem Vermögen, aber mit diesen Fähigkeiten und einer gewissen Rührtheit ausgestattet, mochen oft ein schnelles Glück, und dieses mißgönnet die Menge Jedem, dem hohen Staatsbeamten, der schnell aus dem Staube aufsteigt, wie dem plötzlich zum Millionär gewordenen Handels-Juden. Dazu kommt, daß mehrertheils die Regierungen Abschmer der Lieferanten sind, und daß die Regierungen in der Regel weder ein hohes Maas von Treue in Handelsfachen, noch die kaufmännische Treue in Erfüllung der Zahlungspflicht zeigen. Das Erstere wie das Letztere müssen sie mit Geld aufwiegen.

In der ersten Beziehung tritt der Lieferant ein gewinnreiches, in der letzteren ein gefährliches Spiel; das Volk aber, welches nur Kunde von den Preisen erhält, sieht nur den Gewinn, und faßt die daran geknüpften Gefahr nicht auf, weil es seine Regierung nur von der besseren und achtungswürthen Seite kennt.

Ein Beispiel, wie hart das Publikum über Lieferanten urtheilt, liefern die vorgelommenen bitteren Urtheile über das Lieferungs-Geschäft der Herren Cadet und Geelinger, welche den Contract zur Versorgung der Rhein-Preovingen übernommen hatten.

Dieses Geschäft gewährt so ansehnliche Beläge zu dem Thema, das wir verhandeln, daß wir nicht unterlassen können, darauf näher einzugehen, wenn wir gleich für unsere Urtheile keine bessere Basis haben, als das

Publikum; nemlich die Kenntniß dieser Angelegenheit dem Horenfagen.

Die Auflage der genannten Referanden ist von der Oeffentlichkeit ausgegangen, die Untersuchung ihres Verfassers ist öffentlich angekündigt; wir dürfen erwarten, daß der Ausgang derselben, gereiche er nun zu ihrer Rechtfertigung, oder nicht, eben so zur öffentlichen Kunde werde gebracht werden. Wir geben den Hergang des Geschäftes, wie er uns bekannt geworden; ein Urtheil in der Darstellung möge und nicht zum Vorwurf gereichen, sondern einem besser Unterrichteten Veranlassung zur Berichtigung geben.

Mit Frege sah im vorigen Jahre der Landmann schon vor der Ernte die trübselvolle Wölk. Ernte wegen der unglücklichen Witterung. Zeit des Getreides; die anhaltend nasse Witterung veranlaßte noch einen großen Verlust bei Gewinnung des geringen Productes.

Das Publikum wollte nicht an den schlechten Ausfall der Ernte glauben, weil es den reichen Stand des Getreides auf dem Felde gesehen hatte: die Preise stiegen nur allmählig; eine bedeutende Zufuhr aus der Ferne fand noch nicht Statt, und nur wenige, besonders intelligente Handwerker, machten schon geringe Anläufe.

Auf einmal, wie eine lange im Verborgenen gehabte Glanzer, brach das Gerücht des nahen furchtbaren Mangels aus. Zu beklagen ist es, daß die höchste Regierungs-Zustanz erst so spät von der Lage der Dinge unterrichtet ward. Wozu führt denn die so viel belobte Ausdehnung des Polyzinsens, wenn es

die Uebersicht solcher Verhältnisse nicht zur rechten Zeit gemäßer?

Es war schon im der Mitte des Novembers, als des Königs Majestät, von dem Anfang des Elendes unterrichtet, den Beschluß faßte, mit kräftiger Hand in dieser Noth zu helfen. Der Ruf der einkommenden Massregeln ging der Ausführung voraus; (man vergleiche die Bekanntmachung des Regierungs-Präsidenten Grafen von Solms-Laubach gegen Ende des Novembers). Der günstige Zeitpunkt für dieselbe war schon versprochen.

In welcher Höhe das Elend daumal schon gestiegen war, ergibt der wöchentliche Jammerruf des kaiserlichen Diensts zu Elber, vom ersten November u. J., dessen Wahrheit dadurch verbürgt zu seyn scheint, daß ein Regierungs-Präsident an der Spitze der Unterschriften stand.

Ich habe in der Einleitung des nachscholgenden Einlasses erwähnt, welchen die Theilnahme der Regierung an dem Getreide-Handel ausübte; auch hier zeigte sich die Folge.

Die Bekanntmachung des Unternehmens veranlaßte ein augenblickliches Sinken der Preise in den Provinzen, welche Getreide erhalten sollten, und Kaufleute, welche auf schnelle Verfertigung derselben speculiren konnten, wurden stutzig und sachlosam, mit einer Regierung in Concurrenz zu treten, welche, weit entfernt, bei dem Getreide-Verkauf etwas gewinnen zu wollen, entschlossen war, zur Erreichung ihres Zwecks bedeutende Aufopferungen zu machen.

Bei dem ungeheuren Umfange des Kornhandels, welchen Holland treibe, bei dem Ueberschuß darin angewandter Capitalien, bei der Innsliegen der dasigen Kaufleute, unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß sie, wenn sich ihr Vortheil daran suchte, die Rhein-Provinzen zu rechter Zeit und hinreichend versehen haben würden. Schon im Februar konnte eine Vertheilung des Getreides vorgeschrieben werden, welches ein Verein zu Ebersfeld mit einem Fund von 150,000 Rthln. herbeigeschafft hatte.

Als sich das Gerücht verbreitete, daß für Preussische Rechnung zum Betrag mehrerer Millionen Getreide angekauft werden sollte, ließen die Preuss. schnell an allen Handelsplätzen, wo der Ankauf zu erwarten stand, und die ganze Speculation wüthete auf diese Punkte mit einer ungewohnten Gewalt, welche das ungemessene Discreet und das schnelle Steigen der russischen Course ausdrückte.

Im December ward der Minister von Kiewitz nach dem Rhein gesendet, um nöthige Wasserzölle zur Unterstüßung der Rhein-Provinzen einzuleiten. Von den Defekten ist wenig bekannt geworden; vielmehr verdanken die Rhein-Provinzen seiner Anordnung die, leider! nicht bedeutenden Getreide-Transporte, welche schon vor dem Winter zu Wesel und Düsseldorf angeschafft waren, und von deren weiterer Vertheilung man im Frühling hörte.

Die Verwendung der vom Könige dem Bedürfniß der Rhein-Provinzen gemäßen zwei Millionen Thaler war dem Finanz-Ministerium übertragen. Es war vielleicht keine glückliche Bestimmung, welche die Ver-

handlung dieses Geschäfts Beamten des Finanz-Departements zuwies, die sich schwer von dem Gesichtspunkt des Sparens zu trennen vermögen. Hier kam es in der That vielmehr darauf an, mit vortheilhafter und besser Hand auszugeben, als zu sparen.

Sobald der Beschluß gefaßt war, die Hälfte durch große Zufuhr, auf Rechnung des Staates, zu gewähren, schien die Ausführung nur durch Lieferanten möglich. Nicht leicht konnte ein Regierungs-Beamter sich die Genehmigung erlauben, ein solches Handels-Geschäft für unmittelbare Rechnung des Staates einzuleiten; und wäre auch dies der Fall gewesen, so würde jenes die Verantwortlichkeit und der unsichere Erfolg prädisponirt haben. Wer seinen Ruf liebt, muß solche Aufträge fürchten, denn das Publikum ist in solchen Angelegenheiten ein höchst leichtfertiger Richter.

Sobald die Versorgung der Rhein-Provinzen Lieferanten übertragen werden, so war keine große Auswahl. Das Geschäft lockte von ihrer Seite große Einschleichenheit, große Mühe und großes Vertrauen. In allen Beziehungen richtete sich die Unterhandlung sehr nachtheilich auf die Herren Ladel und Crelinger, welche schon früher mit der Regierung große Geschäfte gemacht hatten.

Das Geschäft hat sich, dem Vernehmen nach, in folgender Art gemacht.

Die Bezeichnung des Contrats ward Commission übertragen; diese verschafften sich durch Einschreiten partiellirter Preis-Contranten aus den Ostsee-, besonders aus den russischen Häfen.

Je öfter der Abschlusss-Punkt war, desto nie-

briger standen die Preise; — es schien dem Finanz-Interesse angemessen, wohlfeil zu kaufen; und kaufte man in den vorliegenden deutschen und preussischen Häfen, so besorgte man dadurch, die Preise im Lande selbst zu steigern. Wahrscheinlich waren es diese Rücksichten, welche veranlaßten, dem Contrakte die geringen Preis-Courante der russischen Häfen unterzulegen; — man berechnete nach gesammelten Mengen die wahrscheinlichen Brachelosen; man nahm Rücksicht auf einen billigen Gewinn, welchen ein so unglückliches Geschäft gemäßen mußte; man schloß, auf solche gemäß verständigte Basis gestützt, den Contract unter dem 19. und 20. November ab, und bewilligte für den Schiffel Weizen 3 Rthl. 8 Gr. Den Lieferanten ward auf einige Post-Tage Verschwiegenheit zugesichert, um ihnen den Markt nicht zu stören.

Man sahte das Bedürfniß, die Zufuhr zu beschleunigen; da aber der Abgang des Getreides vom so ungewissen Aufgange des Eises, und die Zeit des Transports von den Winden abhing: so wollten die Lieferanten nicht auf einen einzigen Ablieferungs-Termin eingehen; und bei Wägen, in die man Vertrauen setzte, schien die Bestimmung des Contraktes, „bald möglichst zu liefern,“ einem entfernten Ablieferungs-Termin vorzuziehen.

Was nun den Erfolg dieses Contractes anbelangt, so finden wir, daß man schon Ende April in Erwartung der nahestehenden Zukunft des Getreides die Art der Vertheilung in den Rhein-Verbindungen bekannt machte; die erste Spur, daß daselbst eine Vertheilung Statt finden konnte, finden wir Anfangs Juni. Der größte Theil der Ver-

rüfte kam, dem Vernehmen nach, sehr viel später, und zum Theil in einem schlechten Zustande, welchen man vielleicht eben so sehr dem langwierigen Transporte, als einem Versehen im Kaufe zuschreiben muß.

Was die Natur-Ereignisse anbetrifft, so ist fast kein Beispiel eines so frühen Ausbruchs des Eises und so früher Verschiffung; den Transport verzögerte besonders späterhin sehr anhaltender Abstreich.

Abgesehen von den vorliegenden Resultaten, so konnte man, bei richtiger Erwägung des Contractes, schon im Monat November den unglücklichen Ausgang ahnen.

Zum Theil war derselbe in den Zeitungsblättern, zum Theil in dem Contracte selbst begründet.

Die Hülfe sollte dadurch erfolgen, daß man den Rhein-Previnzen große Zusätze an Getreide zu geringern als den currenten Preisen zusicherte.

Man hatte durch Bekanntmachung dieser Absicht den Bedürftigen Trost, Ergebung und Vertrauen auf nahe Hülfe genähert wollen; man hatte aber eben durch die Bekanntmachung den Erfolg und die Ausführung der Maßregel erschwert. Die Speculation des in jenen Gegenden bestehenden und völlig dem Geschäft gewachsenen Handelsstandes hatte man durch den Eintritt der Neglerung von diesen Provinzen abgelenkt, und die Preise auf allen ansehnlichen Märkten gestiegen.

Bei dieser Stellung blieb nichts anderes übrig, als das Wort mit höchster Energie durchzuführen; man durfte nicht sparen. Das Finanz-Interesse, so will es uns scheinen, hat den richtigen Idengang bei Abschluß des Contractes vom 19. und 20. November gefördert.

Wir glauben, man hätte etwa so urtheilen und handeln sollen:

In Folge der Bekanntmachung wird der Handelsstand nicht auf Versehung der Rhein-Provinzen sprengen; in Erwartung der Zufuhr werden aber die Vorräthe schon zum größten Theil über Winter ausgezehrt werden. Da aber die Regierung sich einmal auf die Versehung des Marktes eingelassen hat, so wird die Zufuhr zeitig und nachhaltig gesichert werden müssen.

Der disponible Fund von zwei Millionen gestärkt einen Ankauf von etwa 24,000 Mispel Strickle.

Dieses Quantum muß man nach der präsentirten Ankauf-Gelegenheit auf die Plätze Hamburg, Wien, Regensburg, Weiskopf, Danzig, Elbing, Königsberg, Memel, Riga und Petersburg vertheilen, und wenigstens in den vorliegenden Häfen, was es auch kostet, so viel kaufen, daß man bald nach Aufgang des Marktes den Rhein-Provinzen schon bedeutende Massen zu führen kann.

Die Klausel des Contraktes „so baldmöglichst zu liefern“ konnte zwar bestehen; für jeden Ort mußte aber ein äußerster Termin bestimmt werden: dies konnten die Lieferanten. Für frühere Ablieferung mußte eine besondere Prämie festgesetzt werden, damit die Lieferanten nicht versucht würden, durch Ankauf in den auswärtigen Häfen, oder an der Beschleunigung der Transportmittel zu sparen, sondern ihren Vortheil darin fanden, alles an die Beschleunigung zu wegen.

Auf diese Weise geordnet, würde das Geschäft besten Erfolg gehabt haben; und wenn es gleich im An-

lauf des Getreides kostbarer geworden wäre, so wäre es in den Resultaten dennoch das Vortheilhaftere gewesen. Denn, angenommen, man hätte das Maximum unter dem Marktpreise bei dem Verkauf eintreten lassen, sondern hätte, gleich andern Kaufleuten veräußert: so wäre das theuer gekaufte Getreide bei der zeitigen Ankunft theuer verkauft worden, wie das wohlfeil gekaufte späterhin nur wohlfeil verkauft werden konnte.

Handelsleute, die das Geschäft der Regierung zuflüßig mitmachten, d. h. die zur Zeit der größern Nachfrage kauften und spät verschifften, haben ihre Fonds verloren.

Aus den genannten vorliegenden Fällen konnte viel Getreide für die Rhein-Provinzen bezogen werden, welches sich jetzt Holland und England angeeignet haben.

Was nun die den Lieferanten bewilligten Preise betrifft, so fragt es sich: konnte man bei Abschließung des Centralis voraussetzen, daß die Preise in den russischen Häfen fallen würden? Nach der Clause des Contractes, wodurch sich die Lieferanten für ihren schnellen Anlauf eine kurze Verschwiegenheit ausbedungen, scheint es, als hätten sie geglaubt, sogleich kaufen zu müssen.

Wir können dies kaum glauben; denn bei der Gewißheit, erst im Frühjahr verschifften zu können, drängte sie nicht zum überhasteten Anlaufe. Das Gerücht hatte schon die Preise gesenkt; wie konnte es übersehen, wie weit ihre Aufträge erfüllt waren? — Das Sinken der Preise, wenn sie mit dem Anlauf begannen, lag in der Natur der Sache.

Wir glauben auch nicht, daß die Lieferanten den

Ankauf übereilt gemacht haben; ist dieser Begriff nicht gegeben, so ist ihr Geschäft ein sehr gemeinreichendes gewesen. Dies ward es indess auf ihrer Gefahr, und man kann nicht behaupten, die Commissarien hätten ihnen zu hohe Preise bewilligt.

Es viel über dieses Geschäft. — Der Ausgang desselben ist bekannt; die Unzufriedenheit des Publicums hat sich gegen die Lieferanten gerichtet, in der Voraussetzung, daß sie aus Gemeinlichkeit den Contract nicht erfüllt, oder die Fassung desselben mißbraucht hätten: man hat ihnen nachgesagt, das jetzt angelkommene Getreide in Holland verkauft, und wohlfeil angelauftes Getreide spieleshin, und also nicht möglichst bald, auch in geringer Qualität, abgeliefert zu haben. Die Untersuchung ist vom Könige verfügt, und in den Rhein-Provinzen eingeleitet worden; bis jetzt aber ist noch nichts laut geworden, was den Lieferanten zum Vorwurf gereichen würde.

Nach dem Inhalte des Contractes wird auch im Wege Rechts sehr leicht eine Bestrafung der Lieferanten erfolgen können, vorausgesetzt, daß der angebliche Verkauf des gelieferten Getreides in Holland nicht Statt gefunden hat.

Um den Zusammenhang des Geschäftes, in Hinsicht der Lieferanten, aufzufinden, scheint es uns, hätte man besser gethan, die Untersuchung, ohne sie anzukündigen, dadurch einzuleiten, daß man von den Lieferanten die Vorlegung ihrer Bücher und Handels-Correspondenz forderte. Hatte die Verfur Statt gefunden, so würden sich, wenn nicht die klaren Beweise, doch bessere Spuren zur weiteren Nachforschung gefunden haben.

Wirklich hätte man dadurch den Lieferanten die so höchst kränkende Untersuchung ganz erspart, die jetzt schon, zu ihrer eigenen Rechtfertigung, auf das Äußerste durchgeführt werden muß.

Wie sehr sind aber diese Lieferanten zu bedauern, wenn, wie wir vermuthen, die Untersuchung sie rechtfertigt! — Was kann sie für die vielfach erlittenen Kränkungen erschädigen! Die Preisprechung allein kann sie nicht rechtfertigen, da das Publikum nicht bloß die Zurechnungs-Fähigkeit ihrer Handlungen, sondern auch die Moralität ihrer Handelsweise, angefochten hat. Deshalb ist zu wünschen, daß sowohl der Centralrat, als auch die Untersuchungs-Akten zu ihrer Verurtheilung bekannt gemacht werden.

Aus diesen Actenstücken wird sich ergeben, in wie fern der nicht erreichte Zweck des mit königlicher Würde beschlossenen Unternehmens durch Vergehen der Lieferanten, oder, wie es wahrscheinlich ist, durch Naturbegebenheiten, welche den Transport verzögerten, und durch die Bedingungen des Centralrats, oder endlich, was uns beinahe gewiß scheint, durch begründet war: daß solche Handels-Unternehmungen auch die Kraft einer guten und intelligenten Regierung übersteigen.

Das Volk wird seinen Regenten ehren, der das Gute edel und kräftig wollte; die Geschichte aber wird diesen Fall, wie so viele andere, als Beweis anführen, daß Handelsfreiheit ein großes Gut, und Concurrenz der Regierung in Handelsachen ein Fehlgriff sey.

Uebrigens glauben wir, daß auch selbst die ver-
tete Zusage noch von großem und werthvollem Nutzen
für die Arbeit-Verordnungen gewesen ist; denn in Zeiten
des Mangels ist gerade der Uebergang zur neuen Seite
der gefährlichste Punkt, weil sich der Kaufmann vor dem
Wende-Punkte der Preise hütet.

Da wir es gesagt haben, in der Einleitung an-
zugeben, was die Regierung in Zeiten des Mangels
zur Erleichterung des Volks thun sollte, so haben wir
uns verpflichtet, darüber noch einige Worte hinzuzu-
fügen.

Wir glauben erwidern zu haben, daß zwar
die Theuerung der ersten Lebensbedürfnisse auch den Ein-
ger von einigen Mitteln, der Mangel aber verhältniß-
lich die ärmere Klasse drückt. Das Resultat der Natur-Er-
eignisse, die Theuerung, kann die Regierung zwar nicht
abwenden; diesem Grunde erliegt sie selbst, z. B. in den
Kosten der Militär-Verpflegung. Allein es ist ihre
Pflicht, den armen Bürger gegen das Heußerle, gegen
den Hunger, zu schützen. Die directe Unterstützung, so
schwierig sie auch ist, wird in Beziehung auf den Ar-
men oft notwendig, und eine gute Armenpflege in den
Händen freigebiger Bürger ist dafür das beste Hülf-
mittel. Um auf dem rechten Fieße zu stehen, muß man
die Localität genau kennen; und das thätige Eingreifen
mit solcher Kenntniß aufgeklärter Bürger hat den Hülf-
Vereinen die Kraft gegeben, mit geringen Mitteln viel
Gutes zu wirken.

Im Allgemeinen aber ist es gewiß besser, die Regie-
rung schaffe dem bedürftigen Bürger Geldmittel, als

daß sie ihn in Naturalien versorgen will. Wenn Bürger zusammen treten, und Weinhändler, Fleischer und Bäcker unter den Augen ihrer Mitbürger einen Verein zur Versorgung der Armen bilden; so mögen sie ihm Wohl, Freie und Bier austheilen. Wenn Künstler und Banquiers zusammen treten, so wird das Vordere nicht sonderlich gerathen; und dem Armen würde durch Geldunterstützung viel besser geholfen: er wird für sein Geld die ihm angemessensten und nothwendigsten Nahrungsmittel suchen, und finden. Uebrigens wird dem Armen eben so wohl geholfen, wenn er Gelegenheit zu höherem Verdienste bei der Theuerung erhält, als wenn ihm Geld gegeben wird; dabei reißt das erstere Verfahren zur Arbeit, das letztere zur Trägheit. Die Erhöhung des Arbeitslohnes in einer Gegend hat die Regierung sehr in ihrer Gewalt, wenn sie durch Anordnung außerordentlicher Arbeiten Concurrenz herbeiführt, welche stets auf Erhöhung des Arbeitslohnes im Allgemeinen wirkt, oder wenigstens das Sinken desselben verhindert, welches in Zeiten der Noth durch vermehrten Andrang der Arbeiter und durch Stockungen des Verkehrs fast immer veranlaßt wird.

Es ist ein altes Sprichwort der Fabrikanten: — wenn das Brot theuer ist, so wird die Arbeit wohlfeil.“

Ich sage, Anordnung außerordentlicher Beschäftigungen, z. B. Chaux-Gruben; denn die Anordnung von Arbeiten, welche schon einen Theil des Volkstheils beschäftigen, und deren Product einen beschränkten Absatz

hat, nimmt dem Einen das Brod, das sie dem Andern giebt *).

Der arbeitsfähige Bürger erhält durch die oben erwähnte Maßregel zwar nicht wohlfeiles Brod, aber das nöthige Einkommen, das thure Brod zu bezahlen, und zugleich Anreiz, daran noch etwas zu sparen. Der nicht arbeitsfähige Bürger werde aus den Armen-Kassen reichlich unterstützt, und diesen gebe die Regierung, auf den Punkten großen Bedürfniss, die nöthigen Zuschüsse.

Wenn die Regierung findet, daß die Preise der ersten Lebensbedürfnisse die Erwerbsfähigkeit der Bürger übersteigen, so hat sie ein vortreffliches Mittel zur Herabsetzung der Preise, ohne dadurch Ausfuhr, und durch sie Verminderung der Einnahme, zu veranlassen, in der Herabsetzung oder dem Erlaß der Consumtions-Steuer.

Nehmen, der Scheffel Roggen gelte jetzt in den Marken, wie in Westphalen, = 1 Rthl.: so kostet dem Käufer in der Mark sein Brod für den Scheffel den Betrag der Consumtions-Steuer mehr. Beste die Regierung für ihrer Rechnung Korn aus Rußland herbeikommen, welches den Preis in den Marken auf 1 Rthl. 20 Gr. brächte, so würde Korn nach Westphalen ausgeführt werden, bis das Gleichgewicht der Preise herge-

*) Wenn z. B. in einem Orte, wo das Spinnen der Hauptbeschäftigung der thätigen Armen ist, die Direction eines Armenhauses dem Spinn-Räder anlegt, und die Fabrikanten das Korn wohlfeiler liefert, als sie es den Spinnern bisher bezahlten: so giebt sie den thätigen Spinnern den Anreiz auf das Armenhaus.

Beste wäre. Es ist klar, daß das Ausland in solchem Falle die Unterstützung theilt.

Erläßt aber die Regierung 2 Gr. für den Scheffel an der Consumtionssteuer, so gilt der Scheffel zu Berlin und in Westphalen vor wie nach 2 Nthl.; es ist keine Veranlassung zur Ausfuhr; der Berlinische Bürger aber ist sein Brot um 2 Gr. für den Scheffel wohlfeiler.

Wenn das eingehende Getreide einen Zoll von 1 Nthl. pro Wispel giebt, so ist der sicherste Weg, dem Wille das Getreide um 1 Nthl. wohlfeiler zu geben, nicht der, die Cammer direct zu einem Geschäfte für den Zweck anzulegen, sondern die Abgabe zu erlassen.

Nicht verwerflich, aber schon gefährlicher wegen der Versuchung zum Unterschleif, sind Prämien auf die Zufuhr.

Der das sicherste Mittel zur Verbesserung der Zufuhr ist Handelsfreiheit, und Schutz Derjenigen, welche ihr Vermögen an solche Unternehmungen wagen.

Wenden die Gewerbe- und Handelsreibenden durch poliziliche Anordnungen getrübt, sind sie den Ansätzen des Volkes ausgesetzt, tritt die Regierung nicht dem Haß gegen die Feuchthändler in den Weg, und gestattet oder nähert wohl gar durch öfenthliche Anordnungen und Urtheile das bestehende Verurtheil: so darf man sich, bei eintretender Noth, nicht wundern, wenn das Gewerbe in die Hände der schlechtesten Bürger geräth, und das Uebel wirklich ansteigt, welches vorher nur in der Einbildung existirte.

Von entscheidendem Nutzen endlich sind die Waag-

regeln, welche Verminderung der Consumption auf den bedürftigsten Stellen veranlassen. Verlegung des Willkürs kann in solchen Fällen oft sehr wirksam seyn, und sehr bedeutend wirkt in solcher Zeit die Reduction der Cavallerie. Was die Verlegung von Magazinen und die Öffnung derselben in Zeiten der Noth anbetrifft, so sind wir der Meinung, daß man die Beurtheilung dieser Maßregel im Allgemeinen von dem Urtheil über vorliegende Fälle sorgsam trennen muß.

In allen Fällen führt das Nachdenken und das Studium der Geschichte und bestehenden Staats-Verhältnisse zu gewissen Grundsätzen, welche man im Allgemeinen als richtig anerkennen muß. So bildet sich eine Theorie der Staatswirtschaft. Nichts ist nuschwerwerther, als daß der Staatswirth dieselbe richtig auffasse, beständig im Auge behalte, und mit Consequenz verfolge.

Nichts ist aber gefährlicher, als das Bestehende plötzlich umzuwandeln wollen, um das richtig Erkannte schnell an dessen Stelle zu setzen: ein solches Vorgehen ist revolutionär; und Revolutionen zerstören das Beste, ohne das Beste an dessen Stelle zu setzen. So ist die Handelsfreiheit ein schönes Ziel fortgesetzten Strebens; aber, weit entfernt, dadurch den Handel und das Gewerbe zu beleben, würde man das letztere tödten und dadurch dem ersten Stoff und Ziel rauben, wenn man in einem Staate der in Jahrhunderten seinen Bestand unter mannigfaltigen Beschränkungen bildete, auf Einen Schlag das entgegengesetzte System durchführen wollte.

Was den vorliegenden Fall, nämlich das Magazinewesen betrifft, so ist es im Allgemeinen wahr, daß freier Handel ein Land besser sichert, als Magazine; daß diese das Aufkommen eines dem Geschäfte gemachten Handelsstandes verhindern; daß die Regierung sich dadurch die unendlich schwer zu erfüllende Verbindlichkeit auflegt, das Bedürfniß des Landes zu kennen und zu decken; daß, da Magazine den Kornhandel verbedrohen, sie auch zerschend, also ungeheuer seyn müssen; daß der dazu nöthige Aufwand die Kraft der Regierung übersteigt; daß endlich die Versorgung auf diesem Wege dem Lande viel mehr kostet, als der Gewinn, welchen der Handelsstand machen mußte, wenn Er die Sorge übernahm. Im Allgemeinen glauben wir daher, es könnte der Grundsatz als feststehend betrachtet werden: „die Regierungen sollten keine Magazine halten.“

Wie steht aber die Frage, wenn noch kein dem Handelsbedürfniß angemessener Handelsstand besteht; wenn es dem Handelslande noch an dem nöthigen Capitale fehlt; wenn eine bedeutende stehende Armee für ihre Unterpfand sicher gestellt werden muß; wenn die ungeheuren Auslagen für Einrichtung von Magazinen gemacht sind, wenn Magazin-Vermaltungs-Verordnungen vorhanden sind, und unterhalten werden? — Erscheint es dann nicht als ein Fehlgreif, wenn alles Uebrige vorhanden ist, und nur das Fehlte in den Magazinen fehlt? So aber scheint und die Frage in Beziehung auf die alten Provinzen des Preussischen Staates gestellt werden zu müssen.

Und in diesem Falle will es uns dünken, als sey
 Fern. f. Deutschl. IX. Bd. 2. Hft. 3

der den Zeit-Verhältnissen angemessenste Weges der, die Magazine auf Deckung des Militär-Bedarfs zu bestreuen, aber sie für diesen Zweck mit ganzer Kraft zu benutzen.

Die jetzt zur Verpflegung des Militärs üblichen Lieferungs-Contrakte auf halbjährigen und jährigen Verpflegungs-Bedarf veranlassen zwar eine den Zeitumständen in Hinsicht der Preise angemessene wohlfeilere und besonders bequemere Verpflegung, als wenn die Regierung für eigene Rechnung kaufte; allein sie schließen alle Benutzung vortheilhafter Conjunctionen und alle Hülfskräfte für unglückliche Zeiten aus.

Wollte man die Contrakte auf eine Reihe von Jahren abschließen, so würde das Unternehmen eines Theils die Kräfte der größten Unternehmer übersteigen, andern Theils der Contract bei ausnehmend hohen oder niedrigen Preisen immer zum Nachtheil der Regierung ausfallen. Sind die Preise künftiger Jahre ausgezeichnet niedrig gegen die Contractual-Preise, so fällt der Gewinn dem Lieferanten zu; sind sie ungewöhnlich hoch, so wird nie ein Lieferant oder eine Association Vermögen genug besitzen, den Ausfall zu decken. Und wäre dies auch, so würde nie eine Regierung so streng sein, von ihrem Rechte bis zum gänzlichen Ruin des Lieferanten Gebrauch zu machen; thäte sie es, so wäre der erste Fall auch der letzte, und das Unternehmen wäre zu Ende.

Welche Verluste auch Magazine zur Verpflegung des Militärs treffen mögen, sie können sie den Soldaten aufwiegen, welcher durch Versorgung derselben in wohlfeilen Jahren gemacht werden kann.

Die Benutzung der Magazin-Bestände zur Versorgung der bürgerlichen Consumtion müßte ausgeschlossen seyn, so lange das Bedürfniß nicht so gebiend einträte, daß es jeden Vorzug, und jeden Widerstand der im Allgemeinen als richtig erkannten Idee vernichtete.

Nach dieser Abgrenzung gestatten wir uns auf den Satz unserer Einleitung zurückgekehrt, daß der Hauptgrund der jetzt vielfachen Erscheinung von Gewerbslosigkeit und Stockung des Handels gleichfalls seine Hauptveranlassung in dem unabweidlichen Naturreizniß schlechter Ernten hatte.

Je mehr Produkte die menschliche Thätigkeit durch Benutzung der Naturkräfte gewinnt, desto mehr Genüsse können sich die Völker gestatten; und wenn gleich reiche Quellen und niedrige Preise mitunter Veranlassung geben können, daß der Ueberhandtreibende in den Preisen nicht zu reichender Entschädigung für die in seinem Gewerbe angelegten Kapitale und Körperkräfte bezieht, und daß der geringere Arbeiter weniger angestrengt arbeitet, weil ihm ein geringeres Maß von Anstrengung das getriebene Auskommen sichert: so kann man doch im Ganzen annehmen, daß Ueberfluß der ersten Lebensbedürfnisse ein Wohl befinden der Völker herbeiführt, und ein Streben nach Genüssen des Wohllebens. Zu diesem Wohlleben sind, außer den Luxus-Artikeln, da die Mehr-Zahl des Volks sich immer sehr Vieles versagen muß, auch viele genüßlich zu den nothwendigen Bedürfnissen gerechnete Gegenstände zu zählen, z. B. die Getränke, das Fleisch, die Bekleidung, die Anschaffung von Hausgeräthen und selbst von Handwerktzeug.

Die Consumtion besteht die Production; und in Zeiten, wo sich Jeder im Uebersich viele Genüsse gestatten kann, entsteht ein Uebersich zu großer allgemeiner Thätigkeit: jedes Product findet seinen Abnehmer.

Das Gegentheil hiervon tritt in Zeiten des Mangels und der Theurung ein: die Consumtion wird in jeder Beziehung beschränkt, und eine Menge von Producten verlieren ihre Abnehmer.

Dies ist nun der Zeitpunkt der Gewerb- oder Erwerbslosigkeit, welcher allgemein, besonders aber auf diejenigen nachtheilig wirkt, deren Producte entbehrt sind.

Die Nothzahl der Bürger besteht in Zeiten der Theurung nicht ein vermehrtes, sondern ein vermindertes Einkommen; die ersten Lebensbedürfnisse nehmen in solcher Zeit einen ungewöhnlich großen Theil ihres Einkommens weg, und die nöthige Ersparniß wirt sich auf die oben erwähnten Gegenstände des Wohllebens, unter diesen aber vorzüglich auf die drei letzten, weil von diesen Jeder einen mehr oder minder ansehnlichen Vorrath hat, dessen Ergänzung sich zwar nicht vermeiden, aber doch verschieben läßt.

Die Beschränkung wirt sich also vorzüglich auf die Fabrikate, und ein allgemeiner Nothstand kann die Nachfrage nach diesen Gegenständen so sehr vermindern, daß es im Handel auf einmal erscheint, als bedürfte kein Mensch mehr eines Kleides, oder Schmucks, eines Weins, einer Säge u. s. w.

Einen solchen Zustand haben wir in diesen Jahren erlebt. Däringestalt wollen wir es seyn lassen, ob wir

die Erschöpfung genügend erklärte; gewiß ist es aber, daß das große Deutsche Publikum den Grund des Mangels an Absatz für seine Fabrikate nicht in der verminderten Nachfrage, sondern in der übermäßigen Concurrenz der Fabrikanten, namentlich in der Ueberschreitung mit englischen Waaren, gesucht hat.

Die Zeit wird lehren, ob die letztere Ansicht die richtige war: denn, ist dies der Fall, so wird das Uebel gütlich gehoben; ist aber unser Urtheil das richtige, so wird die während der Nothzeit Statt gefundene Aufzehrung des in jedem Handwerke vorhandenen Vorraths bald eine vermehrte Nachfrage nach Fabrikaten herbeiführen, und der Fabrikant wird die gute Zeit eintreten sehen, wo er wohlfeiles Bret, und Beschäftigung zugleich, findet.

Gewicht werden unsre Gründe für jeden Handwerker aus dem Mittelstande haben, welcher nachrechnen, wie viel weniger er in dem verfloßnen Jahr für Bekleidung u. s. w. ausgeben konnte und ausgegeben hat. Weil die Theuerung vorzüglich den Mittelstand zur Beschränkung zwang, so betraf auch die Erhöhung des Lebensbedarfes vorzüglich die Objecte seines Bedarfs.

Seine Lächer sind nicht im Preise gefallen, wohl aber die geringen; die elegantesten Baummöbelnpreise und Barocke haben ihre Abnehmer gefunden, während die wohlfeilen Catrone und die Leinwand des Abfahrs erhalten, u. s. w.

Wirgendes ist der Nothstand der Fabrik-Arbeiter größer gewesen, als in England, dem Lande, von wo aus, nach Ansicht der deutschen Journalisten, ein regel-

mäßiger Krieg zur Vernichtung unserer Industrie geführt wird. Wie erklärt man dies, wenn man voraussetzt, daß die Engländer alle Fabrikate des festen Landes verteidigen?! Dann müßte ihr Absatz groß gewesen seyn; — bei ihnen aber, deren Handelsmarkt die Welt ist, war die Noth am größten. Wie unsere Entwicklung der Veranlassung stimmt dagegen alles. Denn kaum liefert uns die Geschichte ein Beispiel eines so allgemeinen Mangels an den ersten Lebensbedürfnissen, und die Rückwirkung der darauf entstehenden Verschärfung des Kaufs von Fabrikaten außer das Land am stärksten treffen, welches den ausgedehnten Markt hatte. In England aber, wie bei uns, wird die eintretende bessere Zeit gewiß in Aemtern Handel und Gewerbe wiederkehren.

Wächst wir doch auf, unsere Noth durch den Kriegszustand im bürgerlichen, wie im Staatsleben, zu vermehren! Gegenseitige Dienstleistungen sind die Grundlagen des bürgerlichen Lebens, Handelsverbindungen die Grundlage des Staatslebens. Freiheit und Handelsfreiheit sey das Ziel unseres Strebens, und Aufklärung und Wohlstand werden der Lohn seyn.

Den 22ten September 1817.

. etc.

Idee einer Begräbnißstätte für Fürsten.

(Aus den Wünscheln des Fürstern von S)

„Immer mißfiel es mir, daß man die Herrscher eines Volkes und ihr Geschlecht in die Tiefe versenkt.“

„In hehrer freier Gegend, von allem Volke gesäumt, über das Leben emporragend, sey die Stätte, wo die Könige ruhen. Wederth sie Könige waren, die Iher, steht doch nie, leitet und bereint immensart die Wälder. Und daß es ein einzelnes Geschlecht giebt, durch welches, mit welchem die Iher mächtig wird; daß dieses Geschlecht sich mehr, als irgend ein anderes, mit blutverwandte, ein in sich geschlossen's Ganzes, mit Einn und derselben großen und reinen Gesinnung, mit einer Eher, die sie alle fördern, betrachten soll —: ich träufte nicht, wie dies besser ausgedrückt werden könnte, als durch ihre Begräbnißstätte.“

„Ein Wapenschild an allen Särgen spricht die Gemeinschaft aus; an dem Ahnherrn leuchtet es am höchsten. Sie stehen in der Mitte des hochgetheilten Saales, im Hintergrunde, am erhabesten. An den Enden, so wie sie entsprossen, steigen von ihnen die Nachkommen herab; die zuletzt verstorbenen stehen

am niedrigsten, und am nächsten, so wie wir ein-
treten.“

„Durch Vermählung sind immer neue Geschlechter
an das Haus gekommen; ihre Wapen deuten uns an,
wie das alte Stammesgemüth eine neue Farbe in sich
aufnahm; wie durch neue Familien-Verbindung das
Verhängniß der Väter sich in anderer Richtung wendete.“

„Werte von Gewicht, Einsprüche der nun Neben-
den, mancherlei Zeichen, offenbaren uns, über ihren
Hauptern in Marmorstein der Wand gegraben, wie
der Eingelne mit seiner That den Geist der Ahnen
fortpflanzte.“

„Die ganze Kuppel ist gemeißelt, wie der Baum selbst.
Ein volles freudiges Leben spiegelt sich an ihr herab,
folgt an ihr hinauf. Was nur Erhöhet da gedeihen
will, ist auf ihr versammelt.“

„Es würde die Idee vom Königsstern selbst durch
den Tod bleich; und was sind Königsstärke ohne diese
Idee!“

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

(Fortsetzung.)

XXV.

Theodosius der Zweite und Valentinian der Dritte.

Nach dem Tode des Jovianus war die Regierung des römischen Reiches in Gefahr, auf einen Usurpator überzugehen. Doch indem man diesen Ausdruck gebraucht, vermagt man die Zeiten. Usurpation in demjenigen Sinne des Wortes, den man den gegenwärtig üblichen nennen könnte, gab es im römischen Reiche nicht. Da nämlich diese Handlung nur da in einem Verbrechen gestempelt werden kann, wo es eine regelmäßige, d. h. durch feststehende Gesetze bestimmte, Thronfolge giebt, an eine solche aber in dem römischen Reiche nie gedacht wurde: so war Jeder gewissermaßen berechtigt, nach der Sublimität zu streben, und es kam bloß darauf an, wie viel Mühe er hatte, sich, wenn seine Bemühungen gelungen waren, in den Besitz des Thrones zu besetzen. Es fehlte Einrichtungen wa-

ren freilich nicht zum Vortheil der Gesellschaft, welche immer leidet, wenn das, was allein der Gesellschaft Stärkung zu geben vermag, einem ewigen Wechsel unterworfen ist; mehr aber läßt sich darüber nicht sagen; denn, wo der Kampf der Kraft mit der Kraft frei gegeben ist, da muß man nicht mehr verlangen, als was derselbe mit sich bringt.

Der Mann, welcher nach dem Tode des Honorius sich der Regierung bemächtigte, hieß Johannes. Er war in den letzten Zeiten Primicerius oder Geheimschreiber gewesen. Was ihm den Rath einflüßte, sich an die Spitze der Regierung zu stellen, ist unbekannt geblieben. Groß mochte der Drang der Umstände seyn: der größte Theil von Spanien und ein nicht unbedeutender Theil von Gallien war von dem römischen Reiche losgerissen, und von Pantheon aus droheten neue Gefahren. Unter solchen Umständen sich mit der Vermählung eines dem Untergange entgegenstehenden Reiches zu befaßen, setzt bei einem der Ueberlegung fähigen Manne ungemelne Eigenschaften voraus; auch sind die Geschichtsschreiber darin einverstanden, daß es dem Imperator Johannes nicht an solchen gefehlt habe. Italien unterwarf sich ihm mit derjenigen Willigkeit, welche eine lange Ernüchterung zur Gleichgültigkeit mit sich brachte. Mit dem Hofe von Constantinopel durfte Johannes fertig zu werden hoffen, da das oströmische Reich von dem Hunnen bedrohet war. Gleichwohl nahmen die Dinge eine Wendung, die man nicht hätte erwarten sollen, weil sie außerhalb jeder Berechnung lag; und wir sind genöthigt, nach Constantinopel zurückzukehren, um zu erfahren, wie Johannes gestürzt wurde.

Es ist oben bemerkt worden, wie die Einheit im oströmischen Reiche vorzüglich dadurch erhalten wurde, daß es dem Anthemius gelang, die Aristokratie zu beherrschen, welche nach dem Tode des Arcadius Alles zu verderben drohte. Anthemius war ein tugendhafter Mann, und die Schranken, innerhalb deren er sich, den Nachkommen des Arcadius gegenüber, hielt, beweisen, daß er keinen anderen Ehrgeiz hatte, als den, das Rechte zu thun. Unter seinem Schutze wuchs diese Familie heran. Aus der Ehe des letzten Imperators mit der schönen Eudoxia waren Ein Sohn und zwei Töchter entsprungen. Der Name des ersten war Theodosius; die Namen der letzteren Pulcheria, Arcadia und Maria. Von diesen Geschwistern war Pulcheria das älteste Kind, und auf sie war von dem Geiste ihrer Mutter so viel übergegangen, daß sie eine natürliche Herrschaft über ihren Bruder und ihre Schwestern ausübte. Der Thron von Constantinopel war freilich dem Theodosius bestimmt; doch entschied darüber mehr die Einsicht, als ein ausdrückliches Gesetz. Die Gleichgültigkeit gegen Alles, was Verfassung genannt werden kann, war im oströmischen Reiche wenigstens eben so groß, wie im weströmischen; und nachdem man sich einmal an die Unterthänigkeit eines Monarchen gewöhnt hatte, würde die Regierung einer Frau nichts Anstößiges gehabt haben. Pulcheria zog es indessen vor, lieber in ihres Bruders Namen, als in ihrem eigenen, zu regieren. Die ungemaine Schwäche, welche den Sohn des Arcadius auszeichnete, machte ihn zum Gegenstand einer bleibenden Verwandschaft; und diese übernahm Pulcheria von dem

Augenblick an, wo ihr Bruder in Folge seines Alters regierungsfähig geworden war. Um ihren Versuch durchzuführen, weihte sie sich dem Celibate; und um ihn mit desto größerer Sicherheit durchzuführen, betrat sie ihre Schwestern, zu demselben Schritte. Im Angesichte des Klauf und des Volles brachen die drei Töchter des Arcadius ihre Jungfräulichkeit in der großen Kirche von Constantinopel der Weltlichkeit dar; und, um dem feierlichen Gelübde Wirklichkeit zu geben, wurde das selbe auf ein goldenes mit Edelsteinen eingefasetes Täfelchen niedergeschrieben, und hierauf in der Kirche selbst aufbewahrt. Die ganze Ceremonie hatte ausstreitig keinen andern Zweck, als die Männer zu verdrängen, welche sich, ohne dieselbe, als Vetter der Prinzessinnen, in die Regierung gemischt und den schwachen Theodosius verunklart haben würden. Auf eine eigenthümliche Weise hatte also Pulcheria die Rolle des ersten Eumachen bei ihrem Vater übernommen. Der Palast, in welchem die drei Schwestern wohnten, wurde zu ein Kloster umgeschaffen, und gewissenhaft vermieden die Bewohnnerinnen desselben den Umgang mit Männern, welche im Alter nicht so weit vorgebracht waren, daß sie für Prüge gelten konnten; in Verbindung mit mehreren andern Mönchen verschiedenen Standes, bildeten sie eine religiöse Gemeinde, welche sich den strengsten Regeln unterwarf und ihre Zeit zwischen Arbeit und Gebet theilte. Mit dieser Beschäftigung verhielt es sich übrigens, wie mit so vielen andern, welche den Zweck hatten, der Unvollkommenheit organischer Geseze abzuheifen: sie lehrte, was sie konnte, und ihre wahre Be-

stimmung wurde erst nach dem Tode des Theodosius offenbar, wo Pulcheria, um wieder der Herrschaft entsagen, noch ihr Gelübde brechen zu dürfen, sich zwar mit dem Marcian vermaählte, doch so, daß er nur dem Namen nach ihr Gemahl wurde. Die unangenehmen Erfahrungen, welche man während der Regierung des Arcadius mit dem Eusebium-System gemacht hatte, gaben unferntig die erste Veranlassung zu diesem ganz neuen System, bei welchem, wie es scheint, keine Rücksicht darauf genommen war, daß das Verhältniß der Pulcheria zu dem Bruder, als ein rein persönlisches, nicht von einer Dauer seyn konnte, die sich über das Leben beider hinaus erstreckte.

Die Geschichtschreiber sagen: Pulcheria habe ihren Bruder in der Kunst zu regieren unterrichtet. Dies würde unglaublich seyn, wenn sie sich nicht zugleich über die Gegenstände dieser seltsamen Unterweisung ausgelassen hätten. Sie bestand darin, daß sie ihm lehrte, wie er stehen, gehen und sitzen müsse, um als Kaiser zu erscheinen; ferner, wie er sich des Lachens enthalten, mit Herabsetzung jubeln, in allgemeinen Ausdrücken antworten und bald eine ernste bald eine gefällige Miene annehmen müsse, um unter allen Umständen seine Würde zu behaupten. Es war also dahin gekommen, daß das königliche Geschäft sich in die letzte Repräsentation aufgelöst hatte; und da für dieselbe kaum noch etwas mehr erforderlich ist, als eine menschliche Gestalt, so konnte allerdings ein junges Mädchen von sechzehn Jahren der Lehrer eines oströmischen Monarchen werden; denn der ganze Unterricht bestand nur in Effetei, die eben so leicht zu lernen, als zu lernen ist.

Indem Pulcheria ihren Bruder auf diese Weise bearbeitete, mußte es zu einer besondern Aufgabe für sie werden: ob sie demselben eine Vermählung gestatten sollte oder nicht. Sie war sehr geneigt, die Sache hinzuhalten; doch Theodosius hatte kaum ein Alter von sechszig Jahren in vollendeter Unterwerfung unter die Zucht seiner Schwester erreicht, als das Schicksal auf eine so überraschende Weise in's Mittel trat, daß Pulcheria, auch gegen ihren Willen, in ihrer Strenge nachlassen mußte. In dem Hofe von Constantinopel erschien ein Mädchen aus Athen, um sich über die Thatigkeit ihrer Brüder zu beklagen. Sie war die Tochter des Philosophen Proklus, der seine ganze Sorgfalt auf die Ausbildung ihres Bruders verwendete, aber, in der Voraussetzung, daß es ihr nicht an einem Manne fehlen würde, seine beiden Söhne in seinem Testament begünstigt hatte. Die junge Athenerin beschwerte sich nicht über ihren Vater, wohl aber über ihre Brüder, die ihr geringes Erbtheil an sich genommen hatten, um es für sich selbst zu benutzen. Indem sich nun die Tochter des Proklus zu den Füßen der allvermögenden Pulcheria warf und mit hinreißender Bittsamkeit um Gerechtigkeit flehte, fühlte sich die Kaiserin so ergriffen, daß sie plötzlich ihrer strengen Grundzüge aufgab. Hier war Schönheit und Talent im reichsten Maße vereinigt; neben beiden aber standen Armuth und Abhängigkeit, und dies waren gerade die Eigenschaften, welche die Gemahlin ihres Bruders besitzen mußte, wenn Pulcheria sich entschließen sollte, ihn eine Heirath zu gestatten. Sobald sie nun mit sich selbst darüber einig war,

daß die schone und geistreiche Aethenerin die Frau des Theodosius werden sollte, machte sie diesem eine solche Schilderung von den Reizen ihres Schützlinge, daß er begierig werden mußte, sie zu sehen und kennen zu lernen. Verborgen hinter einem Vorhang in dem Zimmer seiner Schwester, genoß er den Anblick ihrer Schönheit; und so stark war der Eindruck, den diese auf ihn machte, daß er unmittelbar darauf seine tugendhafte Liebe erklärte. Die Vermählung geschah mit allgemeinem Beifall, sowohl der Hauptstadt als der Provinzen.

Born erfragte die Aethenerin dem Heidensthum, worin sie aufgewachsen war. In der Laufe erhielt sie den Namen Eudocia. Der Titel einer Augusta wurde ihr nicht eher beigelegt, als bis sie ihre Fruchtbarkeit durch die Geburt einer Tochter bewiesen hatte. Als Augusta hieß sie ihre Verdienste nach Constantinepel; doch nicht, um ihnen den Vorzug zu machen, sondern um sie zu Consulen und Präfecten zu erheben. Allen Neigungen getreu, beschäftigte sie sich auch im Palaste mit den schönen Künsten; nur daß sie ihre Talente auf Gegenstände richtete, die denselben nicht bedurften: denn in einer metrischen Umschreibung gab sie die ersten acht Bücher des alten Testaments und die Prophezeiungen des Daniel und Esdras zu rück. Die Jüngung des Theodosius wurde weder durch den Witz noch durch die Zeit verringert. Da aber ein männlicher Thronerbe, der Gegenstand des allgemeinen Wunschens, ausblieb: so wurde, sey es aus Rücksicht auf gegen den Aberglauben der Zeit, oder auf den Rath der Aerzte, eine Reise nach Jerusalem unternommen. So fand, damit

melbst nach der Verheirathung von Eudocia's Tochter an den weströmischen Imperator, zwischen beiden Gatten die erste Trennung statt. Als die schöne Eudocia nach Constantinepel zurückkam, brachte sie die Ketten des heil. Petrus, den rechten Arm des heil. Stephanus und ein edelst Bildniß der Jungfrau Maria, von dem heil. Lukas selbst gemalt, zurück; aber die vielen Huldigungen, welche ihr auf der Reise zu Theil geworden waren, hatten ihr ein Selbstgefühl gegeben, wodurch sie die Pacheria beleidigte. Nicht lange darauf entstand ein Streit um den Vorrang, der den ganzen Hof theilte, nur daß Theodosius seiner Schwester mit gleicher Ehrenbeziehung anhing. Gerade dieser Umstand gab den Ausschlag zu Pacheria's Vortheil. Die Hinrichtung des *Magister officiorum*, Paulianus, und die Verbannung des prätorischen Präfecten, Egnat, überzeugten das Publikum, daß die Eunst der Eudocia nicht ausreiche, ihre Freunde zu beschützen; und die allgemeine Schändlichkeit des Paulianus bestärkte in dem Verdacht, daß er dem Imperator in der Liebe seiner Gemahlin Abbruch gethan habe. Ein besserer Verstand würde die Langweiligkeit und Schläfrigkeit des Theodosius gewarnt seyn. Wie es sich auch damit verhalten mochte: Eudocia's Verhältnisse am Hofe von Constantinepel waren so verderbt, daß sie nur um die Erlaubniß bitten konnte, sich zurückziehen zu dürfen. Sie verließ dieselbe in einem Alter von etwa 30 Jahren, und lebte von nun an in großer Zurückgezogenheit zu Jerusalem, wo sie im Umgange mit Mönchen und Nonnen ein Alter von 67 Jahren erreichte.

Während sich der Hof von Constantinepel in die-

freisessenden Germanen bewegte, erschien, bald nach der Verheirathung des Theodosius mit der schönen Aethen-
 rin, Placidia, die Gemahlin des westgothischen Königs
 Atholphus, an denselben, um einen Schutz zu finden,
 den ihr der Hof von Ravenna nicht länger gewährte.
 Ungern hatte sich die Tochter des großen Theodosius zur
 zweiten Ehe entschlossen; doch da sie in dem Zeitraum
 von wenigen Jahren durch ihr Verhältniß mit dem Ge-
 neral Constantius zweimal Mutter geworden war, so
 hatte sie sich mit ihrem Schicksal versöhnt, und war
 seitdem nur darauf bedacht gewesen, sich selbst und ih-
 ren Kindern die Aufsicht auf den weströmischen Thron
 zu erhalten. Ihrem Gemüthe verstande der Gene-
 ral den Titel eines Augustus und die Ehre, der Regie-
 rungs-Geschäfte des weströmischen Imperators zu seyn.
 Doch überließ er diese Auszeichnung nur sieben Mo-
 nate. Sein Tod vernichtete auf eine sehr begrabliche
 Weise die Gewalt der Placidia, die von jetzt an zu dem
 Honorius in dasselbe Verhältniß trat, worin Pulcheria
 zu dem Theodosius stand. Durch den Willen des
 Honorius verhaft, wurde sie so lange verfolgt, bis ge-
 wisse Unanständigkeiten ihres kaiserlichen Bruders, die
 auf Blutschande hindeuteten, den Vorwand zu ihrer
 Entferrnung gaben. Der Hof von Constantinopel, des-
 sen Seele Pulcheria war, nahm sie gütig auf, nur daß
 der Witwe des Constantius der Titel einer Augusta
 verweigert wurde, weil, man weiß nicht aus wel-
 chem Grunde, die Statuen ihres letzten Gemahls von
 dem östlichen Hofe nicht waren bewilligt worden. Placi-
 dia und Pulcheria waren zwei Frauen, die einander leicht

verstanden; und es ist zu glauben, daß die Erstere in Folge ihres Alters und ihrer Erfahrungen, eine Autokratie suchte, welcher die Letztere nicht widerstehen konnte. Als nun wenige Monate nach der Ankunft der Placidia in den Ringmauern von Constantinopel die Nachricht von dem Tode des Honorius und von der Thronbesteigung des Johannes anlangte, waren beide Frauen so sehr darüber eing, daß man Alles aufbieten müsse, den Usurpator zu entfernen; und dies gelang auf eine verhängnißvolle Weise.

Ardehurius und Aspar, Vater und Sohn, wurden beauftragt, den Johannes an der Spitze eines Heeres vom Theos zu werfen, und der Plan war, daß, während der Vater sich mit dem Fußvolk einschiffte und in der Nähe von Ravenna landete, der Sohn die Reiterei längs der adriatischen Küste nach Italien führen und in dem entscheidenden Augenblicke zu dem Vater stoßen sollte. Dieser Plan scheiterte, in so fern ein Sturm die Flotte zerstreute und Ardehurius mit der Mannschaft von zwei Galeren in die Hände des Johannes gerieth. Aspar erhielt diese Nachricht, als er, noch einem schnellen Marsche, so eben in Aquileja angekommen war. Ungetrüb, was er thun sollte, vertheilte er zu Aquileja; sobald sein Vater ihm aber hatte sagen lassen, daß nicht Alles verloren sey, und daß er sich nur den Thoren von Ravenna nähern möchte, setzte er sich von Neuem in Bewegung, und kam zu einer Zeit an, wo Ardehurius die Verschwörung gegen den Johannes, wodurch er seine Freiheit wieder zu gewinnen hoffte, zu Stande gebracht hatte. Die Thore von Ravenna waren

den den Kometen den größten, und Johannes, der, von diesem Augenblick an, ohne alle Vertheidigung war, geriet in die Hände der Eroberer. Ihr Verfahren entsprach dem Geiste einer Zeit, wo die Habsenkönige sich nur durch den Gebrauch der grausamsten Mittel behaupten konnten. Erst ließ man dem vorgehenden Usurpator die rechte Hand ab; dann führte man ihn auf einem Esel in den Straßen von Ravenna umher, damit er allgemein verlacht werden möchte; zuletzt schleppte man ihn nach Aquileja, wo man ihm den Kopf abschlug. Als die Nachricht von diesem Siege nach Constantinopel kam, unterbrach Theodosius das Pferderennen, bei welchem er zugegen war, und führte sein Volk, unter Befingung eines Psalmes, aus dem Hippodrom in die Kirche, wo der Kopf des Tages unter dankbarer Andacht gebracht wurde. So sehr entsprach der Geist des Christenthums in diesen Zeiten den organischen Gesetzen des Reiches, daß die verkehrte Menschlichkeit für Niemand ein Gegenstand des Anstoßes war.

Es hing ungerecht von dem Theodosius ab, ob er das westliche Römer-Reich mit dem östlichen wieder vereinigen wollte; allein er begnügte sich mit der Abtretung des westlichen Asiens, und gab alles, was noch nicht von den Barbaren erobert war, an seinen Neffen Valentinian, den Sohn der Placidia, zurück. Dieser stand in einem Alter von sechs Jahren, als er die Regierung des westlichen Römer-Reiches antrat. In Constantinopel hatte er den Titel eines Nobilissimus geführt. Nach der Eroberung von Italien erst zu dem Range eines Cäsars, und dann zu der Würde eines Ka-

grüßte erhoben, ging er in Begleitung seiner Mutter nach Kereana ab. Placidia, Pacheria und Eudocia waren darin übereingekommen, daß er sich mit der Tochter des Theodosius vermählen sollte, sobald Beide das Alter der Mannbarkeit erreicht haben würden; und diese Vermählung reute in der Folge wirklich vollzogen. Die sanftere Valentinian bewirkte für den Augenblick, daß das weströmische Reich eben so regiert werden mußte, wie das oströmische. Das Kassianische haben verschwindet, wenn man ermägt, wie nothwendig die Vermählung des weiblichen Geschlechts in Regierungsangelegenheiten da wird, wo das Uebergewicht des männlichen nicht durch weise Gesetze beschützt ist, für deren Aufrechterhaltung die Kraft besonnener Institutionen freisetzt. Einen längeren Zeitraum kam es nur darauf an, die höchste Macht gegen die Angriffe zu sichern, welchen sie durch die Eifersucht von Gleichberechtigten ausgesetzt war; kaum aber war dies durch die Einführung der Eunuchen gelungen, als die Zurückgezogenheit in den Palästen eine Ausartung bewirkte, welche den, der in der Maschine die erste Feder sein sollte, zu einer Kraftlosigkeit herabdrückte, die ihn zu jedem ernstlichen Geschäft gleich unfähig machte. So kamen die weiblichen Regierungen zum Vorschein.

Da im westlichen Römer-Reiche die Mutter selbst der Vormund des minderjährigen Imperators war: so bedurfte es nicht jener künstlichen Vorrichtungen, welche im Osten den Theos auf ein Reckenstüßer gestellt hatten. Placidia's Vormundschaft dauerte volle fünf und zwanzig Jahre, d. h. so lange sie selbst lebte. Die Ro-

gierung Salentinland aber war doch wohl nicht glücklich. Das erste wichtige Ereigniß derselben war der Verlust der afrikanischen Provinzen; und man ist darüber einverstanden, daß derselbe nur der Schwachgläubigkeit zugeschrieben werden kann, womit Placidia dem Einflüsterungen eines Mannes folgte, der kein Vertrauen verdiente, wiewohl er hienüber durch die Enschlossenheit, womit er dem Aetila entgegentrat, sein Vergehen wieder gut machte. Wo Weiter regieren, da streuten Männer um den Vorrang. Aus dem Schiffeuch, welches die Verwaltung des Honorius veranlaßt hatte, waren zwei Soldaten gereißet worden, die man als die beiden letzten Römer betrachten kann. Dieß waren die Generäle Bonifacius und Aetius. Beide hatten, während der sogenannten Usurpation des Johannes, eine ganz verschiedene Rolle gespielt: Jener, dem vom Theodosius abstammenden Kaiser-Geschlecht getreu, als Feind des Johannes; Dieser als Anhänger desselben in einem so hohen Grade, daß er seine Verbindung mit den Hunnen brauchte, um ihn eine Macht von 60,000 Mann zu führen, die glücklich Weise erst in dem Augenblicke anlangte, wo der vermeintliche Usurpator sein Leben eingebüßt hatte. Weil Aetius furchtbarer war, so hielt es der Hof mehr mit ihm; und so konnte es ihm nicht schwer werden, dem Bonifacius Verdächtniß zu machen und die Placidia gegen ihn einzunehmen. Auf der andern Seite warnte der Betrüger den Bonifacius, vor der Hintertück des Hofes. Sobald er es nun dahin gebracht hatte, daß das Mißtrauen gegenseitig geworden war, erfolgte von Seiten der Placidia eine

Aufforderung an den Bonifacius, Afrika zu verlassen und nach Ravenna zu kommen; und da Bonifacius Bedenken trug, dieser Aufforderung zu gehorchen: so blieb nichts anderes übrig, als ihn in dem Rechte eines Rebellen zu betrachten, dem der Krieg erklärt werden mußte. Ohne Vertheidigungsmittel, wie Bonifacius war, suchte und fand er Beistand in dem Hofsührer der in Spanien zurückgebliebenen Vandalen; sein Name war Gundrich. Der Zufall aber wollte, daß dieser in eben der Zeit starb, wo er nach Afrika abzureisen gedachte, und daß seine Verrichte auf seinen nachelichen Bruder Geserich übergingen. Dieser Ausstand entschied über das Schicksal der afrikanischen Küste. Sechzigtausend Mann stark ging Geserich über den Meeressarm, welcher Spanien von Afrika trennt; und da ihm Bonifacius nichts entgegen setzen konnte, so betrug er sich als Erheber. Das Mißverständniß zwischen dem Hofe von Ravenna und dem Bonifacius wurde allzu spät ausgemittelt. In mehreren Treffen geschlagen, zog sich Bonifacius nach Hippo Regius (dem gegenwärtigen Bone) zurück, und vertheidigte diese Feststadt vierzehn Monate hindurch gegen die Angriffe Geserichs. Von Constantinopel aus unterstützt, wagte er eine neue Schlacht; als er aber auch diese verlor, ging er nach Ravenna zurück. Es versprachen noch acht Jahre, ehe Geserich in den Besitz von Carthago kam; sobald er aber die wieder aufgeblühte Hauptstadt der afrikanischen Welt erobert hatte, stand er als Oberkönig da, und vertheidigte sich, als solcher, eben so sehr durch seine Klugheit, als durch seine Tapferkeit. Bonifacius fand bald nach

seiner Ankunft in Havenna seinen Tod in einem Duellkampf mit dem Vicius, welcher von jetzt an die einzige Stütze der Placidia war.

Nach dem Verlust der afrikanischen Küste war das weströmische Römer-Reich auf Italien und auf diejenigen Theile von Gallien und Spanien beschränkt, welche unzerstört geblieben waren. Zwischen den Häfen von Narbonne und Constaninopel gab es noch einen Schrein von freundschaftlichem Verkehr; doch ging die Hauptstärke auf die Selbsterhaltung, und diese brachte es mit sich, daß Jeder des Andern in den Zeiten der Besatz vergaß, und sich glücklich schloß, für sich selbst versichert geblieben zu seyn. Völlig aufgegeben war die Idee der Reichs-Einheit; denn zwischen dem Theodosius und seinem Vetter Valentinian bestand ein besonderer Vertrag, nach welchem alle künftigen Besätze nur innerhalb des Wirkungsbereichs eines Jeden gültig seyn sollten *). Der Unterkauf, die Schleichheit, die Unklarheit der beiden Imperatoren wirkten das Uebrige, um eine gänzliche Auflösung herbeizuführen; und so sehr hatten die auf

*) Man lese, um sich davon zu überzeugen, die erste Biographie des Theodosius, nehmlich er im Jahre 438 bei Theodosianische Hochzeit beistellte und mittheilte. Bis dahin waren die Völker für seine Macht verbunden gewesen, und nur das stetige Nachsehen war durch das Judenthum verheerend worden. Im Jahre von beiderseitiger Mariage-Theodosius beistellt, mochte die Jahre viel auch im Meinen seyn, wo sie sich in den Städten Syrien und Galatien zahlreich niedergelassen hatten. Doch wurde das Verbot durch ein kaiserliches Edikt nach Belgien, als dem weströmischen Reich nachtheilig. Vgl. die Geschichte des Cod. Theodos. lib. XL. c. 1. l. 123.

bloße Repräsentation herrschenden Hof-Formen entwerft, daß nicht mehr daran gedacht wurde, den Imperator an der Spitze des Heeres erscheinen zu sehen. Das Uebergewicht der Barbaren-Welt war also nur allzu sehr entschieden; und die einzige Rettung des Römer-Reiches in seiner Seitenantheit und Zerschüttelung beruhte darauf, daß es für jene Welt einen längeren Zeitraum keinen gemeinschaftlichen Mittelpunkt gab, von welchem ein umfassender Angriff hätte ausgehen können. Sobald dieser sich gefunden hätte, mußte das Römer-Reich bis an den äußersten Rand des Abgrundes geführt werden, in welchen es zu stürzen bestimmt war. Man nannte Attila die Geißel Gottes. Einen solchen Ausdruck vertheidigt nur der Geist des Jahrhunderts, in welchem der König der Hunnen seine Rolle spielte. Dem Bewußtsein der eigenen Schwäche suchte man dadurch zu entfliehen; denn Attila war nur stark, weil seine Gegner die Schwäche selbst waren.

Es würde angehend seyn, wenn man genau angeben könnte, durch welche Mittel sich Attila zum Mittelpunkt der Barbaren-Welt gemacht habe. Vor seiner Zeit waren die Hunnen freilich von der Wolga bis zur Donau vorgekrochen; allein sie hatten, wie zahlreich sie auch seyn mochten, auf dieser langen Bahn einen bedeutenden Theil ihrer Seelen eingebracht, theils durch die Zerstörung ihrer Ansichten, theils durch die einzelnen Niederlagen, welche eine ganz natürliche Folge davon waren. Scheinen möchte es, als habe sich ihrer Kraft dadurch gesammelt, daß Pannonien ihnen förmlich abgetreten wurde für die Dienste, welche sie dem Imperator

ter Johanness hatten lassen wollen. Ihr König war in dieser Zeit Rost oder Ruglad. Nach seinem Tode kam die Herrschaft an Anila und Bleda, seine Wesen. Bleda schied aus, weil er dem Gemüth Anila's nicht gewachsen war. Dieser, um seine Macht zu verstärken, richtete seine Blicke vorzüglich auf Deutschland; und von welcher Beschaffenheit auch der gesellschaftliche Zustand in diesem Lande seyn mochte: so kann man doch mit großer Sicherheit annehmen, daß die Vertheilung nicht geringer war, als in späteren Zeiten bis auf den heutigen Tag. Anila fand daher in Deutschland alle die Vertheile, welche einem Staats-Herr der neuern Zeit zu Theil werden, was er war. Auch die Mittel, durch welche er sich die deutsche Kraft aneignete, waren unstreitig dieselben, welche Napoleon gebrauchte. In der Geschichte ist von dem Widerstande die Rede, welche die Wajaren ihm leisteten. Als dieser Widerstand überwunden war — und wie leicht konnte er mit Hilfe deutscher Macht bahn überwunden werden! — waltete Anila mit gleicher Allgewalt in Thüringen, dessen Grenzen sich bis zur Donau erstreckten, im Lande der Franken, das seine innere Einrichtungen von ihm annahm, und dem Lande der Burgunder, welche von einem seiner Stellvertreter beinahe gänzlich zerstört wurden. Selbst auf der skandinavischen Gathinsel herrschte er. Nach Osten hin ist es schwer, die Grenzen seiner Gewalt zu bestimmen; doch ist es ausgemacht, daß sein Imperium bis an die Ufer der Wolga reichte, und daß seine Abgesandten am christlichen Hofe unterhandelten. Die Gepiden und Ostgothen betrachteten ihn als ihren Kaiser, und Arde-

rich, ein König der ersten, und Basamir, ein König der letzten, befanden sich in seinem Besitze. Unter gewissen Umständen wird einem Manne von Charakter Muth nicht, und gerade die Festigkeit des Entschlusses ist es, was ihm eine allgemeine Anerkennung verschafft; denn der größte Theil der Menschen ist so angefaßt, daß er das Befehl empfangen muß. Amila galt für einen Zauberer; dies ist man aber immer, wenn man Eigenschaften besitzt, die von der Mehrzahl nicht erreicht werden können. Der König der Hunnen hatte im Aeußern die auffallendste Ähnlichkeit mit einem Vaskuthen der gegenwärtigen Zeit: einem starken Kopf, eine schwärzliche Gesichtsfarbe, kleine tiefliegende Augen, eine platte Nase, wenig Barthaar, breite Schultern und einen starken Knochenbau, in welchem viel Unterhänlichkeit möglich war. Seine Sprache war entscheidend und seine Augen zeigten, als ob er wünschte, den Schreibern zu bemerken, den seine Worte einfließen. Dem Muth nicht verschlossen, war er nur dann unerbittlich, wenn es die Ausführung von Entwürfen galt, die er als notwendige Mittel für seine Zwecke betrachtete. Er liebte den Krieg; und während desselben galten seine Worte für Befehle, denen sich niemand entziehen durfte. In Friedenszeiten groß er die Geraden der Tafel und des Ausgangs; und dann vertrat er selbst den Ehrensitz seiner Vertrauten. Zwischen der Donau, der Elbe und den karpathischen Gebirgen, sehr wahrscheinlich in der Nähe von Agra oder von Tolay, lag seine Burg: ein großes Dorf, in welchem das heilige Haus des Königs das Hauptgebäude war. Hier lebte er, umgeben von

Gefolgen aus allen Völkerschaften, in einer Gasse, die sehr deutlich zeigte, bis zu welchem Grade er sich die europäische und die asiatische Welt tributbar gemacht hatte, und welchen Vorzug das Eisen in der Hand des Tapfern vor dem Golde hat.

Die Politik der Eroberer ist zu allen Zeiten dieselbe gewesen: ohne Sinn für Gegenseitigkeit, bestimmten sie die Bedingungen, unter welchen sie Frieden gewähren wollten; und wenn man in ihre Forderung einging, so betrachteten sie diese Nachgiebigkeit nur als einen Beweis von Schwäche, wodurch sie berechtigt waren, die Forderungen immer noch höher zu spannen. Unabtreibar nach dem Tode des Augustus setzte Vitell den Tribut, welchen sein Vorgänger von dem Hofe zu Constaninopel erhalten hatte, von 350 Pf. Goldes, auf 700 Pf., und dabei machte er solche Nebenbedingungen, daß, wenn die Regierung des oströmischen Reiches noch irgend ein Gefühl für Ehre und Schande gehabt hätte, der Krieg auf der Stelle zum Ausbruch gekommen seyn würde. Theodosius ließ sich Alles gefallen, ohne daran zu denken, daß er den Tod des Unbesiegblichen führte, der freilich für einen, nur in seinem Palast oder im Circus lebenden Imperator eine Lächerlichkeit war. Es gelang Vitell's Zeit, seine Macht in Germanien und Syrien zu verstärken; und als er über ein Heer von hunderttausend entschlossenen Kriegern besaß, da erlaubte selbst die Größe desselben nicht, dem eingegangenen Tractat getreu zu bleiben. Eine Kleinigkeit führte den Krieg herbei. Als man am Hofe zu Constaninopel die Unvernünftigkeit desselben begriff,

machten freilich die Truppen von allen Seiten zusammen
gegränzt; doch weil kein Mann von Ansehen und Cha-
rakter an die Spitze derselben trat, so ließ sich der Aus-
gang dieses Kampfes vorher bestimmen. Die beiden er-
sten Schlachten wurden in den weiten Ebenen zwischen
der Donau und dem Rhodanus geliefert: sie waren blutig,
doch war die Niederlage der Römer nicht so entscheidend,
daß sie aufhörten hätten, ein Heer zu seyn. Diese gegen
sich nach der theodischen Ehrensache gericht; und hier
wurde die dritte Schlacht geliefert, welche dem östli-
chen Römer-Reiche ein Ende gemacht haben würde,
wenn es durch die Lage der Hauptstadt weniger beschützt
gewesen wäre. Mit Feuer und Schwert hatte Anila,
ganz in dem Geiste eines Anführers von Hircaniden,
von Margus ausgehend, Singidunum, Singidunum, Na-
taria, Marcianopolis, Naissus, Serdica und mehrere
andere minder bedeutende Städte jenseit; jetzt verheerte
er die Provinzen Thracien und Moesien so, daß
nur Städte wie Thessalonika, Petalika und Hadrianop-
ol verschont blieben. Selbst in Constantinopel gitterte
man, nicht sowohl, weil die Mauern dieser Hauptstadt
durch ein Erdbeben gelitten hatten und erst seit Kurzem
wieder hergestellt waren, als weil der allgemeine Volksg-
laube sich laut für den Untergang des Reiches erklärte
und alle Kräfte Mähren. Aufstizig, Constantinopel zu er-
obern, und nur auf Sicherheit für eine unermessliche
Beute bedacht, gemäthete Anila die Bitte des Theodosius
um Frieden. Seine Bedingungen aber waren die eines
Eroberers. Er verlangte: die Abtretung eines Territo-
riums, welches sich längs des südlichen Ufers der Do-

nen von Singidunum oder Belgrad bis nach Rebi in der Diöcese von Thracia erstreckte; 2) einen jährlichen Tribut von zweitausend ein hundert Pf. Goldes; 3) sechstaufend Pf. Goldes als Ersatz für aufgewendete Kriegskosten; 4) die Entlassung aller Kriegsgefangenen, den Kopf zu jeder Goldstücken, und 5) die unvergeltliche Zurückgabe aller künftigen Hebräischer. Theodosius nahm diese Bedingungen an, ohne sie weder auf der Stelle, noch überhaupt, erfüllen zu können. Mit Mühe wurden die sechstaufend Pf. Goldes bezahlt, welche zur Bezahlung der Kriegskosten dienen sollten. Die Erfüllung der übrigen Friedensbedingungen war der Gegenstand mehrerer Verhandlungen von beiden Seiten. In Constantinopel wurden Entwürfe zur Verpfändung Anila's gemacht, welchen der schwache Theodosius seinen Vorfall gab; als aber diese Entwürfe schicksallos, weil Der, durch welchen sie ausgeführt werden sollten, eines Verraths an Anila unfähig war: so hatte der Imperator des Osten die Kränkung, aus dem Munde von Anila's Gefandten ihren Vorwurf zu hören, der seitdem nie vergessen worden ist. „Theodosius — sagt Esas — ist der Sohn eines brüthigen und hocherzogenen Vaters. Auch Anila ist aus solchem Geschlechte hervorgegangen. Aber, während Anila durch seine Thaten die von seinem Vater Maximus angeborne Würde behauptet, hat Theodosius die väterliche Ehre verfehrt und sich dadurch zu einem Sklaven herabgewürdigt, daß er Tribut entrichtet. Er sollte daher billig einen Mann ehren, welchen Glück und Verdienste über ihn gestellt haben, anstatt sich, gleich einem geistlosen Sklaven, ihm

lich gegen das Leben seines Herrn zu verschandeln.“ Der Sohn des Artabius, dessen Ohr nie eine solche Sprache vernommen, erwiderte und jütete bei diesen Worten. Als Antioch's Befehl den Kopf des Heilings-Ermorders, welcher Urheber dieses Entwurfs gewesen war, forderten: hatte Jener weder den Muth, in diese Forderung zu willigen, noch dieselbe durchzuführen. Drei vermehrte Staatsbeamten, Komitus und Anacletus, wurden an den Antioch abgesendet, um seinen Zorn zu mäßigen. Der König der Hunnen riet ihnen bis zum Ufer des Danubius entgegen; und obwohl seine Wonne anfangs süßer und herrlicher war, so gab er doch allmählig nach, versich dem Imperator und dem Verschwornen, setzte eine große Zahl von Kriegsgefangenen in Freiheit, überließ die Gläubigen und Ueberläufer ihrem Schicksal, und gab jenes Territorium im Süden der Donau auf, nachdem es völlig aufgegeben war. Freilich that er dies Alles nicht, ohne bedeutende Entschädigung. Der neue Tractat wurde durch eine Summe erkauf, welche ausgereichte haben würde, einen nachtheiligen Krieg zu führen, und die unglücklichen Unterthanen des Theodosius sahen sich gezwungen, durch harte Abgaben das Leben eines Königs zu erkaufen, den sie lieber auf dem Blutgerüste gesehen hätten.

Theodosius starb bald nach diesem Besitze. Auf einem Spaziergange in der Umgebung von Constantinopel vom Pferde abgeworfen, beschuldigte er sich an Nadelgrat, und verschied zwei Tage darauf im fünfzigsten Jahre seines Alters und im drei und vierzigsten seiner regierenden Regierung. Seine Schwester Pulcheria, die diesen ganz

zu Zeiträum, so weit es der Einfluß der Verschütteten gestattete, an seiner Stelle regiert hatte, wurde eifrig für Beherrschung des Oken ausgerufen; und so erhielt die Römer zum ersten Mal eine werthliche Regierung in besser Form. Pulcheria's erste Handlung war, den Cananen Chrysaphius vor den Thoren der Stadt, ohne Recht und Urtheilspruch, hinhängen zu lassen, sey es um sich seines großen Vermögens zu bemächtigen, sey es um erlittene Kerkensungen zu rächen. Die Ungunst, worin die Verschütteten bei dem Volke standen, gab diesem Verfahren den Anschein von Gerechtigkeit, trotzdem es in sich selbst nur tyrannisch war. Unmittelbar darauf richtete sie ihre Hand dem Senator Marcian: einem Sechsigjährigen, von welchem die Voraussetzung galt, daß er Pulcheria's Keuschheits-Schilde nicht erschüttern werde. Als Gemahl der Kaiserin (was man diesen Ausdruck gebrauchen darf) wurde er mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet. Seine Jugend war unter großen Anstrengungen verfloßen. In Thronen geboren und zum Waffenhandwerk erzogen, hatte er neunzehn Jahre unter Theodosius und Honor in Persien, Italien und Afrika gedient, ehe er sich zum Range eines Tribunen und Senators erheben konnte. Die Nachtheile einer feilen Verwaltung hatte er kennen und verabscheuen gelernt; die Gleichgültigkeit, welche geborne Fürstenthume, wenn sie unter dem Einflusse eines verdorbenen Hofes erzogen werden sind, gegen Tugend und Tugend zu haben pflegen, war ihm fremd; seine Zeit aber bedurfte einer größern Sorge, als die Erblichkeit zu gestalten pflegt.

Durch den Tod des Theodosius war das Verhältniß des oströmischen Reiches zu dem Hunnen-Staat aufs Wesentlichste verändert. Marcian's größter Vortheil bestand darin, daß Attila seine Invasion nicht wiederholen konnte, ohne sein Heer in die größte Gefahr zu bringen, und dies rühete daher, daß nur die großen Städte übrig geblieben waren, daß es folglich nur einem Eingusse für eine neue Operation, aber nicht mehr eine Grundlage für dieselbe gab. Diesen Vortheil mit dem Scharfsinn eines alten Kriegers in's Auge fassend, veränderte Marcian die Sprache; denn als der Hunnen-König, mit der allen Eroberern eigenthümlichen Unerschämtheit, seine Forderungen geltend machte, antwortete Marcian: „von einem Tribut könnte nicht länger die Rede seyn. Er werde zwar nicht unterlassen, die neue Freundschaft von Verbindeten zu befehlen; wenn aber noch mehr verlangt werden sollte, so würde er zeigen, daß er ein Heer besitze, um ungewachte Angriffe abzuwehren.“ Diese Antwort, sowohl am Hofe von Constantinopel als in dem Lager des Hunnen-Königs selbst ertheilt, konnte nicht verschlen, einen Anstoß zur Besatzung zu bringen, in welchem, bei aller Barbarei, die ihm durch seine Verhältnisse aufgedrungen wurde, etwas viel gesunde Vernunft war, als daß er im Stillen nicht über die hindische Furcht des Theodosius hätte lachen sollen. Seiner einmal übernommenen Rolle getreu, nahm er die Miene an, als verachte er die von ihm so oft überwandenen Römer des Ostens; aber die mit einem neuen Feldzuge nach Constantinopel verbundenen Nachtheile nicht verkennend, gab er den Osten auf, und wendete seine Politik gegen den Westen.

Hier trat Aetius der einzige Mann, welcher ihm Widerstand leisten konnte; und alles, was bisher von dem Aetius ausgegangen war, kündigte an, daß dieser Widerstand nicht schwach seyn würde. Nach dem Tode des Bonifacius hatte sich dieser an Hülfskräfte ausgeschöpfte Staatsmann in das Lager der Hunnen begeben, um die Mittel zu gewinnen, durch welche er den Kaiser Valentinian III. gebieten konnte; und seine Wiedererscheinung an der Spitze von sechs tausend Barbaren hatte bewirkt, daß Placidia sich selbst, ihrem Sohn und das ganze westliche Römer-Reich in die Hände des Unausprechlichen gegeben hatte. Zu dem Range eines Praetors erhoben, und dreimal hintereinander mit dem Consulat bekleidet, nahm Aetius den Titel eines Feldmarschalls oder *magister utriusque militiae* an, und als solcher gebot er über die ganze Kriegsmacht des Westens, so viel davon noch übrig war. Während der Hof in Ravenna saß, befand Aetius sich da, wo seine Gegenwart am nöthwendigsten war: gewöhnlich in Gallien, weil hier die Verhältnisse durch die Nähe der Vespethen im Süden, der Franken im Norden, und der Burgundier im Osten am schwierigsten waren. Durch ein Wort von Aetius beschloß er alles, und so rasch war seine Thätigkeit, daß sie selbst die Bewunderung seiner Gegner fand, welche sich Ein Mal über das andere in ihrem Entwerfen von ihm geirrt sahen. Mäßig, abgehärtet, raschen Entschlusses und überall das Ausführende von seinem Begreiften schneid und scharf abfondernd, war er ganz dazu gemacht, den sinkenden Staat prompte Hülfe dadurch

anzubringen, wie es sich zu zeigen

emporkommen. Er verhielte, während dieses Zeitraums, die Gothen an der Eroberung von Aries, wodurch der Gegenstand ihres Ehrgeizes geworfen war; er schlug die Burgundier, welche beinahe gleichzeitig in die belgischen Provinzen eingebrungen waren; er nöthigte den Brautbräutigam Eledion zum Umkehren, als dieser von dem Rhetor-Mörser nach den Ufern der Somme verdrängt. Gegen den König der Vandalen in Afrika und gegen den der Hunnen in Pannonien, trieb er eine Politik zu, nämlich, trotz aller Veranlassungen zur Feindschaft zu vermeiden. Mit jenem schloß er einen Tractat; mit diesem versuchte er so, daß seine Forderungen halb erfüllt, halb vermieden wurden. Zwar zahlte er Tribut, weil er dem ungleichen Kampf auszuweichen wünschte; zwar ging er so weit, daß er seinen Sohn Carpilus zur Geißel gab; doch wußte er ein Verhältniß, welches dem Bruche in jedem Augenblicke gleich nahe war, so lange zu halten, bis Aetius, von dem Verdrüßlichen seines eignen Reichthums gedrängt, sich nicht länger täuschen lassen konnte; denn der Grund zu der Erhebung des Bösen lag bei weitem weniger in der Eigenschämlichkeit des Hunnen-Königs, als in der Besessenseheit der Herrschaft, die er über barbarische Völker ausübte: einer Herrschaft, die ihre Fortdauer nur durch den Krieg gewinnen konnte, weil dieser das einzige Mittel zur Erhaltung der Einheit war. Große Heere können am wenigsten in barbarischen Staaten unterhalten werden, weil die Barbarei die Armut in sich schließt; und selbst dennoch große Heere in ihnen existiren, so bleibt nichts Andern übrig, als ihnen durch Raub und Plünderung ein Daseyn zu verschaffen.

Während die meisten Ursachen von Invasionen, Kriegen nie zur Sprache gebracht werden, weil man sich schämt, in dem Lichte eines Vandalen zu erscheinen, werden bisweilen die schiefsten Vermuthungen geltend gemacht; und dies geschah auch von Aetila, als er die Eroberung des westlichen Römisch-Reiches unternahm.

Bei diesen Vermuthungen nun müssen wir einige Augenblicke verweilen, um in ihrer Richtigkeit die ungewöhliche Schwäche zu zeigen, zu welcher das Volk im Westen herabgesunken war.

Nach dem Tode des Franken-Königs Clodion entstand unter seinen Edleuten ein Streit über die Nachfolge; doch sind die näheren Ursachen dieses Streites unbekannt geblieben. Da der Thron bei den Franken erblich war, so muß man annehmen, daß der Gegenstand des heftigen Zwistes nur Habgier und Eindrücken des Vaters waren, als welche nach gleichen Theilen vererbt wurden. Wie es sich auch damit verhalten mochte: der jüngste Sohn Clodions, Namens Marobaud, wendete sich nach Italien, und fand bei dem Hofe von Ravenna den gesuchten Schutz. Von Valentinian dem Dritten zum Verbündeten angenommen, von dem Patricier Aetius adoptirt und mit reichen Geschenken entlassen, kehrte er in sein Geburtsland zurück. Inzwischen hatte sein älterer Bruder, dessen Namen die Geschichte verschweigt, sich an den Aetila gewendet und bei diesem denselben Schutz gefunden. Es handelte sich zwischen den beiden Brüdern offenbar um Etwas, das nur durch das Herkommen oder die Gesetze der Franken-Genossen entschieden werden konnte;

doch ohne Hierauf Rücksicht zu nehmen, schätzte Attila sich glücklich, einen Verbündeten gefunden zu haben, welcher den Übergang über den Rhein erleichterte und die beschlossene Eroberung Galliens rechtfertigte.

Ein zweiter Vorwand war die gewaltsame Bereubung der Prinzessin Honoria, auf deren Besitz Attila Anspruch machte. Hiemit verhielt es sich, wie folgt. Attila lebte, wie alle Barbaren-Könige, in der Vielweiberei; und in seinem hölzernen Palaste gab es eine besondere Abteilung, welche, ausschließlich von seinen Weibern bewohnt, der Harem des Hunnen-Königs hätte genannt werden können. Attila war also um nichts weniger verlegen, als um eine Gemahlin; und es würde es ihm eingefallen seyn, sich um die Hand einer römischen Fürstentochter zu bewerben, hätte Honoria ihm die Ehre nicht freiwillig antzogen lassen. Honoria war die Tochter des Constantius und der Placidia, folglich die Schwester des Valentinian. Die Eifersuchtswache ihres Bruders ließ befürchten, daß, wenn sie jemals die Frau eines wackeren Mannes würde, die Einheit der Regierung gefährdet werden könnte. Um nun einen solchen Unfall zu vermeiden, kannte man kein besseres Mittel, als der Fürstentochter einen Rang zu geben, der sie über alle Bemerkung erhebe. Dem gemäß erhielt sie den Titel einer Auguste, und mit demselben lebte sie in dem Palaste zu Ravenna in aller Unschuld, bis sie eine Tochter erreichte, wozu ihr Huz wurde, wie viel sie einem leeren Thron aufgesperrt hatte. In einem Alter von sechzehn Jahren der Macht ihrer Befehle erlingend, warf sie sich in die Arme des Kämmerlings Egrinus, und als die

Folgen dieser verbotenen Liebe nicht länger verheimlicht werden konnten, hatte sie das grausame Schicksal, von ihrer Mutter nach Constantinopel gesendet zu werden, wo sie im Umgang mit den Schwestern des Theodosius eine unfruchtbare Tugend lernen sollte, die von ihr verabscheuet wurde. Vierzehn Jahre blieb die unglückliche Hürkenstochter in dem von Pulchrien gestifteten Kloster unter Jungfrauen, welche durch Gebete, Fasten und Nachwachern nach einer Krone strebten, die sie in den Armen des Eugenius für immer verloren hatte. Dies geschah zu eben der Zeit, wo Amila den Hof von Constantinopel durch Krieg oder Unterhandlungen ängstigte. Bequelt durch süße Erinnerungen, gemartert von der langen Wile des Klosterlebens, gekränkt von einem unheilbaren Verlangen nach Nähe, gerieth Honoria auf den verzweiflungsvollen Gedanken, sich dem Hunnen-König, der sie allein besorgen konnte, zur Gemahlin antragen zu lassen. Ein treuer Eunuch übernahm diese kühne Aufgabe, indem er dem Amila einen Ring und einen Brief überreichte, worin Honoria ihn beschwor, sie als rechtmäßige Gattin zu fordern, mit welcher er heimlich verlobt worden. Der Antrag wurde mit Mitleid und Verachtung zurückgewiesen; doch blieb der Ring in den Händen des Hunnen-Königs zurück. Nicht ohne zu klammerte sich Amila des ganzen Vorgangs, als bis sein Entschluß, zur Erhebung des westlichen Römischen Reiches zu schreiben, reif geworden war. Er forderte jetzt Honorien als seine rechtmäßige Gemahlin von dem Hofe zu Ravenna; doch nur in der Voraussetzung, daß seine Forderung unerfüllt bleiben würde. Und hierin hatte

er sich nicht geirrt. Die abschlägige Antwort, die er erhielt, war fest, doch gemäßigt: das Recht einer weltlichen Nachfolge wurde gelugnet; und außerdem wurden die unauf löblichen Klosterbände den Forderungen des Human-Königs entgegengesetzt. Jetzt erst scheinen die Höfe von Constantinopel und Materna der Verbindung, worin die weltlich gekrönte Honoria mit dem entschlossenen Krieger ihrer Zeit stand, inne geworden zu seyn. Neue Leiden für Honorien waren die Folgen dieser großen Entdeckung. Zwar schonte man ihres Lebens; zwar vernichtete man sie sogar mit einem Manne niedrigen Standes, damit sie ihre Begierden stillen möchte; doch, nachdem man sie von Constantinopel nach Italien zurückgeschendet hatte, war man grausam genug, sie für den Rest ihres Lebens in einen Kerker einzuschließen, um sie zur Neue ihrer Vergehungen zu bringen, die ihr fremd geblieben wären, wenn sie sich in den Jahren ihrer Unschuld nicht hätte gefallen lassen müssen, das Opfer ihres schwachmüthigen Deuters zu seyn.

Es verhielt es sich mit Amila's Vornehmen. Während er noch unterhandelte, bewegten sich seine Hahnen von der Donau nach dem Rhein. Ueber die Stärke seines Heeres läßt sich nur in so fern urtheilen, als man weiß, daß es die Stärke von ganz Germanien und Cyprien war. Die Franken schlossen sich an ihn an, als er den Punkt erreicht hatte, wo der Neckar sich in den Rhein ergießt. Ueber den Rhein wurde eine Brücke von Fellen geschlagen, zu welcher man das Holz aus der Nähe nahm. Besetzt sah Gallien diesem Schauspiel zu. Diese Besetzung vermehrte sich, als das feindliche

Hier das linke Rheinufer betrat und in Besännung der
Sölden seinen Rath und seine Befürsorge zugleich an
den Tag legte. Von Schwanz war nicht die Rede,
wohl aber von gründlicher Zerstörung. Es wurden meh-
rere bedeutende Städte Galliens vernichtet, unter wel-
chen die Geschichte vorzüglich Metz und Torgres nennt.
Von dem Rhein und der Mosel drang Aliso in das
Innere Galliens ein, ging bei Metz über die Seine,
und schlug sein Lager im Angesicht von Orleans auf,
welches er nehmen wollte, ehe er die Loire überschreiten
konnte.

Gerade in dieser verhängnißvollen Zeit starb Pla-
cidia, und ihr Tod rief an Hofe Valentinian des Drit-
ten eine Faction ins Leben, die, indem sie dem Verzicht
das Schicksal Euliches's bereute, den Untergang des
westlichen Röm. Reiches nur beschleunigen konnte. Mit
Mühe entging der Patricier den ihm drohenden Ge-
fahren dadurch, daß er sich mit so viel Truppen, als
sich auf der italienischen Halbinsel zusammenbringen lie-
ßen, jenseits der Alpen begab. Kaum aber war er in
Italien angelangt, als er die unangenehme Nachricht er-
hielt, daß die Westgothen im südlichen Gallien einschloß-
en wären, den gemeinschaftlichen Feind auf ihrem Grund
und Boden zu erwarten. Wenn irgend etwas unter
den einmal vorhandenen Umständen zur Verzeisung
werden konnte, so war es diese Vertheilung. Doch Ma-
rius ließ auch jetzt den Muth nicht sinken; und dem
Senator Theod. welchen er unterzüglich nach Toulouse,
der Hauptstadt des westgotischen Königreichs, sendete,
gelang es, den alten Theodoric, einen Sohn Marids,

durch die Vorstellung zu gewinnen, daß die Hunnen ihn eben so aus Gallien vertrieben würden, wie sie seine Vorfahren aus den Ländern jenseit der Donau vertrieben hätten. Ohne Zögerung brach Theodorich mit seinen beiden ältesten Söhnen, Theodmund und Theodorich, auf; und das Beispiel der Gothen riß alle die Völkerschaften fort, welche durch Uebnahme von Kriegesdiensten einen blühenden Wohlstand in Gallien gefunden hatten: die Väter, die Bewohner von Annun, die Bretonen, die Sachsen, die Burgundier, die Carnaten oder Alanen, die Ripuarier und jene Franken, welche sich zu den Fahnen des Merobaud gesammelt hatten. Ganz unterworfen also gewann Belius ein Heer, welches er dem Amila mit Erfolg entgegenstellen konnte.

Der Hunnen-König war gerade mit der Eroberung von Orleans beschäftigt, und bereits durch die Vorposten in die Stadt selbst eingedrungen, als die Nachricht von einem Anzuge der Verbündeten ihn zu einem Rückzug nach Campanen (dem gegenwärtigen Champagne) bewog, wo er in großen Eilenen durch seine Reiterei den Anschlag zu gehen hoffen durfte. Verfolgt von dem Vertrauen der Verbündeten, erachtete er die Umgehung von Orleans nicht ohne bedeutenden Verlust; und da sein Heer aus Völkerschaften zusammengesetzt war, welche wenig einander kannten, so ist wohl zu glauben, daß einzelne Theile desselben, die auf unbesonnenen Wegen und im Dunkel der Nacht zusammentrafen, sich unter einander ermordet haben. Die catalanischen Gefilde, welche Amila zum Kriegsschauplatz

erschloß hatte, waren so eben, daß eine unbedeutende Anhöhe, welche das Lager der Hunnen beherrschte, der Organstand eines heftigen Kampfes wurde, worin der tapfere Theodmund obfiel. Der Hunnen-König hatte Mühe, den erschütterten Muth seiner Hülftschafften aufzurichten, welches er zuletzt nur dadurch bewirkte, daß er Joden, der seinem Beispiele nicht folgen würde, mit unvermeidlichem Tode bedrohte. Wirst nun, was wir von der entscheidenden Schlacht bei Chalon mit einiger Sicherheit wissen, läßt darauf hinaus: daß Atilla seine tapferen und getreuen Hunnen in die Mitte, und die seiner Herrschaft unterworfenen Völker (die Rugier, die Heruler, die Thüringer, die Franken, die Burgundier und Ostgothen) auf die beiden Flügel stellte; daß er selbst den Mittelpunkt, der König der Gepiden, Ardarich, den linken, und die drei tapferen Brüder, welche über die Ostgothen herrschten, den rechten Flügel besetzten; daß, den Hunnen gegenüber, im Mittelpunkt des verbündeten Heeres, die Slaven mit ihrem Könige Bangabaz standen, während Belud den linken, der König der Westgothen den rechten Flügel anführte, und Theodmund jene Höhen besetzt hielt, von welchen aus er dem sächsisch-germanischen Heere in die Seite und den Rücken drohen konnte; daß, als es zu einem heftigen Gefechte gekommen war, die Hunnen den Mittelpunkt der Verbündeten sprangen und durch eine rasche Wendung ihre ganze Kraft gegen die Westgothen richteten; daß in diesem Kampfe der König der Westgothen sein Leben einbüßte und seine Schaaren in Unordnung gerieten; und daß Theodmund sich in diesem Augenblicke den

Spannen entgegenwarf, seine Landolente zum Vorhen brachte, und, weil Atilla's Mittelpunkt von den beiden Flügeln getrennt war, eine so furchtbare Niederlage in denselben errichtete, daß nur ein Rückzug übrig blieb.

Die Summe der in dieser Schlacht Verbliebenen wird auf hundert und zwanzig tausend Mann angegeben. Nur die Nacht trennte die Kämpfenden. Thorismund, von seinem jugendlichen Muthe hingegriffen, wollte noch einen nächtlichen Ueberfall versuchen, gerieth aber in die Scythische Wagenburg, und würde hier seinen Untergang gefunden haben, hätte ihn nicht seine Gemandtheit und der Verstand seines Gefolges gerettet. So ungewiß war der Ausgang der Schlacht, daß Attila den auf der Ebene gestreuten Scythen und Germanen, indem sie den linken Flügel stießen, lieber anwich, als sie bekämpfte. Atilla blieb mehrere Tage hinter seinen Vertheilungen stehen, als wünschte er von neuem angegriffen zu werden; da aber dieser Angriff nicht erfolgte, so zog er sich über den Rhein zurück. Nur die Schaar des Merodach folgten ihm, nicht, um ihn zu bekämpfen — denn dazu war er noch sehr stark — sondern, um ihn zu beobachten. Er ging auf denselben Wege zurück, auf welchem er gekommen war, und wenn so wenig geschah, um ihn zu vernichten, so lag der Grund daran in der Politik des Attila, der, Theils um sich seiner nothwendig zu machen, Theils um die Feinde, mit welchen er umgehen war, im Zaume zu halten, die Furcht vor dessen Macht nicht ungern sah. Ihm war es für den Augenblick genug, Gellen gerettet zu haben.

Die Niederlage, welche der Hunnen-König in den

catalanischen Gefilden gelitten hatte, konnte für die Verhältnisse, wenn er zu den germanischen Völkern kam, nicht ohne Folgen bleiben; und obgleich die Schriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts darüber nichts bemerken, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß der Abfall von ihm nicht gering war. Denn dieses lag in der Natur des Unterthänigkeitsverhältnisses, das er errungen hatte. Ein Eroberer muß in gleicher Rücksichtbarkeit dastehen, wenn er Gehorsam finden will; und die Erfahrung hat nur allzu oft gelehrt, daß der Verlust einer einzigen Schlacht hinreicht, ihn von dem Gipfel seiner Größe herabzuführen.

Zwar hatten überlegende Gründe den Willa bestimmt, Gallien aufzugeben; doch dem Schweden zu entsagen, den sein Name bis dahin eingestrichelt hatte, schien ihm nicht nöthig. Welchen Theil seiner Kraft er auf den catalanischen Gefilden auch einzubringen haben mochte, so war doch der Verlust der Verbündeten nicht geringer gewesen; und gerade dieser Verlust gewährte ihm die Hoffnung, daß er im nächsten Feldzuge nicht dergleichen Schwierigkeiten werde zu bekämpfen haben. Er erneuerte also im nächsten Frühlinge seine Anträge auf die Person und das Erbe Honorio's; und da diese noch einmal verwerfen wurden, so ging er mit seinen Scharen über die Alpen, und belagerte Aquileja, welches, von dem Heere besetzt, kräftigen Widerstand zu leisten versprach. Die Ungrifflichkeit seiner Pläne konnte ihn von einem solchen Unternehmen nicht abschrecken; denn war er den vielen Gefangenen, über welche er zu gebieten hatte, schlicht es nicht an Soldaten, welche ihn in

dem Gebrauch der Witter, der beweglichen Thürme und seiner Maschinen, durch welche man Steine, Pfeile und Feuer schraubete, zu unterrichten, zugleich die Kräfte und den guten Willen hatten. Indeß leisteten die Bewohner dieser Feststadt einen Widerstand, auf welchen nicht gerechnet war; und schon war noch eine vergeblichen Anstrengung von drei Monaten der Käckyas angedrohet, als Anila, indem er die Vertheidigungswerke von Aquileja noch einmal im Augenschein nahm, einen Storch mit seinen Jungen das Nest verlassen und dem Felde zusiegen sah. Mochte dies für ihn selbst eine glückliche Vorbedeutung seyn, oder nicht: genug, er machte es dazu; und, dem Nach seiner Humen und Gothen noch einmal aufzanzend, erreichte er dies Mal seinen Zweck so vollkommen, daß spätere Geschlechter kaum die Trümmer der vernichteten Stadt entdecken konnten. Indem der Hunnen-König nach dieser schrecklichen Züchtigung tapferer Krieger seine Bahn verfolgte, wurden die Soldat Altimus, Concordia und Padua in Aschenhausen verwandelt; und auch Vicenza, Verona und Bergamo vermochten es nicht, der Nord- und Teute-Lust der Hunnen und Gothen zu widerstehen. Mailand und Parma erkaufen ihr Daseyn durch Aufopferung ihrer Reichthümer, und es ist nichts weniger, als unwahrscheinlich, daß Anila seine Verheerungen über die ganze gegenwärtige Lombardie erstreckte. Da die Vandalen Gallien sich gewogen hatten, Italien Verstand zu lassen, in den Bewohnern dieser Halbinsel selbst aber aller Sinn für Waffencruhen abgestorben war: so vermochte Veritas nicht, dem Anila etwas entgegen zu stellen,

was die Wahrscheinlichkeit eines Sieges in sich schloß. Wirklich war er niemals größer, als in dieser verhängnisvollen Zeit; denn so gering auch die Macht war, die er ins Feld führen konnte: so warf er sich doch mit derselben den Gothen und Hunnen entgegen, so oft es mit Erfolg geschehen konnte; und mehr als einmal gelang es ihm, Aetila'n in seinem Laufe zu hemmen. In Italien war die Belagerung so allgemein, daß Valentinian das feste Ravenna verließ, und sich nach Rom begab, um die Halbinsel in dem Augenblick zu verlassen, wo sich die Gefahr seiner Person nähern möchte. Lange war man ungewiß, was geschehen müsse, bis endlich die Noth den Entschluß eingab, eine Gesandtschaft an den Hunnen-König zu schicken, um seinen Zorn zu besänftigen. Der Consul Valens, sein College Tregetius und der Bischof Leo, welcher wegen seiner Bemühungen um die Beseitigung der Nothgeplündrigkeit und Kirchensuche den Beinamen des Großen führt, übernahmen das gefährliche Geschäft. Sie wurden in Aetila's Zelt eingeführt, als er sein Lager bei der Mündung des Tivris in den Tiberius aufgeschlagen hatte, und die kypthische Meiserei auf den Landstößen eines Virgil und Catullus haufte. Was den Hunnen-König bewog, ihre Vorschläge mit Besonnenheit und Güte aufzunehmen — wessen es nicht die werthevollste Beute war, die seine Truppen gemacht hatten — läßt sich nicht bestimmen; denn daß das ehrenwürdige Ansehen des großen Leo ihn beschlagnahmte, ist schwerlich mehr, als eine von den vielen Fabeln, wodurch die römische Kirche sich Verdienste beimißt, welche zu erwerben das süßste Jahr-

hundert noch nicht der rechte Zeitpunkt war. Zufrieden mit der Ausstattung der Prinzessin Honoria, versprach Attila, Italien auf der Stelle zu verlassen; und die Pünktlichkeit, womit er Wort hielt, bezeichnet den klugen Eroberer, der, nachdem er seinen Hauptzweck erreicht hat, Erholung gönnt, damit er von neuem erobern könne.

Diese Verheerung Italiens durch den Hunnen-König brachte eine Wirkung hervor, welche bis auf unsere Zeiten fortgedauert hat; nämlich die erste Entstehung der Republik Venedig, welche, während des Mittelalters, den Geist des Handels und der Erwerbsamkeit in Europa weckte, und so der Dampfkraft des Feudalismus ein Ende machte. Venedig war schon in früherer Zeit ein Landstrich genannt worden, der sich von den Bergen Pannoniens bis an die Adria, und von dem Po bis zu den rhodischen und julischen Alpen erstreckte. Nicht weniger als fünfzig blühende Städte, unter welchen Aquileja die vornehmste war, zeichneten diesen Landstrich vor dem Einbruch der Barbaren aus. Als nun das Schwert des Hunnen-Königs diese Welt zerstörte, entflohen eine Anzahl von Familien nach jenen kleinen Inseln, welche sich seit unendlichen Zeiten in dem adriatischen Meerbuchsen gebildet hatten. Es kostete Mühe, ihr Leben zu retten, und Fische und Salz waren einen längeren Zeitraum die einzigen Gegenstände ihres Erwerbs; aber Gemeinschaft machte ihnen eine Lebensweise lieb, in welcher sie den politischen Sclaven untermischt blieben. Nicht mit Unrecht vergleicht Cassiodorus, ein Schriftsteller des sechsten Jahrhunderts, sie mit Was-

Freiheiten, welche ihr Recht auf die Wästen gebauet haben. Ein Volk, dessen Wohnungen halb dem Wasser und halb dem Lande angehören, muß in kurzer Zeit mit den Elementen gleich vertraut werden; auch währte es nicht lange, bis die Bewohner dieser kleinen Inseln von der Befriedigung mehr Bedürfnisse zum Genuß einer gewissen Wohlhabenheit erhoben. Ihre völlige Unabhängigkeit ist mehr als zweifelhaft, da der Minister Theodorich sie, stetig Jahre nach ihrer ersten Niederlassung, zu Dienstleistungen auffoederte; indess war die Einrichtung ihres Gemeinwesens unstreitig ihnen selbst überlassen. Diese war ursprünglich so einfach, als ihr Gesellschaftszustand; und wenn eine alte Sage Glauben verdient, so waren zwölf Tribunen oder Richter, auf den zwölf Haupt-Inseln vertheilt, die einzige unmittelbare Obrigkeit, deren sie sich rühmen konnten. Aus diesem höchst schlichten Anfange ging also eine der abschließlichsten Verfassungen hervor, welche Europa jemals kennen gelernt hat: eine Verfassung voll Echarfsinn, in welcher man dem autimonarchischen Element nur dadurch das Uebergewicht gab, daß man es an die strengsten Gesetze band. Wie man aber auch über die reichthümliche Republik Venedig urtheilen möge: immer ist so viel ausgemacht, daß sie zur Entwicklung der europäischen Staaten viele Jahrhunderte hindurch beigetragen hat, und daß, so wie die Bildungsgeschichte von Frankreich, Italien und Deutschland einmal vor uns liegt, der Inhalt derselben sich ohne die Veränderungen des Hancor-Königs, und die merkwürdigen Folgen derselben in der Entstehung eines neuen Staates, der sich

durch seine eigenthümliche Beschaffenheit zur Unabhängigkeit erhebt, nicht vollständig begriffen werden kann.

Attila, welcher Italien unter Androhung einer baldigen Rückkehr verließ, wenn man ihm die schöne Honoria nicht ausliefern würde, vernachlässigte nach seiner Zurückkunft in Pannonien die Zahl seiner Weiber durch die reichende Jldice. Auf die Hochzeitsfeier folgte das Beilager; als aber am folgenden Morgen der Hunnenkönig nicht zum Vorschein kam und die Ungetreue seiner Diener endlich die Thür seines Schlafzimmers sprengte: da fand man die schöne Jldice klagend am Bette sitzend, den König selbst aber todt. Ein Blutsturz hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Er wurde zur Erde bestattet; und, nachdem die Gefangenen, welche das Grab gegessen, niedergesehen waren, schmauseten die Barbaren über demselben. Attila's Reich ging mit ihm unter: sein Charakter hatte es geschaffen, und eben deswegen war es kein Wunder, wenn es nicht ohne ihn fortdauern konnte. Seine vornehmsten Verräther pasten sich um die Euterdneid von Germanien und Scythien, wie über gemeine Habschaft; und in einem blutigen Kampf an den Ufern des Neid in Pannonien, in welchem Elak, der Herr von Attila's Söhnen, sein Leben einbüßte, wurde die Zerstückelung entschieden. Zwar behauptete sich Dregisch, sein Bruder, noch fünfzehn Jahre hindurch an den Ufern der Donau; aber der heilige Palast Attila's ward der Mittelpunkt eines neuen Reiches, welches, von Ardenich, König der Gepiden, gegründet, sich von den Karpathen bis zum Donau-Einfluss erstreckte, während die pannonischen Eroberungen

den Wien bis nach Etrurien in die Hände der Ostgothen geriet. So eingeschlossen und nach und nach auf seine Begrabung beschränkt, fasste Dengisch den verzweiflungsvollen Entschluß, in das östliche Römer-Reich einzubringen; aber er fiel in der nächsten Schlacht, und sein Kopf wurde zu Constantinopel im Hippodromus aufgestellt. Die Ueberbleibsel des Hunnen-Herzogs führte Jenum, Attila's jüngster Sohn, nach Scythien zurück, ohne die Ahnung seines Vaters zu verhehlen, daß er seinen Namen verewigen werde. Neue Barbaren-Schärmere, theils von Sibirien, theils von den nördlichsten Gegenden des Osten aufgezogen, verschlangen die schwachen Ueberreste der Hunnen, und wurden unter der Benennung „Awaren“ ihre Nachfolger in Pannonien.

So endigte Attila und seine Herrschaft. Das Römer-Reich würde sich von den Anstrengungen, in welche es durch die Erscheunng der Hunnen war gezwungen worden, leicht erholt haben, wenn es den Keim des Todes nicht in sich selbst getragen hätte: einen Keim, der sich von Tage zu Tage nur mehr entwickeln konnte. Das Verhängnißvolle in den Schicksalen der Reiche läßt sich eben so wenig leugnen, als das Verhängnißvolle in den Schicksalen einzelner Menschen; und wenn irgend etwas im Stande ist, das Daseyn einer höheren Ordnung zu beweisen: so ist es die Unvernünftlichkeit der Begebenheiten; nur, daß diese uns unaussprechlich anweisen muß, die Gesetze kennen zu lernen, nach welchen sie erfolgen. Ohne diese Kenntniß wird alles Zufall und blindes Geschick, und der Mensch verliert das Recht, sich selbst zu bestimmen, d. h. vernünftig zu seyn.

Vetius überlebte seinen furchtbaren Gegner nicht um ein volles Jahr. Durch den Tod seiner Mutter in Griefe gesetzt, wollte Valentinian der Welt zeigen, wozu sein Verzug vor seinem Vorgänger besche. Es fehlte ihm wahrlich nicht an Eidenhoffentlichkeit; aber er war weit entfernt, zu wissen, daß diese an und für sich nur den Tyrannen, nicht den Regenten, hilft. Der Mann, der die Republik gestürzt hatte und das Schicksal der Staatsfeinde war, hätte von ihm vorgebet werden sollen. Statt dessen haßte Valentinian den Vetius, als Den, der ihn verdunkelte. Dazu kam der Verdacht, daß der Patricier damit umgehe, ihn aus dem Wege zu räumen: ein Verdacht, der seinen Grund theils in dem Vermögen, theils in dem Hafs des Vetius hatte. Hierin durch die Eingiftungen des Eunuken Herodas befestigt, dachte Valentinian nur auf eine gütliche Veranlassung, sich des Ueberläufigen zu entledigen. Und diese fand sich sehr bald.

Valentinus, der Sohn des Vetius, war seit Jahren mit der einzigen Tochter Valentinian's verlobt und dadurch über den Rang eines Unterhans erhoben worden; und die Zeit, wo diese Heirath vollzogen werden konnte, war da. Indem man Vetius, im Gefühl seines Verstandes und seiner Unschuld, den Imperator an dieses Verhältniß erinnerte, entdeckte er eine Abzweigung, die ihn nur aufbringen konnte. Es kam zu einem Wechsel, in welchem sich Beide gleich sehr vergaßen; und als Feinde gingen zwei Männer aus einander, die nur dadurch bestehen konnten, daß sie Freunde waren. Dies wurde von allen Dingen, die zwischen ih-

nen standen, so tief empfanden, daß sie nicht eher ruheten, als bis eine Versöhnung zu Stande gebracht war. Ein förmlicher Vertrag sollte die neue Freundschaft sichern; doch, wenn auch Arius versprochen hatte, so war in Valentinian's Bewußt ein Stachel zurückgeblieben, der zur Rache aufbelebte. Als nun Arius bei seiner nächsten Zusammenkunft den Imperator auf's Neue an sein Versprechen erinnerte, lebte dieser plötzlich auf, und ließ ein Schwert, das er zum ersten Male gezogen, in die Brust des Mannes, dem er Alles verdankte. Auf dieses Zeichen fielen alle Höslinge und Eunuchen über den Arius her, der, von hundert Wunden bezeugt, zu Boden sank. Der Präfectus Praetorio, welcher anwesend war, wurde in demselben Augenblick getödtet; und ehe die große Begehrtheit nachher werden konnte, rief man alle Freunde und Anhänger des Patriarchen in den Palast, und ermordete sie einzeln. Von diesem Augenblick an wurde Valentinian, der bisher verehrt worden war, ein Gegenstand des Abscheus; denn Alle fühlten, was nur ein Einziger zu sagen sich getraute: „Daß der Imperator seine Linke gebrauchte, um seine Rechte abzuhauen.“ Die Strafe blieb nicht lange aus.

Das Christenthum hatte in der Denkart der römischen Senatoren keine Veränderung bewirkt; und wenn sie nie aufgehört hatten, die Imperatoren zu haßen; so hatte doch keinen andern Grund, als daß sie zu diesen nie in ein Verhältniß gekommen waren, durch welches eine gegenseitige Abhängigkeit wäre begründet worden. Jedem aber Valentinian, um seines

Vorgängern tollten in Rom leben, beleidigte er den Adel nicht bloß durch das stolze Betragen eines erblichen Monarchen, sondern auch durch die Unpächlichkeit, womit er den blutigen Frieden stete. Unter den übrigen Personen hohen Ranges, mit welchen der Imperator umging, gehörte auch Petronius Maximus, ein Mitglied der kaiserlichen Familie, eben so ausgezeichnet durch sein Vermögen, wie durch die Würden, die er bekleidet hatte und noch bekleidete. Maximus hatte eine schöne Gemahlin, welche schon für längere Zeit ein Gegenstand der Eifersucht für den Imperator gewesen war. Um seine Begierden zu befriedigen, verwickelte Valentinian den Senator in ein heßes Spiel; und als er ihm eine bedeutende Summe abzwenden konnte, ließ er sich seinen Ring zum Pfand geben. Kaum im Besitz des Ringes, übersandte er denselben an die schöne Frau, mit dem Befehl im Namen ihres Mannes, sogleich zu der Gemahlin des Imperators zu gehen, wo er sie erwarten werde. Die Gattin des Senators ließ sich ohne Zögerung in einer Edelfe nach dem Palast tragen; doch als sie daselbst angekommen war, führte man sie in entlegene Zimmer, wo sie, von dem Imperator überrascht, der Raub seiner Begierden wurde. Ihre Thränen, als sie zurückgekommen war, ihre tiefe Betrübniß, und die bitteren Vorwürfe, welche sie ihrem Gemahl, als Urheber ihrer Schandung, machte, weckten in der Brust des Maximus das Verlangen nach Rache; und da Valentinian so unvorsichtig gewesen war, mehrere von den Anhängern des Arins in seine Dienste zu nehmen: so schloß er nicht an berechneten Werkzeugen.

Als nun der Imperator eines Tages sich auf dem Marsfelde an Schützenspielen beschäftigte, drangen zwei Barbaren, die im Dienste des Kaisers gestanden hatten, mit gezogenen Schwertern auf ihn ein, und ehe er über ihr Vorhaben zur Besinnung kommen konnte, stießen sie erst den Eunuchen Heraklius, und unmittelbar darauf ihn selbst nieder, ohne irgend einen Widerstand zu finden.

So starben Thekla, Verus und Valentinian in dem Zeitraum von zwei Jahren: der erste in den Armen einer Braut, der zweite unter den Dolchstößen eines Imperators, der dritte unter den Schlägen der Barbaren, in seiner eigenen Hauptstadt. Valentinian war der letzte männliche Erbe vom Geschlechte des Theodosius, welches, wie das des großen Constantin, ungefähr achtzig Jahre fortgedauert hatte. Die Imperator-Würde, so kostbar vertheilt, daß man ihr die ganze Weisheit des Reichs aufzuspüren sein Bedenken trug, mußte also auf ein neues Haupt übergehen; und so groß war die Freude über die Ernennung des letzten Imperators, daß die Wahl gerade Dem traf, der jene veranstaltet hatte: den Petronius Maximus.

Nun hatte jetzt gerade zwölf Jahrhunderte bestanden; und dies war die Dauer, welche die Meinung römischer Auguren ihm schon zu Ciceron's und Varro's Zeiten gegeben hatte, indem sie die von Romulus gesehenen zwölf Geier durch zwölf Jahrhunderte deuteten *).

*) Man s. die Constantini de Div. natall. cap. 17., wo angegeben ist, daß Varro den Ablauf des jüdischen Jahres-

Die Prophezeiung traf in so fern zu, als das westliche Römer-Reich in dieser verhängnisvollen Periode wirklich von den Barbaren, die es bisher erschüttert hatten, verschlungen wurde. Doch Rom, als Stadt, besaß bis auf den heutigen Tag; und ob es gleich durch physische und moralische Ursachen auf ein Zehntheil seiner früheren Bevölkerung zurückgebracht ist, so trägt es doch noch immer manche Ansprüche in sich, welche seine Bedeutung in irgend einer Weise auf spätere Jahrhunderte ausdehnen können. Wundern möchte man sich nur darüber, daß das Christenthum jenem Aberglauben im fünften Jahrhunderte nicht so entgegenwirkte, daß er alle Kraft verlor. Allein hierin liegt nur eine Bestätigung der alten Erfahrung, „daß abstrakte Lehren sehr wenig über heftige Leidenschaften vermögen,“ wenn man überhaupt annehmen darf, daß durch das Christenthum dieser Zeiten in der Sinn- und Denkungsart des großen Haufens irgend eine wesentliche Veränderung bewirkt worden sey *). Der Glaube nun, daß Nostradamus Befürchtung erfüllt sey, konnte allerdings dazu beitragen, daß die nachfolgenden Ereignisse bis zum Jahre

bis zur Stadt, also auf das Jahr 447. gehört habe. Welcher der Prophezeiung war der August Petrus.

*) Wie sehr man sich mit dem unermesslichen Untergange der römischen Herrschaft beschäftigte, beweist die Stelle im Claudian (*de bello Getico*), wo es heißt:

*Ann repant annos, incensaque volans
Valuaris, incidunt propeque mactata macta.*

Eine ähnliche Stelle findet sich in dem Panegyricus des Eucherius.

475 eine größere Nothwendigkeit gemannen. Doch, so wie dieser Glaube in früheren Zeiten durchaus unmöglich gewesen war, so würde er es auch im zwölften Jahrhundert der Stadt getrieben seyn, wenn das, was ihm Nahrung gab und ihn unaussprechlich anfrischte, nicht übermächtig geworden wäre. Ueber die wahren Ursachen von dem Untergange des römischen Reiches, werden wir uns in dem letzten Abschnitte dieser Untersuchungen vollständig erklären; jetzt begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß, indem die römische Regierung ihren unentbehrlichen Feinden von Tage zu Tage verächtlicher wurde, ihre Unterthanen immer mehr Ursache fanden, sie zu verabscheuen. Die Auflagen vermehrten sich in eben dem Maße, worin das öffentliche Elend zunahm; die Sparsamkeit verschwand, je notwendiger sie wurde; die ungleiche Vertheilung der Lasten, und die Gerechtlosigkeit, womit die Reichen sich denselben entzogen, zerstörte den Ueberreiß von Vertrauen; die Gewalt, womit man confiscirte, und die Willkürlichkeit womit man folterte, trieben zur Verpöschung. War es ein Wunder wenn unter solchen Umständen der römische Name verflucht ward, und wenn man das Loos der Barbaren beundenswerth fand? War es ein Wunder, daß man sich gern unterjochen ließ, da man dabei nur gewinnen, nicht verlieren, konnte *)?

*) Was kann dem Eublaent aufs Wort glauben, weil er im fünften Buch seines Werks de gubernatione Dei von der Schwachheit der römischen Regierung sagt. Ueberhaupt ist dies Werk flüchtig für die Charakteristik des vierten und fünften Jahrhunderts. Eublaent hatte allerdings Recht, wenn er nicht auf

Bachung des Christenthums, als Lehre genommen, gekost wissen wollen, was nur der sinnlichen Begierung und dem organischen Verstand zur Lust giltet werden konnte. Seine Begierdeheit offenbart sich nur darin, daß er Personen suchte, was nur von den Dingen bestrachtet werden konnte; denn die Personen sind immer nur die Begier der Dinge, nicht die Dinge der Begier der Personen. Weil er dies nicht wußte, so war er so leichtgläubig, Unbegreifens wird die Welt und Mensch, wie Substanz des Christen seiner Selbste schließt, immer schrecklich bleiben. Er sagt: *Nomen Romanum aliquando non solum magnum vocabatur, sed magnum ipsum, tunc illud repudiatur ac fugitur, nec vile tantum sed etiam abominabile patris habetur. . . .* Hinc est, ut etiam hi, quibus barbari non confugiant, barbari tamen esse cognoscant scilicet ut est pars magna Hispanorum et non minima Gallorum. . . De Bagaudis (das Welt von Unbegreifenden Banden, die Rebellen genannt) nunc mihi sermo est, qui per malos iudices et amentes appellati, afflicti, necati, ponquam sui Romanos libertatis amiserunt, nam horum Romanum nomen perdidimus. . . Vocamus rebelles, vocamus perditos, quos esse compulsumus criminatos. Quibus enim illis ceteris Bagaudas feci rem, nisi iniquitatibus natura, nisi impostu-ritibus iudicium, nisi eorum principibus et rapinis, qui cruciatae publicae nomen in quosdam proprii emolumenta verterunt, et indicationes tributarias predae sua sua fecerunt? qui, in similitudinem immensum bellarum non tuerent traditos sibi, sed devotum; nec spolia tantum hominum, et plerique laqueos volent, sed laqueatione etiam, ut, ut hoc dicam, sanguine, pascabantur? Ac sic factum est, ut laqueatione iudicium irregulari hominem, et necati, incipere esse barbari, quia non permittantur esse Romani. . . Co-acti erant, etiam aliam defendere, quia se iam libertatem videbant penitus perdidisse. De Gubernat. Dei. Lib. V. — Wer trachtet die Schuldigkeit dieser Dinge mit den Nachdenken, welche jetzt aus so vielen Köpfen und Eichen Europas widersteht? —

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über das zwischen Ludwig dem Achten und Pius dem Siebenten abgeschlossene Concordat.

Während man in mehreren Staaten Deutschlands Hefe vorbereitet, deren Gährungsgrad die von Martin Luthers aufgegangene Reformation ist, d. h. während man sich in Deutschland glücklich preist, vor drei Jahrhunderten ein Joch gebrochen zu haben, von welchem in großer Allgemeinheit angenommen wird, daß es den Flug des menschlichen Geistes gehemmt, den Wahrheitsfinn unterdrückt und die Religion in lornes Land verwandelt habe: ist zu Rom am 11ten Juni zwischen dem König von Frankreich und dem Pabste ein neues Concordat geschlossen worden, wodurch, wenn nicht die Abhängigkeit, doch wenigstens der Zusammenhang eines großen europäischen Königtums mit einem autokratischen Monarchen festgestellt wird, der sich seit einem Jahrtausend den Staatshalter Gottes auf Erden nennt und, als solcher, unerlebbare Rechte — wenigstens auf die Regierung des westlichen Europa zu haben vermeint.

Man könnte hiernach fragen, auf welcher Seite die Wahrheit sey: auf Deutschlands Seite, wenn es sich Eitel wünschte zu seiner höchsten Freiheit, die es eine

evangelische nennt, und jene Abhängigkeit verabschneht, wenn es bis zum sechzehnten Jahrhundert von den Päpsten ausgesprochen wurde? oder auf Frankreich kommt, daß, nachdem es diese Abhängigkeit durch Bluthochzeiten, Dragonaden und Verbannungen vertheidigt hat, derselben auch im neunzehnten Jahrhundert nicht entfliehen will, und zur Aufrechterhaltung seines bisherigen Verhältnisses zu dem römischen Stuhl neue Verträge abschließt.

Doch diese Frage ist von einer solchen Beschaffenheit, daß sie sich ohne vorhergegangene Erörterungen nicht wohl beantworten läßt. Die Gegenstände derselben sind den Herrn: Königen und Klerikern auf der Einen, und geistliche und weltliche Mächte auf der andern Seite. Nur können zwar diese Gegenstände so ins Licht gestellt werden, daß sie ihrem Wesen nach, allen Vorurtheilen fremd eintreten; doch da die Zahl von diesen sehr gering ist, so lassen wir lieber die ganze Frage fallen, und begnügen uns damit, einige Bemerkungen über das neue Concordat zu machen, theils um aufzumischen, wie es sich mit demselben in der Wirklichkeit verhalte, theils um anzuzeigen, was dadurch für die Zukunft werde geschehen werden.

Am auffallendsten ist unstreitig, daß das neue Concordat eine Wiederherstellung desjenigen genannt wird, welches im Jahr 1513 zwischen Franz dem Ersten, und Leo dem Zehnten abgeschlossen wurde. Mehr als drei Jahrhunderte sind seitdem verfloßen, und während dieser Zeit hat sich in Frankreich alles aufs Bedeutendste verändert — so wenigsth., daß von dem geistlichen

Zustande, so wie dieser im sechzehnten Jahrhundert war, kaum die eine oder die andere Spur übrig geblieben ist. Frankreich gegenwärtige Staats- und bürgerliche Verfassung — wie himmelweit ist sie von derjenigen verschieden, die es zu einer Zeit hatte, wo es in den Händen des Lehensherren ging, und seine Könige ihre Unabhängigkeit täglich und ständig gegen die vereinigte Macht des Adels und der Geistlichkeit zu vertheidigen aufgebracht waren! Und doch wider das neue Concordat nur eine Wiederholung des zwischen Franz dem Ersten und Leo dem Zehnten abgeschlossenen?

Um hinter die Wahrheit zu kommen, müssen wir uns vor allen Dingen klar machen, wie das Concordat entstand.

Die Päpste hatten seit Gregor dem Siebenten, d. h. seit der letzten Hälfte des elften Jahrhunderts, als europäische Universal-Monarchen dagestanden und ihre Macht in den mannigfaltigsten Bedrückungen und Entpressungen gemißbraucht, — als im fünfzehnten Jahrhunderte die europäische Menschheit, nach einem langen Schlaume, das künftige jener doppelten Verfassung zu fühlen begann, von welcher die eine sie für ein besseres Vaterland, die andere hingegen für das Unheilium zu gewinnen suchte. Zwischen Wirklichkeit und Schein, zwischen Wahrheit und Lüge in die Mitte gestellt, wird der Mensch nie Bedenken tragen, sich für die erstere zu erklären, wenn er in seiner Entwicklung weit genug vorgedrückt ist, um beide von einander unterscheiden zu können. Das nun zeigte sich im fünfzehnten Jahrhunderte, indem man sich gegen die päpst-

höhen Umrassungen in einer so großen Allgemeinheit er-
 fahre, daß es um das Ansehen des Erzbischofs Got-
 tes auf Erden nur allzu mißlich zu sehen anfing. Um
 von dem Bruche desselben abzuwenden zu werden, stellte man
 den Grundsatz auf: „das Concilium stehe über dem
 Papste,“ womit man in jenen Zeiten sagen wollte: es
 gebe einen Unterschied zwischen Superiorität und Unan-
 fechtbarkeit; und wie leicht man sich auch die erstere
 gefallen lassen konnte, so müsse man sich doch gegen die
 letztere erklären, weil sie mit Despotismus und Tyran-
 nei Eins und dasselbe sey. Mit diesem Grundsatz kam
 ein pöblicher in Verbindung, der noch unumstößlicher ge-
 gen das Ansehen des Papstes gerichtet war: der nämlich,
 „daß alle Bischofsverwahlen, um regelmäßig zu seyn, nicht
 von dem Papste, sondern von den Capiteln der Katho-
 dral- und Metropolitankirche ausgehen müßten.“ Den
 wirklichen Häuptern gefielen diese Grundsätze, weil sie da-
 bei an Macht und Ansehen nur gewinnen konnten. Da-
 gegen boten die Päpste Alles auf, wozon sie glaubten,
 daß es zur Erhaltung der bisherigen Ordnung der Din-
 ge beitragen könne. Besonders kämpften sie für das
 Verrecht, welches sie bis dahin genoßen hatten, die
 Erzbischöfe und Bischöfe in allen europäischen Reichen
 anstellen zu dürfen; denn hierauf beruhte nicht bloß
 ihr Ansehen als europäische Universal-Monarchen, son-
 dern auch ein sehr wesentlicher Theil ihrer Einkünfte.
 Um also die Beschlüsse der Concilien von Basel und Ces-
 sen aufrecht zu erhalten oder zu vermindern, wurden die
 merkwürdigsten Kriege geführt. In Frankreich hatte sich
 Karl der Siebente für diese Beschlüsse erklärt, und die

Im Jahr 1430 zu Stande gebrachte pragmatische Sancen geschloß den Frieden, durch welchen das französische Reich an den römischen Bischofsstuhl befestigt war beinahe eben so vollkommen, als dies in der Folge durch die Reformation für Deutschland geschah. Karl der Erbtrone Nachfolger, Ludwig der Erste, Karl der Dritte und Ludwig der Zwelfte waren gar nicht geneigt, ihre Vortheile fahren zu lassen, welche aus der pragmatischen Sancen für sie und für Frankreich hervorgingen. Die beiden letzteren Könige trugen sogar kein Bedenken, zur Vertheidigung derselben mit Gewaltmacht in Italien aufzutreten; und die Kriege, welche von 1495 bis 1515 in der Lombardei und in Mailand geführt wurden, hatten kaum einen andern Endzweck, als die Frage zu beantworten: ob der Bischof von Rom noch länger die Universal-Krone von Europa bleiben sollte, oder nicht. Alexander der Sechste und Julius der Zweite führten den Preß mit eben den Waffen, die ihnen zu Gebote standen; und der feste Entschluß, von dem Erbsitz ihrer Vorgänger nichts abzugeben, machte ihnen absehnlich, und Dessen verhofft. Uebrigens war Ludwig der Zwelfte gestorben, und Franz der Erste an seine Stelle getreten; und da im Jahr 1519, Julius der Zweite Nachfolger, wohl einsah, daß die Zeit vorüber sey, wo die Päbste, um Alles zu gewinnen, Alles wagen durften: so war Er es, der zuerst auf den Gedanken gerieth, die geistliche Macht lieber mit den Königen zu theilen, als sie durch Freigebung der Bischofs- wahlen gänzlich einzubüßern.

Dies nun ist der geheime Sinn des zwischen die-

sein Papste und Franz dem Ersten abgeschlossenen Concordat, dessen Wichtigkeit vorzüglich darauf beruht, daß es den Zeitpunkt bezeichnet, wo der strenge Unterschied zwischen geistlicher und weltlicher Macht zuerst aufgehoben wurde, indem ein Papst gestattete, daß das höchste Episcopat, in dessen ausschließendem Besiz die Bischöfe von Rom seit mehreren Jahrhunderten gewesen waren, zur Hälfte auf einen französischen König überging.

Um die Wahrheit dieser Behauptung zu erkennen, bedarf es nur einer schärfsten Aufsicht der einzelnen Artikel in dem Concordat von 1515. Durch den ersten wird die pragmatische Sanction Karls des Sechsten aufgehoben. Damit aber die den Cathedral- und Metropolitankirchen genommene Bischofswahl weder dem Papste allein, noch dem Könige allein zu Gute komme: so wird festgesetzt, daß der König von Frankreich sothan das Recht haben soll, innerhalb sechs Wochen nach erfolgter Vacanz zu der erledigten Bischofsstelle eine Person vorzuschlagen, welcher der Papst die Bischofswürde zu erteilen verpflichtet seyn soll, wenn sie die erforderlichen Eigenschaften hat. So fern dies nicht der Fall ist, soll der König von Frankreich nach drei Monaten eine zweite Person vorschlagen, aber die erledigte Stelle soll durch den Papst besetzt werden. In Beziehung aller nicht erledigten Pfründen sollen sowohl allgemeine als besondere Expectationen wegfallen; und wenn der Papst den dringenden Bitten um solche nicht widerstehen kann, so sollen sie doch, nach eingetretener Erledigung, für ganz ungültig erklärt werden dürfen.

Ferner sollen die Ordinarii verpflichtet seyn, den graduirten Personen diejenigen Pfründen zu ertheilen, die in den vier Monaten Januar, April, Julius und October erledigt werden; wegen es ihnen frei stehen soll, während der übrigen acht Monate in Ertheilung von Beneficien mit Zurück zu verfahren. Von zehn und mehreren Pfründen, welche ein Einzelnr zu vergeben hat, soll der Papst Eine, und von fünfzig und mehreren Pfründen, worüber ein Collegium verfügt, zwei vergeben dürfen. Endlich sollen die Synoden (welche das Concilium zu Basel abgeschafft hatte) wieder hergestellt werden, und zwar nach ihrem wahren Wesen, nicht nach der alten Form.

Dies also ist der Inhalt des zwischen Franz dem Ersten und Leo dem Zehnten abgeschlossenen Concordats; und da in demselben weiter von einer Abschaffung der Ordensgeistlichkeit, noch von einer Aufhebung des Klerus mit Gehalten, welche aus der Staatskasse bezahlt werden, noch endlich von einer Beschränkung der Bisthumsstellen auf eine bestimmte Zahl die Rede ist: so springt es in die Augen, daß zwischen dem alten und dem neuen Concordat ein Unterschied sey, der nicht erlaubt, das letztere für eine bloße Wiederholung des ersten anzusehen, und daß folglich der Zeitraum von drei Jahrhunderten, welcher zwischen Franz und Leo auf der einen, und Ludwig dem Achtzehnten und Pius dem Sechsten auf der andern Seite, verfloßen ist, nicht als unfruchtbar für die Entwicklung des menschlichen Geschlechtes betrachtet werden darf.

Ob wir aber den spezifischen Unterschied der bei-

den Concerbate aus einander setzen, sey es erlaubt, eine Zwischenbemerkung zu machen, welche viel dazu beitragen kann, die Reformation in Deutschland mit allen ihren Folgen zu erklären, zugleich aber auch die Bestimmtheit der angeblichen Selbstvertreter Gottes auf Erden in politischen Dingen ins Licht zu stellen.

Was Franz der Erste, König von Frankreich, im sechzehnten Jahrhundert erhielt, das hatten die deutschen Kaiser des sächsischen und schwäbischen Geschlechtes vergeblich zu bewahren gesucht, während die Päpste des elften, zehnten und dreizehnten Jahrhunderts lieber die deutsche Königswürde in der Urkefratie der geistlichen und weltlichen Vasallen untergehen lassen, als das Investitur-Recht mit den Kaisern theilen wollten. Die Päpste jener Zeit behielten die Oberhand; die letzte Folge der verächtlichen Euerbinacht aber war, daß der römische Stuhl im sechzehnten Jahrhunderte jenen großen Abfall, den man die Reformation zu nennen pflegt, nicht verhindern konnte. Hätte Deutschlands politisches System sich eben so ausgebildet, wie das französische, d. h. wäre im Laufe der Jahrhunderte, wie es die ursprüngliche Anlage unter den Kaisern des sächsischen Geschlechtes mit sich brachte, in Deutschland durch die Vereinigung der großen Vasallen-Domäne mit dem Thron des Königs dieselbe Mächteinheit bewirkt worden, welche in Frankreich zum Vorschein kam: so ist zu glauben, daß es nie eine Reformation gegeben haben würde. In Wahrheit, nichts entschied über den Fortgang derselben so sehr, als das Verhältniß, worin die Päpste im funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte zu den Reichsle-

dem standen: ein Verhältniß, das den ersteren nicht so lauter, die letzteren durch dießelben Mittel nie so zu gewinnen, wodurch sie die Könige von Frankreich gewannen. Und so war denn die deutsche Bischöflichkeit und der Mangel eines kräftigen Staatsorganismus zwar nicht die Ursache, aber doch die beste Grundlage für die Reformation. Selbst wenn sich die römischen Bischöfe in Beziehung auf Deutschland zu noch weit größerem Osstem hätten anschließen wollen, als in Beziehung auf Frankreich: so würden sie dadurch nichts ausgerichtet haben; die Sachen waren dahin gediehen, daß nichts mehr zu retten war, und die angeblichen Stellvertreter Gottes auf Erden mußten an Deutschland die Erfahrung machen, daß organische Verfaß etwas ist, womit sich nicht spielen läßt. Es ging ihnen mit demselben nicht besser, als es den Kirchenschriftstellern Lactantius und Augustinus mit ihren Behauptungen über die Gestalt der Erde, und über die Unmöglichkeit der Antipoden gegangen war; nur mit dem Unterschiede, daß diese wegen ihrer Unwissenheit nicht zu erröthen hatten, als der vierte Erdtheil wirklich entdeckt wurde, die päpstliche hingegen ihrem Jochum nur allzu hart büssen mußten *).

*). Es ist sehr oft wiederholt worden, daß Maximilian der Erste durchs ausgegangen sey, die Kiera mit der Kaiserkrone zu vereinigen; doch bei allen Überredungen, denen dieser Kaiser sich schuldig machte, hat man Ursache, ihn von einem so unüberlegten Versuch abzuwarnen. Wenn er es that, so wußte er, daß er, der Kaiser, die Krone von Deutschland in den der Art zu werfen, wie Franz der Erste es von Frankreich that: so war denn gar nicht überflüssig, denn im päpstlichen Reichthum mußte

Wir sehen nach dieser Nachweisung zu dem neuen Concordat zurück.

Wenn man in Frankreich von demselben gesagt hat, es halte die Mitte zwischen den früheren kirchlichen Bestimmungen und den von Napoleon Bonaparte herrührenden, so ist man offenbar bei einem so außerordentlichen Umstande stehen geblieben, als die Zahl der bischöflichen Siege ist, welche Frankreich vor der Revolution hatte. Nicht, als möchten wir behaupten, der römisch-katholische Cultus könne ohne Hierarchie, d. h. ohne die organischen Befese bestehen, die ihn zu allen Zeiten begleitet haben: allein die Zahl von hundert und neun und dreißig bischöflichen Stühlen, welche Frankreich sonst auszuweisen hatte, war im Vergleich doch nur etwas zufälliges; und wenn Napoleon dabei neunzig zu Grunde gehen ließ und nur neun und vierzig wieder herstellte, Ludwig der Achtzehnte hingegen zwei und vierzig mehr wieder herzustellen verspricht, und folglich nur zwei und sechzig eingehen lassen muß: so folgt, wie es auch scheint, daraus noch nicht irgend eine Abweichung des letzteren von dem ersten in Ansehung des Verhältnisses der Kirche zum Staate. Es ist sogar zu glauben, daß

es scheine, als könne das höchste Episcopat sogar die Leiter zur Zurechtstellung werden. Das Schicksal Deutschlands ist in dieser Hinsicht ein sehr merkwürdiges gewesen. Weil ein vernünftiger Episcopus für dasselbe unendlich war, so erfolgte die Reformation, welche in dem fünfzigjährigen Kriege nur dadurch verhindert werden konnte, daß Deutschland zwei Drittel seiner Bevölkerung aufopfert. Um diese ungeheure Opfer zu sehen, wie und muß es die Reformation sehr vertheidigen und das Papstthum verabscheuen.

die in dem neuen Concordat bestimmte Zahl der Bisthümer wesentlich von Napoleon Bonaparte herrührt; denn sie entspricht ziemlich genau der Zahl der französischen Departements; und wenn man weiß, wie wichtig der Geist des Uniformirens in ihm war, so geräth man leicht auf die Vermuthung, daß er um jene Zeit, wo er sein Concordat mit Pius dem Siebenten abschloß, nur durch den Mangel an Realisations-Mitteln abgekalten wurde, sich eben so gefällig gegen den Papst zu benehmen, wie es Ludwig der Sechzehnte gethan hat. Als Staats-Chef konnte er dadurch nie verlieren; er gewann vielmehr dadurch in mehr als Einer Hinsicht, vorzüglich so fern bei einer solchen Anordnung der Bisthümer immer neben dem Departements-Präsidenten stand, der, als Vorgesetzter der Staatsorgane, ihm nichts erlauben konnte, was dem Staatsvertheil entgegen war. Doch wir legen keinen besondern Nachdruck auf diese Art von Organisation, indem das, was dadurch bewirkt werden kann, sich auch auf andern Wegen, und vielleicht noch leichter, erreichen läßt.

Bei weitem wichtiger ist, daß die Stellung, welche Napoleon Bonaparte den ersten Reichsministrern gegen den Staat gegeben hat, durchaus nicht verändert worden ist. Als der heil. Vater am ersten Juli den in einem geheimen Consistorio versammelten Cardinälen seine Freude über die Befestigung der kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs zu erkennen gab, beruhigte er sie um andern über den Eid, den die französischen Bischöfe der Constitution und den Befehlen schuldig müssen. »Dieser Eid, sagte er, bezieht sich nur auf die Will-

Verhältnisse und verpflichte sie keinesweges zu Etwas, das den Befehlen Gottes und der Kirche zuwider laufe.“ Hiermit nun mag es seine volle Wichtigkeit haben. — Es ist indeß immer als etwas Wichtiges zu betrachten, daß die ersten Kirchendiener vernichtet worden sind, der Constitution und den Befehlen eidlich Gehorsam zu geloben. — So war es nicht in jenen Zeiten, wo die Kirche sich herausnahm, das politische System beherrschen zu wollen; ein Bischof, der in jenen Zeiten auf Civil-Verhältnisse eingegangen wäre, würde als ein Verächter an der Kapelle des heil. Cuthbert betrachtet und bestraft worden seyn, und die bloße Erwähnung der veränderten Umstände beweiset, daß der Papst ein großes Gewicht darauf legt, ob er gleich die Worte annimmt, als ob der neue Eid für die Ansprüche der Kirche die gleichgültigste Sache von der Welt sey. So viel würde Leo der Zehnte nicht bewilligt haben, wenn es von ihm gefordert worden wäre; und es erleichterte im sechzehnten Jahrhunderte gewiß die Unterhandlungen nicht wenig, daß ein König von Frankreich eben so wenig in dem Falle war, dergleichen fordern zu müssen, als der Papst, die Bewilligung des Geforderten nicht vermeiden zu können. — So hätten wir nun den ersten bedeutenden Unterschied zwischen den beiden Concordaten gefunden, welche für Eins und dasselbe ausgegeben werden *).

*) Der Eid, welchen die französischen Bischöfe schwören müssen. „der Constitution und den Befehlen des Vaters gehorchen zu wollen.“ ist in jeder Beziehung von der höchsten Wichtigkeit.

Das, worauf wir jündich Rücksicht nehmen müssen, ist die Auffassung der französischen Geistlichen — nicht nur Grand und Seign und unterthänigen Knechtschaften, sondern mit heissen Gehalten, welche auf den Erzerzbischofen begehrt werden.

Die Revolutionen lassen Wirkungen zurück, deren Verheerung hundert Jahre hindurch ist. Als Großbritannien während des sechzehnten Jahrhunderts seine Verfassung zu verbessern strebte, erfolgte unter andern auch die Abschaffung des Episcopats, weil man die Uebersetzung begre, die Fortdauer desselben sey für die Einheit der

Bei einem neuen Concordate fragt man sehr natürlich: welches wird das künftige Schicksal der Bischöfe in Frankreich seyn? Zu dem Concordate konnte diese Frage nicht leicht beantwortet werden; denn in der Natur des Episcopats liegt, daß ein Pabst, welcher auch seine Befugnisse als Kaiser seyn möchte, über Rom nicht verfahren kann. Wenn die Bisthümer der Bischöfe in Frankreich zu bestehen, wie es auch scheint, nicht können. Es braucht Einsicht auf ihre Macht, welchen die Constitution ihren ausdrücklich wehrt, ausdrücklich auf dem Eid, welchen sie selbst schwören müssen, den Verfügungen des Conciliums gehorchen zu wollen. Jeder Pabst also, der eine Verletzung der Verfügungen der Bischöfe einsehen oder begünstigen möchte, würde abstrahiren werden müssen. Es kommt auch noch hinzu: nämlich der Verfall der Bischöfe, welcher bei französischen Bischöfen zu allen Zeiten statt gefunden ist. Von den Verfolgungen, welche seit Henry des Dritten Zeiten über die Bischöfe in Frankreich gekommen sind, ist wenig von den Bischöfen aufgezogen, die sich zum Theil sogar mit Eifer für diese erklärt haben. Die Bischöfe dieser Art kommen auf die Achtung des Pabst und der Erbköniglichkeit, besonders der Bischöfe; und hätte das Concordat die Wiederherstellung nicht Ordnung in sich geschlossen, dann würde in der That etwas für die Bischöfe zu fürchten gewesen seyn.

Erhaltung unbedingt notwendig. Diese Ueberzeugung ward hinterher als unbegründet erkannt; und eben dadurch wurde, nach der Ansicht der Quakers, die Wiederherstellung des Episcopats möglich. Bei dem allen wachte das Ansehen des Königs nicht hin, die vielen Secten, welche sich während der Revolution gebildet hatten, wieder aufzuheben; und nicht genug, daß diese Secten bis auf den heutigen Tag ihr Daseyn behalten haben, hat sich ihre Zahl im achtzehnten Jahrhundert noch bedauernd vermehrt. In Frankreich wandelten sich die kirchlichen Angelegenheiten anders. Hier hatte man bei dem Ausbruch der Revolution weder gegen die kirchlichen Lehren noch gegen die Organisation des Kirchenrathes etwas Befreiendes einzuwenden; wenigstens war kein Gemüth dabei im Spiele. Dagegen mehr aber eiferte man gegen die Auspattung der Geistlichkeit mit Land und Leuten, weil sie dadurch auf Once hinie mit dem Feudal-Weil zu sehen kam. Die natürliche Folge davon war, daß die Revolution sich besonders gegen diese Auspattung richtete. Die gallikanische Kirche aber hatte ein großes Erbe zu vertheiligen: ein Erbe, wozu sie seit mehr als tausend Jahren gesammelt hatte, und welche ihr eine so große Unabhängigkeit vom Staate verlieh, daß sie ein nur desto besseres Wefung in den Händen des Papstes war. Indem man nun damit anfing, dies Erbe zu einem Unterpfande für die Assignaten zu machen, konnte es schwerlich fehlen, daß die Auspattung der Geistlichkeit verloren ging, und daß der Klerus sein ganzes bürgerliches Daseyn mit denselben eintüfete. Dies dauerte mehrere Jahre.

Als in der Folge unter dem Consulat Bonaparte's das katholische Kirchenrathum wieder hergestellt werden sollte, da war die Ausrichtung einer neuen Anstaltung für die Geistlichkeit bei weitem die schwierigste Aufgabe; denn an eine Zurückgabe der verlorenen Capitalien war nicht zu denken, da diese sich in den Händen — wo nicht der ganzen Nation, doch wenigstens Solcher befanden, die Schonung fordern durften. Es blieb demnach nichts Anderes übrig, als die Zinsen des Capitals zu einer Aufstaltung für die Geistlichkeit zu benutzen; und da auch dies, bei den übrigen Bedürfnissen des Staats, nur bis zu einer gewissen Höhe möglich war, so begrüßte man, wie der Ordensgeistlichkeit ganz durchsicht, und warum man sich in der Zurückführung der Weltgeistlichkeit auf ein geringes Maß beschränkte.

Untermeldete Folge dieser Einrichtung waren: verminderter Eifer des Kirchenrathes auf der Einnahme, und größere Abhängigkeit der Kirchendiener vom Staate auf der andern Seite. Doch war der Papst sonach hinein eines Uebelstandes faden; nicht der französische Staatschef, wor er auch sehr mochte. Für diesen war der Unterschied zwischen geistlicher und weltlicher Macht nicht als jemals in Schatten gestellt: Kirche und Staat bildeten nicht mehr zwei von einander getrennte Wesen, sondern die Kirche wieder in die Klasse der Staatsinstitutionen eingetreten war und ihrer Diener durch vollendete Abhängigkeit von den Staatskräften sich in Staatsdiener verwanzelt hatten. Wie Napoleon Bonaparte sich während seiner dreißigjährigen Regierung immer als höchsten Bischof von Frankreich betrachtete und den

Einfluß des Papstes auf die französische Geistlichkeit bis zur gänzlichen Vernichtung beschränkte, brauchte nicht gesagt zu werden. Als Ludwig der Achtebzw. der Zehnte seiner Väter befragt, da mochten seine Bestimmungen für die Kirche seyn, welche sie wollten — an der einmal eingeführten Ordnung ließ sich für den Augenblick nichts verändern; denn diese beruhte auf dem Verschmelzen eines Capitals von mehreren Milliarden, welches nur durch eine Gegen-Revolution wieder hergestellt werden konnte. Die französische Geistlichkeit blieb also, wie bisher, mit barem Gelde ausgestattet; und wie viel auch der Papst dagegen einzuwenden haben mochte, so konnte er doch vernünftiger Weise nie verlangen, daß der ältste Sohn der römisch-katholischen Kirche, dem Papstthum zu gefallen, sich mit den unmittelbaren Wirkungen der Revolution in einen Kampf einlassen sollte, dessen Ausgang sich nicht bestimmen ließ. Es gab in Beziehung auf das gesammte Kirchenwesen eine Wunde der Dinge, die sich nicht abändern ließ; und dies zeigte sich am auffallendsten, als, im Laufe des jetzt verfluchten Jahres, der letzte Ueberrest des kirchlichen Erbes für Staatsgut erklärt und, als solches, veräußert wurde. Mit einem Worte: in dem neuen Concordate ist an der Fassung, welche die französische Geistlichkeit der Revolution verdankt, nichts verändert worden — weil daran nichts hat verändert werden können; und dieser sehr bedeutende Umstand spricht gegen alle Befürchtung dieses neuen Concordats mit demjenigen, das zwischen Franz dem Ersten und Leo dem Zehnten abgeschlossen wurde.

Ein sehr wesentlicher Punkt für den Papst ist allerdings die Wiederherstellung von zwei und vierzig eingegangenen Bischofsstühlen. Doch hat man dabei auf zwei Dinge Rücksicht zu nehmen: nämlich einmal darauf, daß die Wiederherstellung nicht plötzlich erfolgen soll; zweitens, daß die Ausstattung wiederum nicht mit liegenden Gründen, sondern mit Gehälden geschieht. Zwar wird in dem 9ten Artikel des neuen Concordats gesagt, daß die Ausstattung der noch zu errichtenden Kirchen in liegenden Gründen und Staatsdomänen ausgesetzt werden solle; allein wer die Lage der Dinge in Frankreich nur einigermaßen kennt, begreift sogleich die unüberwindlichen Schwierigkeiten jener ersten Ausstattung, die, für den Augenblick das Schicksal aller Eigenthümer von ehemals der Geistlichkeit zustehenden Grundstücken seyn muß. Wird doch selbst die Ausstattung mit baarem Gehalten auf große Hindernisse stoßen. Bischofsstühle und Bischofsmünzen sind leicht erhaltlich; nicht ganz so leicht errichtet man Bischofsstühle. Denn zu einem Bischofsstuhl gehören ein Capitul, ein Seminarium und eine unbestimmte Zahl Pfarreien; und indem es sogleich nicht bloß auf ein Gehalt für den Erzbischofen, der den Bischofsstuhl leitet, sondern auch auf eine Ausstattung der ihn umgebenden Geistlichen ankommt, wird der Bischofsstuhl zu einer sehr kostbaren Sache. Schwerlich kann die Ausstattung desselben ohne anderthalb Millionen Franken Capitalverwand geschehen. Für zwei und vierzig zu errichtende Bischofsstühle würde daher ein Capital von wenigstens drei und sechzig Millionen erforderlich seyn; und wenn man auch annehmen

wollte, daß dies für ein so großes Reich, wie Frankreich ist, eine Kleinigkeit sey, so ist doch nicht zu verkennen, daß die französische Regierung in ihrer gegenwärtigen Lage für weit heingehendere Bedürfnisse zu sorgen hat. Hiernach läßt sich glauben, daß, wie unbestreitbar gut auch der Wille des Königs seyn möge, die neue, zur Vollendung des kirchlichen Systems von Frankreich für nöthig erachtete Schöpfung nicht rasch verrichten werde. Haben, wie die neuesten Nachrichten lauten, mehrere von den Prälaten, welche, in Folge des neuen Concordats und der zwischen dem Könige und dem Papste getroffenen Wahl, zu den neuen Bischofsitzen berufen waren, die bischöfliche Würde von sich abgelehnt: so scheint der Grund dieser Ablehnung nur darin liegen zu können, daß sie allen den Verlegenheiten entgegen stellen, welche der Mangel einer hinreichenden Ausstattung nach sich zieht bei Äbten, die mit Aufwand verbanden sind und ohne denselben leicht lächerlich werden. Im neunzehnten Jahrhundert ist man nicht Bischof durch dieselben Mittel, wodurch man es im zweiten und dritten Jahrhundert war.

Bei wieern die Hauptsache in dem neuen Concordat ist die Aufhebung der gesammten Ordensgeistlichkeit; denn in dem vorletzten Artikel wird ausdrücklich gesagt: „daß von der Wiederherstellung jener Äbtelien und Prioreyen und anderer Beneficien, welche vor dem Jahr 1789 bestanden, nicht die Rede sey.“ Der Papst hat also, in Beziehung auf Frankreich, Verzicht geleistet auf jene Willkür, welcher er ehemals auch in diesem Reiche zur Unterstüßung seines Ansehens in der Ordens-

geistlichkeit besaß. Was dabei am meisten auffallen muß, ist, daß des Jesuiten-Ordens gar keine Erwähnung geschehen ist, wiewohl sich voraussetzen läßt, daß den Seiten der päpstlichen Unterhändler Alles aufgegeben worden, um die Wiedereinführung dieses Ordens der französischen Regierung annehmlich zu machen. In dem Concordate zwischen Franz dem Ersten und Leo dem Sechsten konnte von einer Aufhebung der Ordensgeistlichkeit nicht die Rede sein; denn, welchen Eintrag sie auch den Freiheiten der gallikanischen Kirche im sechzehnten Jahrhundert thun mochte: so hatte man doch in dem südlicheren Europa keine Vorstellung davon, daß das Ansehen eines Papstes auf eine so grausame Weise vermindert werden könnte. In dieser Hinsicht hat die Reformation etwas Außerordentliches geleistet. Ohne sie, welche zuerst auf die Unterdrückung des Aberglaubens drang, würde ein König von Frankreich nicht sein, was er im neunzehnten Jahrhundert ist; und je mehr man sich mit den Wirkungen der französischen Revolution beschäftigt, desto leichter wird man zu der Einsicht gelangen, daß in der alten Verwischung des Kirchenthums mit dem Staatstheismus ein wahrhaft außerordentliches Königthum auch deshalb nothwendig war, weil es sich in Tugenden bewegte, welche die Einsicht und das Gewissen gleich sehr verwirrten.

Nimmt man dies Alles zusammen: so überzeugt man sich leicht, daß das neue Concordat bei weitem nicht eine Wiederholung bezeichnen ist, welches Napoleon Bonaparte im Jahr 1801 mit Pius dem Sechsten abschloß, als eine Wiederholung des Concordats

zwischen Franz dem Ersten und Leo dem Zehnten. Gleichmüßig müssen alle Artikel des neuen Concordats, welche auf den ersten folgen, als solche betrachtet werden, wodurch der Unterschied zwischen dem sechzehnten und dem neunzehnten Jahrhunderte festgestellt wird. Wir sagen dies nicht, um irgend einen Schatten auf das neue Concordat zu werfen; wir sagen es bloß, um darauf aufmerksam zu machen, daß es eine Verschiedenheit der Dinge giebt, der man sich nicht versagen kann, wenn es auf Verträge und Bündnisse ankommt. So wie ohne die pragmatische Sanction Karls des Sechsten nie ein Concordat zwischen Franz dem Ersten und Leo dem Zehnten zu Stande gekommen wäre; eben so würde ohne dieses Concordat nie ein päpstliches zu Stande gekommen seyn, daß, es mag nun geschehen werden, wenn es wolle, die Dinge weiter führe, indem es das Verhältniß der Kirche zum Staate ganz anders stiftet, als dies im sechzehnten Jahrhunderte geschehen konnte. Vergeblich leugnet man die Entwicklung des menschlichen Geschlechts; sie findet deshalb nicht weniger Statt, und das, woran sie am meisten bemerlich wird, sind gerade die Tractaten, in welchen man es auf eine Weiterherkunftung des Alten und Veralteten anlegt. Es ist daher zu glauben; daß das den ersten Juni dieses Jahres abgeschlossene Concordat nicht das letzte zwischen Frankreich und dem päpstlichen Stuhle bleiben werde.

Doch dies ist vielleicht zu viel gesagt. Kaum läßt sich denken, daß zwischen einem Könige von Frankreich und einem römischen Papste noch einmal ein Concordat abgeschlossen werden könnte. Die gänzliche Aufhebung

der Ordensgenossenschaft hat das höchste Episcopat für jenen vollkommen gemacht. Und sollte man nicht Ursache haben, zu glauben, die durchaus veränderte Regierungsform des französischen Reiches werde das Theilge beitragen, um die Unabhängigkeit des Königthums von dem heiligen Stuhl zu vollenden? Ausgeschlossen von der Kammer der Deputirten, hat die Geistlichkeit keinen Einfluß auf die Bildung des Gesetzes; und gezwungen, der allgemeinen Bewegung zu folgen, wird sie ihre bisherige Eigenständigkeit schwerlich noch länger bewahren können, als bis sie sich von der Unmöglichkeit einer Wiederherstellung ihrer alten Verhältnisse überzeugt hat: eine Überzeugung, welche ihr nicht entziehen kann. Die Gesetze, welche der Protestantismus im sechszehnten Jahrhundert anzah, gehört der Zeit an, und ist auf keine Weise von derselben zu trennen. Im neunzehnten Jahrhundert kann sie nicht dieselbe seyn. Nun ist zwar der Protestantismus in Frankreich nicht förmlich ausgeprochen; aber er ist das nothwendige Ergebniß der ganzen französischen Staats-Organisation, und dessen Auge scharf genug ist, um zu sehen, wie nachtheillich diese Staats-Organisation in dem Concordat vertheilt wird, der gerath leicht auf den Gedanken, daß durch dasselbe dem Papstthum ein unersehlicher Abbruch geschehen sey: ein Abbruch, bei welchem die römische Curie Ursache hat, sich Ethel zu wünschen, daß man noch einmal in die Versuchung gerathen könnte, mit ihr zu unterhandeln, während man sie wesentlich als einen Feind betrachtete.

Die Vertheilung des Papstthums in Frankreich

Ueber Don Juan Antonio Florente's kritische Geschichte der spanischen Inqui- sition.

Unter den vielen guten und mittelmäßigen Lehrenden, welche im Laufe dieses Sommers auf Martin Luthers und die Reformation erschienen sind, giebt es schmerzlich irgend eine, die auch nur von ferne mit dem eben angeführten Werke verglichen werden könnte; so überlegend ist es.

In der That, es ist merkwürdig, daß zu eben der Zeit, wo man nicht bloß in Deutschland und andern protestantischen Staaten Europa's, sondern, den letzten Nachrichten zufolge, sogar zu Rom das Reformationsfest zu beglücken beabsichtigt, ein Werk erscheint, das, wie man im Uebrigen auch darüber urtheilen möge, als indirekte Rede auf die Reformation sehr wohl als einzig betrachtet werden kann. *Opposita juxta se posita, magis elucescunt*, sagt ein altes Sprichwort; und dieses Sprichwort ist sehr anwendbar auf Florente's kritische Geschichte der spanischen Inquisition. Den Päpsten in und außer Deutschland — wir sagen: den Päpsten, weil wir uns ihres Unterschiedes von den

Katholiken sehr deutlich bewußt sind — konnte nichts Schlimmeres begehren, als die Erscheinung dieses Werks. Da mögen sie sehen, welche Muthmaßungen zum Vorschein kommen, wenn man die Religion nur zu Herrschaftszwecken benutzt; wenn man es darauf anlegt, den Eiferern ein und dasselbe Gepräge zu geben, um sie desto besser in seine Gewalt zu bekommen; wenn man den Martyrerd unter die Güße tritt, und das, was die Quelle des Trostes, der Beruhigung, der Erhebung seyn sollte, in ein Werkzeug der Angst, der Wonne und der Verwerfung verwandelt. Die Geschichte der spanischen Inquisition, und die Geschichte eines höchst unglücklichen Volks sind Eins und dasselbe, und Florentz's Werk läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß es für die pyrenäische Halbinsel nicht eher eine Wohlfahrt geben kann, als bis sie befreit ist von den Banden, worin sie bisher durch die fieselsame Verschwörung, die jemals erprobt hat, gehalten wurde; worin man die Verschwörung seiner Könige mit den Bischöfen von Rom durch den Dominikaner- und Franciskaner-Orden. Je offener alles dargelegt ist, was diese Verschwörung betrifft; je besser der Leser den Zusammenhang des Kirchlichen mit dem Politischen in der Verfassung Spaniens auffaßt; je bestimmter er die Inquisition als eine weltliche Einrichtung aufschaut, gegen welche kein Recht, kein Vortrecht, kein Stand, kein Rang beschützt: desto mehr läßt sich, bei der Güte der aufgestellten Thatsachen, erwarten, daß diese Schrift von dem größten Nutzen nicht bloß für das übrige Europa, sondern auch für Spanien seyn werde.

Es scheint also der Mühe werth, etwas über den Verfasser zu sagen.

Don Juan Antonio Morete gehört zu den Verdammten, welche sich in Frankreich aufhalten. Man darf aber nicht glauben, daß sein Werk eine von den Verdammten sey, wodurch Verkannte sich — nicht an ihrem Vaterlande, sondern an ihren Feinden in demselben, zu rächen pflegen. Die kritische Geschichte der spanischen Inquisition ist nur die Aufführung eines Werkes, welches der Verfasser in einer andern Gekelt schon während seines Aufenthalts in Spanien begonnen hatte. Er gab in den Jahren 1812 und 1813 zwei Bände Annalen der Inquisition zu Madrid heraus, und schrieb gleichzeitig ein Memoire über die Meinung Spaniens in Hinsicht des heil. Officiums, welches die königliche Academie der Geschichte in ihre Sammlung aufgenommen hat. Dies geschah zu einer Zeit, wo die Inquisition aufgehoben war, und wo man damit umging, sie für alle Zeiten abzuschaffen. Niemand aber konnte zu Arbeiten dieser Art besser gebraucht werden, als Morete. In den Jahren 1789, 1790 und 1791 als Secretair bei der Inquisition von Madrid, die auch sonst die Inquisition des Hofes genannt wird, angestellt, hatte er Gelegenheit genug, die Zwang und die Mittel dieses geistlichen Gerichtsbeß genau kennen zu lernen; und, in seinem Herzen von beiden gleich sehr empört, war er schon in jener Zeit darauf bedacht, alles zu sammeln, was dazu beitragen konnte, seinen eigenen Absichten Andren mitzuthellen. Das Werk selbst zeigt, daß es die Frucht eines anhaltenden Studiums

Man kann es dem Verfasser auf sein Wort glauben, daß er die Seiten des heil. Officiums fleißig gelesen hat; denn was er daraus mittheilt, stellt sich ganz von selbst als nicht erfundene Thatsache dar. Außerdem ist eine nicht geringe Anzahl von handschriftlichen Werken benützt worden, welche, in Bibliotheken und Archiven begraben, nie zur Kenntniß des Publikums gekommen sind; der Verfasser giebt davon ein Verzeichniß, dessen Genauigkeit und Umfang man gleich sehr bewundern muß. In Don Juan Antonio Herrera tritt also ein Mitglied der Inquisition gegen die Inquisition auf, und dieser Mann ist ausgerüstet mit allen den Einsichten und Kenntnissen, welche eine vier und zwanzigjährige Beschäftigung mit einem und demselben Gegenstande zu gewähren nicht verschmähen kann.

Herrera selbst stellt sich als einen eifrigen Katholiken dar, und es läßt sich nicht bezweifeln daß er es wirklich sey. Um so eindringlicher wird alles, was er über und gegen die Inquisition sagt, deren Geschichte er von ihrem ersten Ursprunge (einer Aeußerung des Apostels Paulus in seinem Briefe an den Timotheus über den Umgang mit Ketzern) bis zur Regierung Ferdinands des Ersten verfolgt. Wer wollte nun nach allem Diesem daran zweifeln, daß die heftigste Beschickel der Inquisition die Eingebung eines patriotischen Gemüths sey, so wie dieses sich in einem Manne offenbaren mag, der, gewaltsam von seinem Vaterlande geschieden, demselben auch in der Verbannung noch ungetreu zu werden sucht? Herrera verspricht sich von seinem Werke für Spanien freilich sehr wenig; und da

ein gewisser Don Joseph Carnicero seit dem vor-
gen Jahre bereits über ihn hergefallen ist in einem
Werke, welches den Titel führt: Die mit Recht wie-
derhergestellte Inquisition; so mag Morente als
bedingte Ursache haben, an dem Erfolge seines litera-
rischen Unternehmens für sein Vaterland zu verzweifeln
und sich mit dem Geschichtschreiber Eremutius Cordus,
jenem berühmten Verteidiger der Republik unter der
Regierung des Liberius, auf Eine Linie zu stellen. Al-
lein wer betrachtet die Veränderungen, welche in Spa-
niens Verfassung zu einer Zeit vorgehen können, wo
durch die unfruchtbaren Versuche zur Wiederoberung
verlorenen Colonien die Seelen auf Höchste gekranket
werden, und wo kein Tag verfliehet, der jene großmü-
thigen Ideen, von welchen die Cortes in dem Jahre
1813 erfüllt waren, der Verwirklichung näher bringt!

Geschehe indeß in Spanien, was da wolle: das
Werk Morente's ist von ausgezeichnetem Nutzen, erstlich
für alle Katholiken, welche sich über ihr Verhältniß zur
römischen Curie und dem päpstlichen Stuhl zu rechtfen-
den wollen, zweitens für alle Protestanten, welche ge-
gen die Wirkungen der Reformation gleichgültiger geblie-
ben sind, als sie bleiben sollten. Vorzüglich die letz-
tern sind dazu berufen, Morente's Arbeit zu genießen;
denn sie gleichen den Zuschauern, welche, von einem Fel-
sen aus, den Schiffbruch sehen. Ihnen vor allen
muß es klar werden, wie durch den Mißbrauch des
Höchsten und Edelsten im Menschen, d. h. des Gewis-
sens, alle Religion auf dem Kirchenbuche verdrängt
war, als M. Luther das große Werk unternahm, das

letztere zu reinigen und der Religion einen neuen Tempel zu erbauen. Wohlthaten, die man täglich that, erschienen freilich selten als solche; doch um den Sinn für dieselben zu stärken, giebt es kein besseres Mittel, als sich alle die Entsetzungen zu vergegenwärtigen, welche die Ausgeschlossenen leiden.

Nach Herrente's Berechnung beläuft sich die Zahl Derer, welche seit dem Jahre 1484, wo zuerst das heil. Oeffnium organisiert wurde, Opfer desselben geworden sind, auf nicht weniger als drei Millionen; wenn man die vertriebenen Juden und Mauren dazu rechnet. Die Wuth, den katholischen Glauben in seiner höchsten Reinheit zu erhalten, ist (die letzten Zeiten ausgenommen) so weit getrieben worden, daß weder Unschuld noch Vertheidigung dagegen schätzen konnten. Personen, denen kein anderer Vorwurf zu machen war, als daß sie keinen Wein tranken, kein Schweinefleisch essen und sich wöchentlich einmal waschen, sind als hässliche Juden und Mohomedaner macthtlich den Flammen geopfert worden; und gleiches Schicksal hat nicht selten Dürftigen getroffen, deren Grundschwäche erwieslich war. Unablässig drangen die Cortes, so lange sie wirksam waren, entweder auf Abstellung der Inquisition, oder auf Verbesserung ihres Verfahrens; doch nie konnten sie weder das Eine noch das Andere bewirken. Wackmüthig ist das Organisations-Decret, welches auf mißthätige Beschwerden von Karl dem Fünften auf dem Reichstage zu Saragosa in Beziehung auf das Verfahren der Inquisition gegeben wurde; denn in demselben ward verordnet, „daß den Angeklagten die Ausfagen

und Beweise ihres Verbrechens vollständig mitgetheilt werden sollen, vorausgesetzt, daß diese Angeklagten nicht Personen sind, welche den Zeugen Furcht einflößen können; wie z. B. Herzoge, Markgrafen, Grafen, Bischöfe und andere Würdenträger der Kirche.¹⁰ Hieraus ersieht man klar und deutlich, wie Spaniens frühere Könige, um die Großen in ihrer Gewalt zu bekommen, die Inquisition pflegten und schützten; wie diese alle ihr Heilwerk gegen das Feindal-Wesen war. Nichts vermittelte die sogenannte Abergläubigkeit gegen die Inquisition; es kam immer nur darauf an, welche andere Gründe die Verfolgung bestimmten. Die Inquisition diente selbst als Finanz-Mittel, sowohl für die Inquisitoren, welche ihr väterliches Daseyn auf Confiscationen gründeten, als für die Könige, welche mit ihnen theilten. Die Päpste betrachteten sie als ein Mittel, ihre Ausrüstung zu erhalten und ihren Ehrgeiz zu stillen; denn alle Klagen über das Verfahren der Inquisition konnten nur bei dem römischen Hofe anhängig gemacht werden, und jeder Proceß, der dafelbst geführt wurde, verurtheilte die größten Kräfte. Auch hat die Inquisition auf diesem Wege eine Anzahl von Familien zu Grunde gerichtet.

Von solchem Inhalte ist Florent's Werk, auf welches wir in diesem Journal zurückzukommen gedenken, sobald die beiden letzten Theile erschienen seyn werden, welche die Prosopie sehr merkwürdiger Personen enthalten sollen.

Ueber Amerika's künftiges Verhältniß zu Europa.

Diese Abhandlung kündigt einen Gegenstand an, dessen Erörterung verweigen scheint könnte. Zwei Erdtheile, von welchen der eine drei Jahrhunderte hindurch abhängig von dem andern gewesen ist und erst seit kurzer Zeit unabhängig zu werden beginnt, einander gegenüber zu stellen, um zu bestimmen, in welches Verhältniß sie nach hundert und mehreren Jahren werden getreten seyn; dies ist allerdings eine Höhezeit, welche schwer gerechtfertigt werden kann, und immer nur in so weit zu rechtfertigen ist, als man von den Hebelkräften der Erbsünde oder von den Ursachen der Erbsünden in der sündigen Welt mehr versteht, oder zu verstehen glaubt, als hergebracht ist bei Personen, die für die Vergeltungen des Staatslebens keine feste Regel in sich tragen. Aufstichtig wollen wir bekennen, daß, welche Abstraktionen wir auch über den in Rede stehenden Gegenstand haben mögen, wie schwerlich in die Versuchung gerathen seyn würden, diesen Abstraktionen höhere Klarheit zu geben, wenn nicht im Laufe dieses Sommers die Kriechen in Pernambuco für französische Staatsmänner die Veranlassung zu allerlei Besprechungen ge-

worfen wäre, die nicht auf Deutschland übergehen konnten, ohne die Köpfe emporzuschrauben und zu den seltsamsten Erwartungen fortzureißen. Eigentlich widerlegen wir nur diese französische Staatsmänner; und so wie dies unsere Verwegenheit in ein milderes Licht stellt, so erwarten wir von unseren Lesern die Theilnahme, welche ein wahrhaft großes Thema zu finden verdient.

Um die Sache gehörig einzuleiten, sehen wir uns genöthigt, auf einen Artikel im Journal des Débats zurückzukommen; für dessen Verfasser Herr von Chateaubriant aufgegeben wird.

Angenommen nun, daß er wirklich der Verfasser dieses Artikels sey, sagt er im Wesentlichen Folgendes:

„Man muß nicht glauben, daß die Revolution in Frankreich — eine vereinzelte Thatfache sey; sie hängt mit dem ganzen Zustande der Gesellschaft in der Gegenwart zusammen. Es ist gut, daß man zu Zeiten sehe, was um uns her vorgeht; den nothwendigsten Fall will man sonst wissen, wohin man geht oder von wo man kommt! Jede Revolution hat ihre unüberwindlichen Folgen. Wir Franzosen sehen im Jahre 1770 unsere Arme, um Amerika frei zu machen, und kamen von Westen mit republikanischen Schindern zurück. Kann war unsere Revolution aufgebrochen, so bewegte sie England. Pitt's Undiegfamskeit, Burke's Talent, und Englands Insel-Lage schützten mit Hilfe der Religion und einer geschnidigen Freiheit für dies Mal Großbritannien vor unseren revolutionären Todsünden; die jesuitischen Grundsätze wurden in's Lagerth gebracht, um Quarantaine zu halten, und die Pest drang nicht nach London.

Wider glücklich war der Conculat. Er ergriff die Waffen gegen die Revolution und wurde geschlagen. Die Revolution ward erhehend. Bonaparte, welcher die Unsicherheit, die Freiheit, die Gleichheit fürchtete, milder, versüßte, verhärtete und fest blieb alles, und setzte Ruhm darauf. Europa unterlag; Frankreich schwing. Die Principien der Revolution waren nun nicht mehr gefährlich; denn der Geist der Gleichheit vertraut sich mit dem Despotismus, der alles gleich macht, und so wie in der Demokratie alle Menschen gleich groß sind, eben so sind in der Despotie alle gleich klein. Das von der Revolution gedüngte Europa stand endlich gegen sie auf. Darüber verführte Bonaparte, und Ludwig der Achthete bestieg den Thron seiner Söhne, den die Revolution umgestürzt hatte. Indes die Symptome der Revolution dauern noch fort; und möchten die Regierungen ihre wahre Lage erkennen, und nicht durch Einseitigkeiten verhindert werden, das Ganze der Ereignisse in's Auge zu fassen! Es giebt in unseren Zeiten nur Ein Großes: der Kampf des Unglaubens gegen die Religion, des republikanischen Geistes gegen den monarchischen. Die freigeistlichen und republikanischen Ideen sind in diesem Kampfe stärker, weil sie die jüngeren sind. Nach der Revolution in Oesterreich ist nun die Hälfte der Welt republikanisch, und steht der andern europäischen Hälfte gegenüber, welche monarchisch geblieben ist. Der Geist des Jahrhunderts ist republikanisch; allein die Sitten des Jahrhunderts stehen damit in Widerspruch. Man hat Gesellen an Republiken; allein man hat keinen Gesellen an republikanischen Sit-

ten. Wahrlich man besitzt nicht die republikanischen Tugenden, wenn man des Luxus, der Theaterspiele, mit Einem Wort, wenn man aller der Vergnügungen bedarf, welche den durch eine lange Civilisation verderbten Völkern nothwendig geworden sind. Dieser Geist der Unabhängigkeit, und diese Sitten, die zur Abhängigkeit hienrigen, machen den Charakter unseres Jahrhunderts aus. Deswegen sind wir in unserer Revolutionen so schnell von der größten Ungebundenheit zur niedrigsten Sklaverei übergegangen, je nachdem wir entweder dem irrthümlichen Geiste der Unabhängigkeit folgten, — oder unsern weichlichen, Genuß liebenden, Sitten.“

So Charandriant, um vor der Zukunft zu warnen. Wir möchten unsere Widerlegung mit einer Betrachtung des Widerspruchs anfangen, worin republikanischer Geist und republikanische Sitten mit einander stehen sollen.

Wie genug ist das Vorurtheil von dem Ernst und der Sittenstrenge der Republikaner; aber ist es deswegen weniger Verurtheil?

Wer die Geschichte alter und neuer Republiken kennt, weiß, daß in ihren Tugend und Laster mit eben den Triebfedern zusammenhängen, welche in Monarchien darüber entscheiden, was von Beiden zum Vorschein treten soll. Wie hätten es auch die Republikaner wohl anfangen sollen, um luxuriös und vergnügungssüchtig zu seyn, so lange sie arm und bedürftig waren? Anders standen freilich die Sachen, wenn sie, sey es durch Handel, oder durch Krieg, zu großer Wohlhabenheit und übermäßigen Reichthum empor gestiegen waren.

In der Natur des Menschlichen liegt, nach einem Veffers-
 fohn zu glauben, nie phantastisch dieses auch die weilen
 fohn mag; und hat er seinen Zweck erreicht, so ist es
 fein größter Triumph, dies aller Welt zu offenbaren.
 So ist es gefchiehen, daß der republikanische Geist den
 republikanischen Sinnen nie im Wege gefunden hat. Was
 ist denn auch der republikanische Geist, wenn man ihn
 nicht, wie Herr von Chateaubriant zu thun pflegt, zu
 einem Schwendballe erheben will? In sich selbst kann er
 nichts Anderes seyn, als das Ergebniß der politischen
 Verfassung, wodurch sich gewisse Staaten, welche wir
 Republiken nennen, von anderen Staaten, welche Mo-
 narchien genannt werden, unterscheiden. Da nun die-
 ser Unterschied darin besteht, daß die Gewalt, Befehl
 zu geben und zu vollziehen, in jenen weniger centralisirt
 ist, als in diesen: so begreift man leicht, warum der
 Unterschied in der Verfassung und den Sinnen der
 Republik und der Monarchie der gemeinen Veranschau-
 lung nicht entsprechen kann. Die organischen Gesetze der
 Republik können und müssen sogar beitragen, daß
 in ihr unter gewissen Umständen bei weitem mehr Auf-
 gelöstheit der Sinnen zu finden ist, als in den Monar-
 chien, selbst wenn der Geist noch so republikanisch seyn
 sollte. Denn geben die Wahlen oder wenigstens die Be-
 stätigungen derselben vom Volke aus, wie will man sich
 derselben anders verschern, als durch dieselben Mittel,
 wodurch man sich von Aberglauben der Welt des Aberglaubens
 der großen Menge befreit hat? Ein großer Theil
 der öffentlichen Belustigungen, ohne welche wir jetzt nicht
 leben können, schreibt sich aus Zeiten her, wo, wie in

den Besitz von elendlichen Staatsbüchern zu gelangen, dem Volke, das über dieselben entschied, große Opfer gebracht werden mußten: ein offenkundiges Verwe, daß das, was man jetzt antirepublikanische oder monarchische Sünden nennen möchte, mit dem Geiste der Republik in der engsten Verbindung stand. Selbst das, was Herr von Chateaubriand — seltam genug! — Religion nennt, und auf Monarchie allein begehren möchte — wo fand es sich abgemindert, als in den Republiken, und wo hatte es mehr die Bestimmung, das Volk zu beruhigen und von allem Nachdenken über Staatsangelegenheiten abzuwenden? — Wo es republikanischen Geist gab, da gab es auch republikanische Sünden; und beide entsprachen sich so genau, daß das eine ohne das andere undenkbar wurde. Es ist also nicht gesagt, wenn man behauptet: der Geist des Jahrhunderts sey republikanisch, aber die Sünden stehen damit in Widerspruch. Eine solche Behauptung kann nur von einem Manne herrühren, der sich aufgelöst hält, mit Worten zu spielen, weil er nie untersucht hat, was diese Worte bezeichnen. Es hat Zeiten gegeben, wo der Ernst, die Klarsicht, die Enthaltsamkeit und alle die Tugenden, auf welche wir nach einem gewissen Moral-System einen besondern Werth legen, in den Monarchien eben so gut zu Hause gehörten, als in aufstehenden Republiken; aber dies waren die Zeiten der Noth und der Dürftigkeit. Ueber diese hinaus sind Tugenden und Fehler sich in beiden Regierungsformen immer gleich gewesen, mit dem einzigen Unterschiede, daß es in den Monarchien nie zu den Uebertreibungen kommen konnte, mel-

the in den Republiken auf die natürlichste Weise dadurch verstanden, daß man ein System betrachten wollte, das sich nicht länger bestehen laßt.

Ueberhaupt muß man sich verstehen, wenn von Republik und Monarchie die Rede ist. Beide sind allerdings in einem gewissen Betracht entgegengesetzt; doch sind sie es nicht in einem solchen Grade, daß sie sich nicht vereinigen lassen. Trennt man die Geschäftsmächte von den notwendigen Charakteren der Regierung, so erhält man freilich die reine Monarchie; aber diese ist so weit entfernt, die Regierung selbst zu seyn, daß sie immer nur als ein Theil derselben, wenn gleich als der Haupttheil, betrachtet werden muß. Auf gleiche Weise erhält man durch die Trennung der Einheit von den Charakteren der Regierung die reine Republik oder die Anti-Monarchie; aber diese ist eben so wohl nicht die Regierung selbst, sondern nur ein Theil derselben. Das vollständige Regierungssystem entsteht nur durch die Vereinigung der Einheit mit der Geschäftsmächtigkeit, und das wahre Staatswesen ist nur da anzutreffen, wo die Macht, Befehl zu geben, eben so besteht, als die Macht, Befehl zu vollziehen, unbeschränkt ist. Ueber diesen Punkt hinaus wird alles zu Wasser; und weil der unumschränkten oder reinen Monarchie das Wort reden muß, ist umkreuzt ein eben so großer Thor, als war dies mit der Anti-Monarchie besetzt. Dies, um so möglich dem Geschick ein Ende zu machen, welches in Frankreich und in Deutschland über Monarchie und Republik fortwährt. So lange man den, übrigens sehr notwendigen, Monarchen als

ein Wesen darstellen wird, um dessentwillen Willenen vorhanden sind, während man die Murre annimmt, als sey er selbst nur für sich vorhanden: wird es nicht an Personen fehlen, welche das Gegentheil geltend machen, und alle Mitterung in der Nazi-Monarchie suchen; und so lange man nur für das Eine oder das Andere kämpft, wird man nicht in den Besitz der Wahrheit gelangen, die sich nie in dem Aeußersten, sondern nur in Dem findet, was zwischen beiden in der Mitte liegt.

In Frankreich wird man nicht müde, auf die Republik zu schimpfen. Allerdings sind ihre Wirkungen nicht die erfreulichsten gewesen; und wer, wenn er die Wahl hätte, möchte sich nicht gern einem Zustand verbieten, wie der des französischen Volks in dem letzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts war! Allein, hätten die Bewohner Frankreichs es in ihrer Macht, die Republik zu vermeiden, nachdem sie mit ihrer Dynastie gefallen waren? Dies ist eine Frage, welche ausländischer erledigt werden muß, und welche, wie uns dünkt, nicht erledigt werden kann, ohne dem Tadel, daß man in Frankreich von der Republik aufgeben gemocht ist, sehr viel von dem Schrecklichen zu nehmen, das man daran knüpft.

Wollte man die ganze französische Revolution mit Herrn von Chateaubriant als eine Pest betrachten, welche aus Amerika nach Frankreich gekommen sey: so bliebe nur Ein Punkt unauflöslich; nämlich, wie es gekommen, daß die freien Engländer, die Spanier, und alle die übrigen Europäer, welche an dem amerikanischen Kriege Theil genommen hatten, von diesem Peststoss verschont

geblieben sind. Welche Wirkbarkeit man also auch den Freiheits-Jenen, die sich zuerst in Amerika entwickelt haben sehen, zuschreiben mag, so sieht man sich doch in der Voraussetzung genöthigt, daß der französischen Regierung große Erbreehen eigen seyn mußten, wenn jauch Eifer mit unerschöpflicher Kraft Alles durchdringen sollte. Bedurf es aber überhaupt eines anderen Erklärungsgrundes, als des so eben ausgesprochenen? d. h. würde die Revolution in Frankreich nicht ausgebrochen seyn, auch wenn es nie einen amerikanischen Freiheitskrieg gegeben hätte? Ruft man die französischen Annalen von Guy Sallier, so überzeugt man sich leicht, daß die Regierung von Frankreich um die Zeit, wo die Revolution ausbrach, in sich selbst gesunken war, daß die Regierten jeden Einspruch verwerfen konnten, daß, da weder von Seiten des Königs, noch von Seiten des Parlaments, noch von Seiten der Städte (des Adels und der Geistlichkeit) irgend eine Action zu erwarten war, die gegen die Ordnung der Dinge zu ändern gehen mußte, wenn Frankreich mit einigen Erfolge geteilt werden sollte. Niemand, man darf es läßt behaupten, wollte die Republik; allein man mußte sie wollen, sobald man angefangen hatte, auf eine neue Schöpfung einzugehen, für welche es so sehr an Principien fehlte, daß ihr Gelingen nur das Werk eines göttlichen Ungeschehes seyn konnte. Daß sie dies gewesen wäre, daran sollte nicht weniger, als Alles. Nichts paßte zu einander, und indem sich zwischen der Ummassung und der rechtmäßigen Gewalt ein Kampf auf Tod und Leben entwickelte, konnte der Untergang der letz-

ren schwerlich ausbleiben. Zerfällt nun in dem erblichen System ein Volk mit seiner Dynastie, so mag dies leicht das größte Unglück seyn, das ihm bezeugen kann; da aber die Dynastien keine andere Bestimmung haben, als der Regierung noch stehenden Erfolge, beizugehen den Charakter der Einheit zu geben: so sieht ihr Verschwinden oder Ausbleiben nothwendig eine Verwandlung der Regierungsform nach sich, welche darin besteht, daß man sich ohne den Charakter der Einheit zu befehlen sucht. Auf diese Weise kommt die Anti-Monarchie oder sogenannte Republik zum Vorschein, ohne daß man sie will, ja, ohne daß man sich das mindeste Gute von ihr verspricht. Hat irgend etwas unschätzbare Aufschlüsse über die, jedem größeren Staate zukommenden, organischen Gesetze gegeben, so ist es die Geschichte der französischen Revolution von ihrem ersten Anfange bis zur Wiederherstellung der Bourbonen. Tag für Tag läßt sich nachweisen, wie stark das Bedürfniß eines erblichen Chais dem französischen Reiche war; denn ohne dies Bedürfniß keine Verwandlung der Demokratie in eine Directorial-Regierung, und ohne dasselbe eben so wenig eine Verwandlung der letztern in diejenige Monarchie, welche durch Napoleons Bonaparte gebildet wurde, bis sich ganz Europa gegen ihn vereinigte, um das alte Geschlecht zurückzuführen! Wer unbekannt ist mit den Erscheinungen der letzten fünf und zwanzig Jahre unthätig, der sieht darin schwerlich noch etwas Anderes, als den Bestärkungs-Proceß der erblichen Monarchie; denn auf diese wurde Alles ab, um daß ihr nicht gestattet wurde, sich selbst Neue mit der Un-

umschränktheit zu vermehren, welche sie früher aus Jurethum für den größten ihrer Vorzüge hielt. Der Anlag nach sind die Franzosen gegenwärtig mehr Republikaner, als jemals; aber sie sind es auf eine veräußerte Weise, d. h. durch die Kunst, welche das Gemeinwesen allein sichern, und gerade durch die Monarchie, welche überdies ihrer Haltung in der Anti-Monarchie oder in dem Antheil, des Volks an seiner Gesetzgebung hat.

Hierzu läßt sich, wie es uns scheinen will, genau bestimmen, was Europa von seinem zukünftigen Verhältnisse zu Amerika zu erwarten hat.

Wenn Herr von Chateaubriant der Meinung ist, Europa werde von Amerika aus republikanisirt werden: so ist diese Voraussetzung gerade so gegründet, wie die entgegengesetzte, daß Amerika von Europa aus werde monarchisirt werden. Wahrscheinlich es stünde sehr schlecht um die Monarchie und um die erblichen Thronen, wenn sie keine bessere Grundlage hätten, als den guten Willen, oder die Trägheit, oder auch den Unverstand, des menschlichen Geschlechts; wenn nicht etwas da wäre, was sie ewig nothwendig macht; wenn dieses Etwas nicht in der Natur der Gesellschaft ausgesacht werden müßte, welche, um zu bestehen, Institutionen erfordert, die dem allgemeinen, d. h. dem dem Gemeinheil Aller umfassenden Willen den Triumph über jeden besondern Willen sichern. Aber in der Monarchie nur die Person des Monarchen anschaut, und hier, wie Herr von Chateaubriant, nur daher warren kann, daß dem Interesse dieser Person kein Widerspruch geschehe, der hat von der

Monarchie sehr wenig begriffen, weil er nicht einsieht, wie das Interesse dieser Person durch das Interesse der Gesellschaft selbst aufrecht erhalten wird. Von Verirrungen ist hier nicht die Rede; wohl aber von Grundrissen und von Dem, was in den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens steck ist. Und hiernach ist man berechtigt zu der Behauptung, daß die Monarchie sich den Amerikanern weit eher aufdrängen werde, als die Anti-Monarchie den Europäern.

Wenach streben die spanischen Amerikaner? Eines nach sogenannten republikanischen Verfassungen? Keinesweges! Wenach aber sonst? Sie streben nach Dem, wonach alle Colonien, wenn sie einen gewissen Grad von Größe und Selbstständigkeit erlangen hatten, zu allen Zeiten gestrebt haben: nach Unabhängigkeit. Beides darf nicht mit einander verwechselt werden; denn Beides ist sehr verschieden von einander. Der König von Spanien war bisher der Oberherr des ungeheuren Landstrichs, der, auf der Westseite von Amerika, sich von Californien und Mexiko nach der äußersten Spitze von Chili erstreckt. Da er nicht an Ort und Stelle regieren konnte, so blieb nichts Anderes übrig, als dies Geschäft seinen verschiedenen Statthaltern in Amerika zu übertragen. Diese Vic-Könige waren, wie sich von selbst versteht, mit großen Vollmachten ausgestattet, und jeder von ihnen durfte sich in seiner Abhängigkeit von dem Könige Spaniens als einen besondern Oberherrn betrachten. Die Regierung war despotisch, und mußte es seyn, weil es darauf ankam, die Abhängigkeit der Colonien dem Mutterlande zu verwahren. Zum Gesäht

ihrer Stärke erstreckt und zur Erwerbung ihrer Unabhängigkeit entschlossen, mußten die Amerikaner sich freilich sagen, daß ihre Wünsche nur in so fern werden erfüllt werden, als sie sich gegen das einmal eingeführte Regierungs-System erklärten; bei dem Willen aber galt ihre Unabhängigkeit mehr ihrer Unabhängigkeit, als dem Regierungs-Systeme, und sie befanden sich ganz vollkommen in dem Falle der Franzosen, sich aus Noth zur Anti-Monarchie bequemen zu müssen, weil das, wodurch die Monarchie verteidigt wurde, nicht länger bestehen konnte. Der Kampf, in welchen sie sich eingelassen haben, dauert zwar noch fort; aber seine Vertheidigung vorausgesetzt — wird das politische System, zu welchem sie ihre Zuflucht genommen haben, von Dauer seyn können?

Dies ist die Frage, welche beantwortet werden muß.

Wirds wohl noch nach beendigtem Kampfe an Dynastien fehlen, um solche Regierungen zu bilden, wie die europäischen sind: ein Mangel, der für sie durch nichts ersetzt werden kann. Allein, was könnte die einzelnen Länder, welche unter der Benennung der Vize-Königreiche Mexiko, Granada, Peru, Rio de la Plata u. s. w. bekannt sind, abhalten, in die Fußstapfen der vereinigten Staaten von Nordamerika zu treten? Der Präsident dieser Staaten bildet, wenn gleich auf eine eigenthümliche Weise und mit einem geringern Aufsatze von Nothwendigkeit, die Einheit derselben nicht weniger, als jeder andere europäische Monarch; und weit entfernt, daß die vereinigten Staaten eine reine Anti-Monarchie bilden sollten, tragen sie wenigstens die Anlage zur Re-

nachste in sich, und in welchen Formen sie sich nach etwa einem Jahrhundert, wenn ihre Bevölkerung sich verdreifacht haben wird, bewegen werden, ließ wohl abgemauert seyn. Kein dergleichen Wahn, als der, daß eine Gesellschaft in der Anti-Monarchie fortauern könnte! Es würde Unsinn seyn, in einem Lande, wo sich das Verhältniß der Bevölkerung zu dem bewohnbaren Boden noch erst feststellen soll, dem Monarchen, d. h. Dem, der in dem Regierangs-System die Leitung bildet, alle die Berechtigungen zu geben, welche europäische Könige haben und haben müssen; denn woher sollten sie dieselben gebrauchen? Aber es würde nicht weniger Unsinn seyn, wenn man sie vor dem Regierangs-System ganz ausschließen wollte; denn dadurch würde man nichts anderes bewirken, als überhaupt keine Regierung zu haben. Haupt sache wird die Zeit, was nöthig ist zur Ergänzung der Wachsthumsmenge; darüber entscheidet in letzter Instanz die zunehmende Bevölkerung und die davon nicht zu trennende geistige Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Einrichtungen.

Es ist daher kaum noch etwas mehr, als kindisch, wenn man annimmt, Europa werde durch Amerika republikanisirt werden. Welche Wahrscheinlichkeit, daß dies der Fall seyn könnte, da gerade durch die französische Revolution die Welt, großen Staatserbitterungen zuwar zu kommen, in so großer Allgemeinheit bekannt geworden sind! Hatte Frankreich vor dreißig Jahren die Verfassung gehabt, deren es sich gegenwärtig erfreut: wahrlich! es würde nicht erlebt haben, was es erlebt hat. Die Monarchie zu sichern, giebt es kein wirksames

reß Mittel, als eine Volkvertretung: denn nur diejenigen Wähler sind zum Auftritte geneigt, für welche es keine Rechte geben soll; und wie lange es auch gelingen möge, sie über ihre Rechtlosigkeit zu täuschen, so kommt doch, über kurz oder lang, der Augenblick, wo man an der eigenen Unbilligkeit inne wird, daß man niemals hätte täuschen sollen. Erhalten die Wähler Europa's die Verfassungen, welche ihnen versprochen worden sind, so brauchen sie nicht republikanisch zu werden.

Und wer leidet aus die Erwider, daß die frei gewordenen Amerikaner gleich Anfangs sich eines beneidenswerthen Zustandes zu erfreuen haben werden? Ein Blick auf die Karte des spanischen Amerika zeigt, daß es nach glücklich erlangener Unabhängigkeit sammtlich sein wird, das ganze Land von Californien und Mexiko bis nach Chili unter Einer gemeinschaftlichen Regierung zu vereinigen. Es müssen hier also wenigstens eben so viele von einander unabhängige Staaten entstehen, als es bis jetzt verschiedene Vice-Königreiche oder Statthalterschaften gab. Werden diese sich aber unter einander vertragen? werden, wenn der Unabhängigkeitskrieg beendet ist, nicht Bürgerkriege ausbrechen? Das monarchische Element kann in ihnen nur schwach seyn; und eben deswegen sind wir zu der Voraussetzung berechtigt, daß ihr Friedenszustand höchst unsicher seyn werde; denn die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß die Aristokratie sich durch den Krieg zu behaupten liebt. Schwache Erbkönige können allerdings auf die Erhaltung des Friedens hinarbeiten; aber bis diese gefunden sind, wird man sich auf dem Festlande von Amerika eben so schlagen,

wie man sich in Europa um dieselben gekümmert hat. Ueberhaupt haben die Amerikaner noch tausend Erfahrungen zu machen, welche für die Europäer bereits gemacht sind; und, in so fern die Ginen von den Andern lernen sollen, ist es wohl natürlicher, daß die Amerikaner von den Europäern, als daß diese von jenen lernen. Der Hauptvorzug der europäischen Völker wird gerade darin bestehen, daß sie eine gebildete Monarchie haben, welche die amerikanischen Völker erst nach Jahrhunderten erhalten können.

Es genügt aber für die Staatsgesetzgebung Europa's von dem veränderten Stande der Dinge in Amerika nicht zu fürchten ist: eben so genügt muß derselbe Satz herausgen, daß eben diese Staatsgesetzgebung immer vollkommener werde. Die Unabhängigkeit Amerika's auf die pyrenäische Halbinsel ist unaussprechlich. Wie könnten Spanien und Portugalen von ihren Colonien getrennt werden, ohne auf das Entsetzlichste zu leiden! Welche Völker, welche zur Hälfte in ihren außer-europäischen Besitzungen drei Jahrhunderte hindurch lebten, sollen plötzlich ihrem bisherigen Herrn entsagen, und ein anderes Herrn annehmen! Ist das nun wohl möglich, ohne daß der ganze gesellschaftliche Zustand auf der pyrenäischen Halbinsel verändere werde? Um dies zu beurtheilen, braucht man nur die Note des Königs von Spanien in der Geheimencatschöpfung gelesen zu haben, in welcher der neue Finanzplan angenommen wurde — eine Note, worin dargelegt wurde: daß die laufende öffentliche Schuld sich nachgedrungen vermehrt habe; daß die Schuld der vorigen Regierungen, so wie

der neuen, eine heimliche Summe betrage; daß die Truppen bestehende Entdeckungen hielten; daß die Casernen in Ruinen verfallen; daß die Bürger die peinliche Last der Einquartierungen und der militärischen Exzesse ertragen; daß an mehreren Orten ungeheure Verwüstungen anrichtet worden; daß die Marine entbildet sey; daß der Hafen der Halbinsel und der Colonien den Fremden Preß gegeben seyen, und daß die Ord., Obristen und beinahe alle Beamten Monate und Jahre dahin sitzen sehen, ohne ihren mäßigen Gehalt zu beziehen. Verwirrt ist dieser Nothstand durch den Krieg mit den Colonien; und in ihm liegt die Bürgschaft, daß dieser Krieg sich seinem Ende nähert. Allein dieser Nothstand wird und muß fortdauern, wenn der Krieg beendigt und die Unabhängigkeit der Amerikaner errungen ist. Was wird nun geschehen, damit Spanien eine Niederlage bleibe? Es wird sich anders einrichten: — es wird sich von dem großen stehenden Heere seiner Ordens-Beistandigkeit befreien und die Jesuiten nach Lima verbannt; es wird der Welt-Beistandigkeit die Schranken setzen, welche über das wahre Verhältniß der Kirche zum Staat keinen Zweifel bestehen lassen; es wird seinen Reich fortdauern lassen, aber ihn staats-mäßiger machen; es wird, nach Abschaffung seiner wachsenden Bevölkerung, die großen Schellen vertheilen, um ein größeres Product aus seinem Boden zu ziehen; es wird den Krieg aufzuheben, indem es die Wohlhabendheit an denselben knüpft; es wird die Künste und Wissenschaften von den Aussprüchen der Inquisition unabhängig machen, weil die allgemeine Cultur nur in so fern gefördert, als der

menschliche Geist frei ist von den Fesseln des Aberglaubens und der Austerität; es wird die Gold- und Silberergwerke, die es in Mexiko und Peru verloren hat, in Anbalufen und Granada aufsuchen und finden; mit einem Worte: es wird sich mit den polygetischen Völkern Europa's ins Gleichgewicht setzen. Wohl könnte es geschehen, daß der Papst, der bisher sein bedeutendstes Domän in Spanien hatte, desselbe durch die Unabhängigkeit der Spanischen Colonien vom Mutterlande verliere. Wie aber sieht es um die organische und bürgerliche Beschaffenheit von Europa, wenn es keinen Papst mehr gibt, oder wenn derselbe seinen Einfluß auf beide verloren hat? Diese Frage ist eine von den wichtigsten, die man in der gegenwärtigen Zeit aufwerfen kann. Spanien, sonst ein sehr wesentlicher Bestandtheil der europäischen Welt, hat aufhören müssen, es zu seyn, weil seine Besitzungen in Amerika einen so wesentlichen Gegenstand seiner Sorge bildeten, daß es sie nicht aus den Augen verlieren durfte. Von dieser Last befreit, beginnt es ein neues Leben, wodurch es zum zweiten Male in die europäische Politik verflochten wird; und obwohl es schwerlich die Rolle, die es im sechszehnten Jahrhundert spielte, jemals wiederholen wird: so kann es doch auf einfache Weise dazu beitragen, daß alle die großartigen Ideen, welche das neunzehnte Jahrhundert entwickelt hat, früher zur Wirklichkeit gelangen. Besonders auf diesem Wege, den man den negativen nennen möchte, wird die Unabhängigkeit Amerika's zu dem größten Ereigniß unserer Zeit werden und die aufschaulichsten Einflüsse auf die Verbesserung der Staats-

gesetzgebungen getrieben; denn im Leben kommt es oft bei weitem mehr auf die Beseitigung der Hindernisse, als auf die Herstellung der Beförderungsmittel an: das Rechte stellt sich da von selbst ein, wo die Ursache der Hinderung beseitigt ist.

Eduard, Graf von Clarendon.

Der Mann, von dessen Leben wir hier einen Abriss geben wollen, ist als Geschichtsschreiber bekannt. Weniger bekannt ist er als Autobiograph. Gleichwohl ist sein Leben reich an den merkwürdigsten Ansehnlichkeiten, und die Wahrheit, welche den Leser aus seiner Erzählung anspricht, übt eine so magische Kraft, daß man in Versuchung gerathen könnte, dem Schicksal für die Lehren zu danken, welche ihm bringt, der Nachwelt zu sagen, bis zu welchem Grade er seine Verhältnisse beherrschte, und wie er überhaupt dachte und empfand.

Eduard, Graf von Clarendon, gehörte vermöge seiner Geburt dem Mittelstande an. Sein Vater war Heinrich Hyde, der, nachdem er seine Jugend theils unter Studien, theils auf Reisen verbracht hatte, sich zu Oxford in Wiltshire, sechs englische Meilen von Salisbury, niederließ, wo er sich mit einer von den Töchtern Eduard Langford von Weabridge vermählte, und, jedem Ehegeizig entgehend, das Leben eines Privatmanns führte, der, ohne reich zu seyn, Aussehen auf Auktionen macht. Als wohlhabender Mann von seinen Mitbürgern zum Parlamentsstuhle gewählt, wohnte Heinrich Hyde mehreren Sitzungen bei; doch nach dem

Tode

Tode der Königin Elisabeth war er durch nichts zu einer neuen Reise nach London zu bewegen; und so, wohl er diese Königin um gute dreißig Jahr überlebte, verließ er Dinten doch nur, um kurze Besuche in der Nachbarschaft zu machen: so groß war die Zucht, Haltung und Sparsamkeit in diesen Zeiten! Seine zahlreiche Familie mochte daran keinen geringen Antheil haben; denn er hatte vier Söhne und fünf Töchter, deren Erziehung ihm sehr am Herzen lag.

Unter den Söhnen war Eduard der dritte. Im Jahre 1608, fünf Jahre nach Tode des Ersten Oberbefehlshaber, geboren, erhielt er seinen ersten Unterricht von einem Schulmeister, der seine Bildung hauptsächlich den Unterredungen verdankte, die er mit Eduards Vater gehabt hatte. So gut waren die Anlagen des Knaben, daß er bereits in einem Alter von dreißig Jahren die Universität von Oxford besuchen konnte. Hier studierte er, unter mancherlei Zerstreuungen, Alles, was ihn ansprach; nur keine von den sogenannten Freiwissenschaften. Vorlesungen über die Rechte gab es in jenen Jahren nicht einmal; und Die, welche sich der Jurisprudenz widmeten, pflegten die ihnen notwendigen Kenntnisse praktisch einzusammeln, nachdem sie dazu durch das Studium der Aiken, vorzüglich aber der römischen Autoren, vorbereitet waren. Ohne seine Bestimmung zu kennen, überließ sich der junge Eduard blindlings der Leitung seines Vaters; und da dieser, nach dem Tode seines zweiten Sohnes, den Entschluß faßte, ihn nach London zu seinem Bruder Wilhelm zu schicken, welcher gerade um diese Zeit Lord Oberrichter von Kingsbench

geworden war: so folgte der Jüngling, ohne mit seinen Neigungen zu Rathe zu gehen.

Es war ihm eine Laufbahn eröffnet worden, in welcher Leute seines Standes, wenn es ihnen nicht an Talent fehlte, leicht ein bedeutendes Glück machen konnten. Nichts beachte dies so sehr mit sich, als die Beschaulichkeit der Justizpflege und die Art der Verhandlung; denn, wenn die letztere, so fern sie eine mündliche war, den Geist durch stärkere Anregungen des Gemüths unterstützte: so gewährte die erstere den großen Vortheil, daß ein ausgezeichnete Mann, er mochte Advokat oder Richter seyn, nicht unbekannt bleiben konnte. Inzwischen war der erste Eintritt in diese Laufbahn für den jungen Eduard Hyde mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden. Eine Pest, die gerade um diese Zeit ausbrach, trieb ihn von London. Als das Uebel nachgelassen hatte und er mit seinem Oheim nach der Hauptstadt zurückgekehrt war, befiel ihn ein vierwöchiges Fieber, das ein ganzes Jahr anhielt. Kaum war er davon genesen, so sah er sich in allerlei Verhältnisse verwickelt, welche der mit Frankreich und Spanien ausgebrochene Krieg herbeiführte: Verhältnisse, zu welchen ihn nichts so sehr verleitete, als seine Neigung, mit Personen aller Art umzugehen, ohne sich strenge nach ihrem Sitzen zu erlauben. Glücklicher Weise war dieser Krieg von kurzer Dauer; und mit ihm hörten diese Verbindungen auf. Er begleitete darauf seinen Oheim auf der Reise, welche dieser als Lord Oberichter in dem Gerichtssprengel von Norfolk machte, und wurde auf derselben mancherlei Veranlassungen zur Erwies-

tung seiner Einsichten gefunden haben, wenn er nicht gleich nach seiner Ankunft in Cambridge von dem Blattern wäre befallen worden: einer damals noch sehr gefährlichen Krankheit, die, nachdem sie im Wesentlichen überstanden war, ihn noch einmal auf eine längere Zeit in das väterliche Haus zurücktrieb, weil er nur in diesem völlige Wiederherstellung hoffen konnte. Gerade während dieser Zeit wurde der Herzog von Buckingham von einem gewissen John Felton ermordet; und da die Politik des Hofes durch das Verschwinden dieses Herzogs eine Wendung nahm, welche jungen Leuten die Aussicht auf ein schneller Glück raubte: so lehnte Edward Hyde mit dem festen Entschlusse nach London zurück, nur seinem Berufe nachzugehen. Um diesem Entschlusse nicht noch einmal antreten zu werden, wollte er sich durch die Bande der Ehe festeln, welche übrigens zugleich das Mittel werden sollten, seine Vermögensumstände zu verbessern. Sein Oheim starb inzwischen an den Folgen eines hässlichen Fiebers. Der Schlag war hart, und würde noch härter gewesen seyn, hätte der junge Mann seinem Talente weniger vertraut. Nach einer schlafgeschlagenen Vorbereitung verheirathete er sich mit einem Mädchen von ungemeiner Schönheit, der Tochter des Herrn George Wyke, die seine Landsknechtin war. Diese Verbindung gab seinem Herzen alle die Spannkraft, welche dem Manne nothwendig ist, der einen festen Lebensplan verfolgen will; und da seine Gemahlin durch ihre Mutter, eine geborne St. John, mit vielen adelichen Familien verwandt war, so diente dieser Umstand wohl mehr, als alles Andere, in dem Herzen des Sach-

malte jenen Ehrgeiz zu erzeugen, der seine Befriedigung nur im Umgange mit Vornehmern findet.

Seine Praxis fing an bedeutender zu werden, als er nach sechs Monaten einer sehr glücklichen Ehe eine Reise nach Dintow antrat, um seinen Vater, der sich dem Ziele seines Lebens näherte, noch einmal zu sehen. Begleitet von seiner Gemahlin, war er bis Reading gekommen, als diese plötzlich erkrankte. Schnell kamen die Dintows bei ihr zum Ausbruch; da sie aber schwanger war, so brachte diese Krankheit eine allzu frühe Niederkunft zu Wege, aus deren Folgen sie nach zwei Tagen starb. Er war so unendlich über diesen Verlust, daß er seine Absoluten-Kaufbahn aufgeben und auf Reisen gehen wollte. Nur das Ansehen seines Vaters konnte ihn von diesem Entschlusse abbringen. Durch einen längeren Aufenthalt im väterlichen Hause beruhigt, lebte er mit einem liebreicheren Herzen und mit dem Vorsatze, nie wieder zu heirathen, nach London zurück.

Kaum aber war er daselbst angekommen, als das Schicksal einer Hofdame, die eine nahe Verwandte seiner verstorbenen Frau war, seine ganze Thätigkeit fand. Diese Dame hatte sich in ein Liebesverhältniß eingelassen, welches in ihrer Voraussetzung mit einer ehelichen Verbindung endigen sollte. War gefehlt, daß dies der Fall gewesen wäre, machte sie zu einer Zeit, wo ihre Schwangerschaft nicht mehr zu verheimlichen war, die Entdeckung, daß ihr Liebhaber durch seine Verheißung zu einer Eheverbindung zu bewegen war. Der ganze Hof nahm den lebhaftesten Antheil an diesem Handel, je nachdem man entweder für die Un-

glückliche oder für Den eingenommen war, der für ihren
Verführer galt. Der junge Vicomte Grandison forderte
dieses; doch ehe der Zirkel auf zu Stande kam, hatte
der König die beiden Hingelasse in den Tower bringen
lassen, und erklärt, daß, wenn ein Ehebündniß vor-
angegangen wäre, der Mann sein Wort halten, oder
im Gefängniß bleiben und dann für immer vom Hofe
verbannt werden sollte. Die allgemeinere Ansicht war,
daß, wenn die verlorne Dame keine Gegenstimmung er-
hielte, die Ehre des Hofes gefährdet würde, so fern
Personen von Rang, durch ein solches Ereigniß gezwun-
gen, abgehalten würden, ihrer Kinder dem Hofe anzu-
vertrauen. Dies war auch Edward Hyde's Ansicht;
und da er als Vertheidiger der jurädicirten Dame
das Recht hatte, sich in diese Angelegenheit zu mischen,
so wurde es ihm nicht schwer, das Vertrauen und die
Achtung einer großen Partei zu gewinnen, in welcher
der Marquis von Hamilton, damals von großem Ein-
fluß auf den König und die Königin, für ihn die
Hauptperson war. Viel wurde in dieser Sache berath-
schlagt, noch mehr geschwätzt. Endlich endigte sie sich
dahin, daß der angebliche Verführer auf eine lange Zeit
aus dem Königrathe verbannt, die Verführer aber bis
zu ihrer Entbindung der Sorgfalt ihrer Freunde und
Verwandten anvertraut wurde. Es war eine nicht un-
gewöhnliche Hofsengeschichte, die klug deshalb so viel
Lärm verursachte, weil der König sich auf eine unge-
hörige Weise in dieselbe gemischt hatte; für Edward
Hyde aber hatte sie den glücklichen Erfolg, daß er mit
vielen angesehenen Personen in Verbindung kam, von

welchen Einige ihn wegen seiner Grundsätze schätzten, Andere sich an seiner Gewandtheit vergnügten.

Noch immer war der junge Mann nicht mit sich selbst darüber einverstanden, ob er der Jurisprudenz getreu bleiben, oder auf Reisen gehen sollte. Das Einzige, was ihn in seiner Laufbahn erhielt, war, das Ansehen seines Vaters, von welchem er lehrte, daß er ein Abspringen im höchsten Grade mißbilligen würde. Da er übrigens als Advokat förmlich angestellt war, und seine Praxis sich mit jedem Tage mehrte; so glaubte er, sich durch eine zweite Heirat zu Hülfe kommen zu müssen. Zu diesem Endzweck bewarb er sich, drei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau, um die Tochter des Herrn Thomas Wyldestump, eines Requieten-Meisters des Königs, der seinem Range nach Baronet war. Ihrer Hand wurde ihm nicht verweigert, und mit ihr lebte er sechs und vierzig Jahre in einer vollkommenen Ehe, auf welche Glück und Unglück keinen Einfluß hatte. Drei Söhne und eine Tochter waren die Frucht dieser Verbindung, welche in der Folge durch den Verstand und die Schönheit seiner Tochter nicht wenig zu seiner Erhaltung beitragen sollte.

Sein Vater starb bald nach dieser zweiten Verheirathung; und obgleich der junge Mann von diesem Augenblicke an durch ein nicht unbedeutendes Erbe mehr als jemals sein eigener Herr war, so ließ er doch jeden Gedanken an Reisen im Auslande fahren, nur mit den Pflichten seines Amtes beschäftigt, und nur darauf bedacht, wie er in seinem Wirkungskreise sich geltend machen wollte. Die Verbindung, in welche er mit

vornehmern Personen getrennt war, beachte es mit sich, daß er einigen Aufwand machte; noch weit mehr aber entschied seine Reigungen ihn für den Umgang mit Personen aus den höhern Klassen, vorzüglich weil er wußte, daß man sich in eben dem Maße weniger vernachlässigt, in welchem man mit Frauen umgeht, die ein höherer Stand zur Beobachtung des Schicklichen zwingt. Er besaß in einem Alter von acht und zwanzig Jahren die Reife des Verstandes, welche erforderlich ist, Verhältnissen ihr Recht widerfahren zu lassen, und die innere Freiheit, vermöge deren man Verhältnisse zu benutzen weiß. Die Natur selbst schien ihn zum Absoluten bestimmt zu haben; in dem Absoluten aber, welches den Geometern nicht unterliegt, steht in der Regel der Staatsmann.

Einem jungen Manne, dem es nicht an Ehrgeiz fehlte, waren die Umstände günstiger, als er selbst glauben mochte. Das sechzehnte Jahrhundert, reich an Gährungseffekten aller Art, näherte sich seiner Wende, als der Geist desselben auch Großbritannien ergriff. Frankreichs Bürgerkriege waren an diesem Urdache vorbeigegangen, ohne dasselbe zu berühren. Auch Deutschlands dreißigjähriger Krieg schien beendet werden zu können, ohne daß England in den Strudel desselben gezogen wurde. Die Reformation hatte indeß durch die Eordlung, welche sie der Ensllichkeit gegeben, das ständische Wesen tief erschüttert. Drei von den Fesseln des Papstthums, durften die Fürsten es wagen, auf Unumschänklichen Anspruch zu machen; und dieses Streben war allen gemein. In Großbritannien war Karl der

12
16
Erst seinem im Jahre 1553 verstorbenen Vater, Jakob dem Ersten aus dem Hause Stuart, gefolgt; und da der junge König um die Zeit, wo er der Nachfolger seines Vaters wurde, nur sechs Jahre zählte, so brachten seine Minderjährigkeit es mit sich, daß die königliche Gewalt in die Hände der Großen gerieth. Die Pflicht, das Ganze zusammenzuhalten, ruhte auf dem Herzog von Buckingham; und die Erfüllung dieser Pflicht war wohl nichts weniger als leicht, weil in dem Verhältniß der Regierung zu dem Parliamente noch nicht die Ordnung eingeführt war, welche spätere Erfahrungen gegeben haben. Unabhängig von dem Parliamente zu werden: dies war der Strebepunkt der Könige; diese Unabhängigkeit nicht zu gestatten: dies war der unerschütterliche Voratz des Parliaments. Verpöthung und Verehrung standen sich also als zwei feindselige Elemente entgegen, die einander zur bekämpfen konnten. Der Pöbel ist Jakob des Ersten ging um so nachmenthafter auf Karl den Ersten über, weil der Herzog von Buckingham das Band zwischen Beiden war.

Beim Tode Jakob's war England in einem Kriege mit Spanien befangen. Um diesen Krieg mit Erfolg fortzusetzen, bedurfte Karl der Unterstützung des Parliaments, welches seit Jahrhunderten das Vorrecht genoss, neue Auflagen zu bewilligen. Obwohl nun Karl die Abneigung seines Vaters gegen das Parliamente theilte, so mußte er sich doch zu einer Zusammenberufung desselben entschließen. Sein Zusammentritt erfolgte; doch nicht, um die Wünsche des Königs zu erfüllen. Im Hause der Erweilnen sowohl, als in dem der Pair's

klagte man sich über die Begünstigungen, welche den Katholiken zu Theil wurden; und als dieser Gegenstand erschöpft war, richtete sich das Mißvergnügen gegen den Herzog von Buckingham. Unter so ungünstigen Verhältnissen begann Karls des Ersten Regierung; und so unbedeutend waren die Geldbewilligungen des Parlaments, daß Karl, um mit seiner Kriegsführung nicht ganz zu Schanden zu werden, seine Zucht zu erzwungenen Anleihen nehmen mußte. Doch ein Krieg, den eine Nation nicht zu ihrer Angelegenheit macht, ist immer eine sehr mißliche Sache. Eduard Cecil erhielt den Oberbefehl über eine aus neuem Segeln bestehende Flotte; allein anstatt, seiner Bestimmung gemäß, der spanischen Silberflotte aufzulauern und mit Beute beladen nach England zurückzuführen, landete er an der Küste von Cadix, wo seine Truppen in den Nachschiffen saßen, welchen sie sich überließen, so zusammenzuschmelzen, daß er nicht genug eilen konnte, nach England zurückzuführen. Die Expedition war verfehlt, und die Nation gürte auf den Vorhebel des Krieges, und nannte den Herzog von Buckingham als den Verderber der öffentlichen Wohlfahrt.

Eine zweite Zusammenberufung des Parlaments war für den Zweck, welchen die Regierung sich gesetzt hatte, noch erfolglos; sie war es um so mehr, weil Karl es wagte, die Schranken zu überschreiten, innerhalb deren die Erörterung sich halten sollte. Gewaltsame Maßregeln, welche Buckingham anwendete, mußten zurückgenommen werden, und dieneu folglich nur, das königliche Ansehen zu schwächen. Was die Engländer dieser Zeit am mei-

ßen beleidigte, was aber in dem Parlamente nicht zur Sprache gebracht wurde, war — der Glaube des königlichen Hauses. Indem das Geschlecht der Stuarts dem der Tudors folgte, fand es zwar für gut, dem Kirchenthum zu entsagen, dem es bis dahin angehört hatte, nämlich dem römisch-katholischen, in welchem seine Religion abgeschlossen war; doch behielt es eine Neigung für den Katholicismus, weil es in ihm eine Grundlage für die Aufrechterhaltung des Königthums sah. Die Reformation, von Heinrich dem Achten eingeführt und von Elisabeth auf eine ausgezeichnete Weise beschützt, trat also zwischen den neuen Herrscherstamm und das Volk; und je bedeutsamer die Verfassung des Vermögens war, welche die Reformation veranlaßt hatte, desto größer war die Auster, die sich dadurch zwischen Beiden befand. Diese Auster war der protestantische Theil der britischen Unterthanen mit Gefürchtungen aller Art erfüllt, indem er die Mittel berechnete, welche dem Könige zu Gebote standen, um das katholische Kirchenthum aufs Neue einzuführen.

Zwar lag in Karls Charakter nichts weniger als Fanatismus; aber sobald der junge König, nach dem Abschiede aus der Minderjährigkeit, sich mit Henriette, Tochter Heinrich des Vierten, Königs von Frankreich, verlobte hatte, erwachten jene Befürchtungen in doppelter Gewalt durch die Verbindung des Geschlechtersverhältnisses, welches sich zwischen diesen königlichen Personen bilden zu müssen schien. Schon in einer früheren Periode hatte eine auf den britischen Thron erhabene Prinzessin von Frankreich durch ihren eigensinnigen Geist und durch

das Uebergewicht, welches sie in Folge desselben über ihren Gemahl ansetzte, England an den Rand des Abgrundes geführt; und was Margarethen von Anjou in ihrem Verhältnisse zu Heinrich dem Ersten begegnet war, das konnte sich nicht in Henriette's Verhältniß zu Karl dem Ersten wiederholen. Auf Seiten des Königs dieselbe Nachgiebigkeit und Gefälligkeit, wenn gleich nicht dieselbe Schwäche; auf Seiten der Königin dieselbe Neigung, sich in Alles zu mischen und Alles nach ihrem Willen zu leiten, wenn gleich nicht dieselbe Schärfe des Verstandes und Stärke des Willens! In einem Reiche, das noch bestimmten Gesetzen regiert seyn wollte, konnte eine Königin von Henriette's Charakter, selbst wenn ihre Sitten noch so unschuldig und untadelhaft waren, immer nur ein Gährungskeim seyn; auch bemerkte man, bald nach ihrer Erscheinung an dem britischen Hofe, eine wesentliche Veränderung in den Sitten des Landes, wenn diese für's Erste auch nur darin bestand, daß die Frauen der Vornehmen, fortgerissen von dem Beispiel der Königin, das Haupt erhoben und sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen begannen. Von Frankreich wahrhaft, und theils durch die allgemeine Neigung der Frauen des sechszehnten Jahrhunderts, theils durch die Aufmunterung einer ehezeitigen Gemahlin zu dem Wunsche nach Unumschränktheit fortgezogen — wie hätte Karl der Erste das Henricienchen ehren können, welchem der Zeit eine so hohen Werth beimaß! Alles Uebrige verstand sich ganz von selbst, und ein Zerfallen mit dem Herrscherstamme war beinahe unermittellich geworden, namentlich in Folge

der Reformation, welche von dem Volke vertheidigt, und von einem dem Papstthum ergebenden Hofe untergraben wurde.

Elf Jahre hindurch wich Karl die Erste jedem Zusammenschuß mit dem Parlamente dadurch aus, daß er dasselbe nicht zusammenberief. Um dazu nicht genöthigt zu seyn, entlastete er der Idee eines anständigen Krieges, indem er es zugleich darauf anlegte, die Kosten seines Hofstaates von dem Ertrage seiner Domänen zu bestreiten. Da dieser nicht ausreichte, so wurden die Besätze von Waas und Genicht, die Strafgeelder für Verletzung der Forsten und eine Auflage unter der Benennung des Schiffgeldes zu Hülfe genommen. Diese Maßregeln waren an und für sich nicht weniger als trübsend; aber sie waren dem Geiste und den Gewohnheiten des Volkes entgegen; und da der König das ganze Finanzwesen der Krone, des Erzbischofs von Canterbury, Laub, in dessen Einsicht er vergrößertes Vertrauen setzte, übertragen hatte: so wendete sich die ganze Erbitterung des Volkes gegen diesen Geistlichen. Geistliches und Weltliches ließ hierbei auf eine merkwürdige Weise in einander. Zur Aufrechterhaltung des königlichen Ansehens hatte Heinrich der Dritte das Episcopat besuchen lassen; und dies war zu einer Zeit geschehen, wo sich die Vereinigung der Kronen von England und Schottland schwerlich als nahe erwarten ließ. Auch in das letzte Königreich war die Reformation gedrungen; da sie hier aber durchaus selbstständig, und im stärksten Widerspruch mit der königlichen Gewalt, zu Stande gebracht war, so hatte sie,

was ihr ganzes Wesen mit sich brachte, die Hierarchie geübet. Der Unterschied zwischen der anglikanischen und der schottländischen Kirche, so fern beide protestantisch waren, bestand demnach darin, daß jene die Hierarchie beibehalten hatte, diese aber nicht: die Engländer nannten sich Episkopalen, die Schotten Presbyterianer. Dem Könige war dieser Unterschied gewogen. Als König glaubte er das Episcopat verteidigen zu müssen; und eben deswegen lag ihm nichts so sehr am Herzen, als die Wiederherstellung desselben in Schottland. Da nun der Erzbischof von Canterbury für England eine Liturgie geschaffen hatte, welche dem Episcopat-System entsprach: so wollte Karl, um dieselbe Liturgie in Schottland auszuführen, auch in Schottland das Episcopat wieder herstellen. Doch dies Anzunehmen scheuterte an dem Eigensinn der Schotten, welche sich lieber empfanden, als mit Bischöfen befaßt zu werden; und Karl hatte nicht sobald die Entdeckung gemacht, daß der Geist, in welchem er über diesen Punkt mit den sonst sehr friedlich gesinnten Schotten verfuhr, seine alte Widerstandskraft von dem Parlamente zurückführen konnte, als er einen Vertrag mit ihnen abschloß, durch welchen alle ihre Wünsche befriedigt wurden, nur daß sie dem Verdachte nicht erliegen konnten, die Bischöfe des Königs habe der Stelle der Großmuth und Gerechtigkeit vertrieben.

In England selbst begann man von dieser Zeit an mißtrauisch gegen das Episcopat zu werden, und nichts trug dazu so auffallend bei, als der Umstand, daß dem Erzbischof von Canterbury die Leitung der Finanzen übertragen war. Was in einem früheren Zeitalter, wo der Gegensatz

von Producten- und Geldwirtschaft mündet in die Augen sprang und der Staat als in der Kirche ruhend betrachtet wurde, ohne nachtheilige Folgen getroffen war, dasselbe gewann eine Gestalt, welche nur allzu schnell zu dem Grundsatz führte: „Civillanten müssen von Kirchendienern geschieden werden:“ ein Grundsatz, womit die Verbannung der Bischöfe aus der Peers-Kammer in der engsten Verbindung stand. Nichts also machte die Engländer zum Presbyterianismus mehr geneigt, als die Rolle, welche der Erzbischof in der Regierung Karls des Ersten spielte; und was man mit Wahrheit sagen kann, ist, daß es ein ausgezeichnetes Zeichen war, in einem protestantischen Reiche der Geistlichkeit dadurch zu großem Ansehen verhelfen zu wollen, daß man derselben eine durchaus nichtgeistliche Grundlage gab.

In dieser Lage der Dinge fand Eduard Hyde die gut, seine Advocaten-Stelle niederzulegen; und sich um Sitz und Stimme im Unterhause des Parlamentes zu bewerben. Nichts betrug ihn dazu so sehr, als seine Verbindung mit Personen höchsten Ranges, deren Schicksal in der neuen Staats-Krise gefährdet war. Von den beiden Glorious Betton Vasset, in der Grafschaft Wilts, und Chasestbury, in der Grafschaft Dorset, zugleich gewählt, gab er jener Wahl den Vorzug. Er stand um diese Zeit in einem Alter von vier und dreißig Jahren. Die Fertigkeit im Leben und die Verantwortlichkeit der Geschäfte, welche er sich als Advokat erworben hatte, kamen ihm in dem neuen Wirkungsfreise ungemein zu Statten. Auf welcher allgemeinen Grundlage die Verfassung seines Vaterlandes ruhte, hatte er eben

so wenig untersucht, als irgend einer von seinen Zeitgenossen; allein er theilte die Keuerungsucht der Andern nicht. Mehr in Verhältnissen befangen, als von Ideen geleitet, fand er nichts Aufstößiges darin, daß sich ein König von England zum Katholicismus bekehrte; und ob ihm gleich die Schwäche des Episcopats von Canterbury, als Staatsmann, sehr deutlich einleuchtete, so war ihm doch die Entfernung der geistlichen Pair's aus dem Oberhause entgangen, weil er die Nothwendigkeit einer ständischen Freiheit zu begreifen glaubte. Republikanismus, als Gegensatz von Monarchismus, war ihm also eben so jener, wie Presbyterianismus ein Gegensatz des Episcopals. Systems. Als Engländer liebt er das Bestehende, und sein Abscheu vor allen Neuerungen erstreckte sich sogar auf Das, was Hof und Adel in den letzten Zeiten gethan hatten, um dem Gleichheitsdrangel, von welchem die bedrückten Theil des Volks, vorzüglich die Mittelklasse, ergriffen war, entgegenzuwirken. Hieron gab er, gleich nach seinem ersten Eintritte in das Unterhaus einen Bericht, den man anerkennen mußte. Denn, als Herr Pym eine lange Reihe von Beschwerden vorgelesen hatte, auf deren Abstellung das Haus der Gemeinen dringen sollte, vermachte er dieselbe durch eine Beschwerde gegen den sogenannten Marthall's Hof, der, vor Kurzem erstanden, sich herausnahm, Vergehungen gegen die Aufsichtigkeit zu bestrafen. Auf diese Weise erwarb er sich das unbedingte Vertrauen Aller, welche bei weitem mehr wollten, als in seinen Absichten lag.

Die Sitzung des Parlaments war dies Mal von kurzer

Daher. Zusammenberufen hatte es der König, um die rebellischen Schotten in die Gränzen des leidenden Herrschens zurückzuführen; doch der Erfolg zeigte, daß er die Denkart des Unterhauses falsch beurtheilt hatte. Die Presbyterianer gingen in ihrer Kühnheit so weit, daß sie sich zu Vertheidigern der Schotten aufwarfen; und als das Oberhaus die Gemeinden aufforderte, sich vor allen Dingen mit den Bedürfnissen des Staats zu beschäftigen, erblickten diese in solcher Annahme eine neue Verletzung der Gesetze, und antworteten in diesem Geiste. Wollte Karl nicht auf der Stelle Alles wagen, so mußte er das so eben zusammenberufene Parlament wieder auflösen und den Krieg in Schottland aus eignen Mitteln führen. Den Befehl über die Truppen erhielten der Herzog von Richmond und Conway; aber Beiden fehlte die erste Eigenschaft eines guten Generals: Schnelligkeit. Die Schotten drangen über die Tyne vor, benutzten sich Rucastrich, und drängten das königliche Heer nach Port zurück, wo es stehen blieb, weil die Mittel fehlten, durch welche es auf Neue in Bewegung gesetzt werden konnte. Verlassen von den Gemeinen, wendete sich der König an den Adel; doch alles, was er erhielt, war der gute Rath, sich mit dem Parlament im Ganzen zu versöhnen. Wollte Karl nicht verlieren seyn, so mußte er sich die Friedensvorschläge der Schotten gefallen lassen. Die Conferenzen wurden zu Rippon rthnet. Man vernagte sich über einen Waffenstillstand und die Schotten blickten in dem Verlaufe der von ihnen gemachten Erhebungen. In London sollte der Friedenstractat geschlossen

sen werden. Dabei mußten die schottischen Bischöfe, Träger dem Könige folgen.

Das Königs Verlegenheit war durch den letzten Feldzug nicht wenig vermehrt worden; und hierin lag die Nothwendigkeit einer neuen Zusammenberufung des Parlaments in demselben Jahre. Einflußvolle Personen rathen dem Könige, es zu York zu versammeln, wo die Entfernung von der Hauptstadt es geschmeidiger machen würde. Doch diesen Rath verworft Karl; man weiß nicht genau, aus welchen Beweggründen. Das Parlament trat den 3ten November des Jahres 1640 wieder zusammen; ohne auf die billigen Forderungen des Königs einzugehen, beschäftigte es sich nur mit den Klagen, welche von allen Seiten eingebracht wurden. Zur Untersuchung derselben wurde eine Anzahl von Commissionen niedergesetzt; und die Erbitterung der Mitglieder gegen die königliche Gewalt stieg mit jedem Tage. Edward Hyde, wegen seiner Verbindung mit dem Erzbischof von Canterbury verdächtigt, sollte ausgeschlossen werden; doch diesen Schlag wendete er dadurch ab, daß er die Unterdrückung des sogenannten Marschallhofes betrieb und dieselbe durchführte. Mehrere Personen, welche Vertrauen zu ihm setzten, machten ihm aus ihrem Republikanismus kein Geheimniß; und als er eines Tages mit mehreren von seinen Collegen spazieren ritt, warnte ihn Sir Heinrich Martin wegen seiner Abhängigkeit an dem Hofe, die er verächtlich nannte, und sagte gerade heraus: wer glaube nicht, daß ein Einzeler weiß genug sey, Millionen zu regieren." Dennoch hörte Edward Hyde nicht auf

die Sache des Königs und des Episcopat-Essens mit so viel Nachdruck zu vertheidigen, als das Uebergewicht der Gegenpartei erlaubte; und da es dem Huse nicht schwer fallen konnte, die Wenigen zu bemerken, welche sich seiner annehmen den Rath hatten: so sah sich Hyde sehr bald durch Herrn Pitts, Bruder des Herzogs von Northumberland, zu dem Könige berufen. Nichts hatte dazu mehr Veranlassung gegeben, als die Art und Weise, womit er das Verfahren der Königin in Beziehung auf gewisse ihr angewiesene Güter gegen Oliver Cromwell vertheidigt hatte, der es mit aller ihm eigenthümlichen Schlauelei darauf anlegte, diesem Handel eine nachtheilige Wendung zu geben. Der König dankte ihm für die Dienste, welche er der Krone im Parlamente geleistet; er dankte ihm aber vorzüglich wegen des Eifers, womit er sich der Kirche und des Episcopat-Essens angenommen. Hyde, die Schwachheit des Königs mit der Gewandtheit eines Hofmanns benutzend, erwiderte hierauf: es mache ihn sehr glücklich, daß Se. Majestät mit Dem, was er gethan, zufrieden wäre; doch hätte dann, wenn der König ihm geboten hätte, der Kirche seine Zusage und Liebe zu entgegen, würde er nicht gehorcht haben. Es war hierauf die Rede von der Irthümlichkeit des Unterhauses, und der König trug ihm auf, dafür zu sorgen, daß die Bill, das Episcopat betreffend, nicht eher eingebracht würde, als bis er seine Reise nach Schottland würde angetreten haben.

Von diesem Augenblick an, war das Verhältniß zwischen dem Könige und Edward Hyde gelöst. Die

nächste Folge desselben war, daß der Letztere jene Darstellung des Zustandes des Königreiches und der Geschehnisse desselben vorklegte, welche das Unterhaus hatte drucken lassen, um sich desto mehr Anhang zu verschaffen. Eigentlich that er dies nur für sich, d. h. ohne Auftrag; doch sobald er seine Arbeit dem Lord Digby mitgetheilt hatte, ruhte dieser nicht eher, als bis dieselbe in die Hände des Königs gebracht war, der, sehr damit zufrieden, sie erst dem geheimen Rath vorlegte, und sie dann, als seine Antwort, mit Genehmigung des geheimen Rathes drucken ließ. Diese Schrift brachte in der Meinung des Volkes eine so wesentliche Veränderung hervor, daß das Unterhaus einige Ursache hatte, für den Fortgang seines Unternehmens besorgt zu seyn. Eben deswegen gab man sich alle Mühe, den Urheber zu entdecken; doch, indem der König und Lord Digby, welche allein um das Geheimniß wußten, einen Mund halten, blieb Hyde's Name verschwiegen und sein Verhältniß zu dem Unterhause des Parlaments ungeklärt. Dem Könige lag sehr viel daran, sich mit einem Manne zu verbinden, in dessen gute Gesinnungen er ein so unbedingtes Vertrauen setzte. Nachdem er also den Lord Hallifax und Herrn John Holroyde in seinen geheimen Rath aufgenommen hatte, wünschte er, auch Herrn Hyde einen Beweis von seiner Erleuchtung zu geben, und zwar dadurch, daß er den Posten eines General-Anwalts für ihn bestimmte, in dessen Besitz ein gewisser Ca. John war, welchen der Verwurf der Schuldlosigkeit traf.

Durch Lord Digby bei dem König und der Königin

ausgegeben

einwäscht, vernahm Hyde zuerst, was man mit ihm verbathe. Der Posten, welchen er annehmen sollte, war von nicht geringer Wichtigkeit; allein je kritischer die Zeiten waren, in welchen er als General-Anwalt seine Rolle zu spielen hatte, desto mehr mußte er bedenken, sich mit dem ihm zugedachten Amte zu befassen. Die Königin wollte die Entschuldigung, welche er von seiner Unfähigkeit hernehmen, nicht gelten lassen, und sprach von allen weit getriebener Verschwendung; doch schenkte sich dadurch irre machen zu lassen, stellte Hyde auf der Einen Seite vor, wie nachtheilig der gegenwärtige General-Anwalt, wenn er von seinem Posten entfernt würde, werden könnte, und schoberte auf der anderen die Gelegenheit, welche er in seiner gegenwärtigen Lage habe, sich dem Könige und der Königin nützlich zu machen, so anziehend und überzeugend, daß Beide nachgaben. Ehe der König hierauf Abreise that, beauftragte er den Lord Hallifax, Herrn John Catepepper und Herrn Hyde, als Solche, in deren Einsicht und gute Empfehlungen er das meiste Vertrauen setzte, seinen Vortheil wahrzunehmen und häufig mit einander über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathschlagen. So kam Herr Hyde in Verbindung mit diesen beiden Personen; und da seine Wohnung in Westminster für geheime Berathschlagungen am besten gelegen war, so versammelte man sich gewöhnlich in derselben, so oft man einen gemeinschaftlichen Entschluß zu fassen, oder dem abwesenden Könige von etwas Bericht zu ertheilen hatte: ein Geschäft, welches man in der Regel Herrn Hyde überließ, weil er die meiste Übung im schriftlichen Vortrage hatte.

Inzwischen erreichten die Dinge im Parliamente sehr bald die Höhe, welche die Parteinuth zu gehen pflegt. Thomas Wentworth, Graf von Strafford, wurde das erste Opfer dieser Nuth, weil er die Ansicht des Königs von den Presbyterianern theilte. Die Nobil, wemit Karl sich umgeben sah, war unpreisig in der Meinung eines eigenen Schicksals geglaubt; aber sie brachte die unglückliche Wirkung hervor, daß seine Freunde größtentheils von ihm absielen. Das Parliament, hiedurch lähn gemacht, betrug sich immer mehr als Gesetzgeber. Hienach abgeschafft wurden die sogenannten hohen Commissionen und die Oberkammer, als Werkzeuge der Willkür, und die richterliche Gewalt erhielt eine Stellung, wozu sie von dem Königthum unabhängig wurde. Immer selten aber die Einwilligung des Parliaments häufig keine Lage auf die Schiffe gelegt werden können. In diese Gesetze willigte der König, um zu zeigen, daß er weder der Tyrann noch der Despot seines Volkes seyn wolle. Doch das Parliament blieb hierbei nicht stehen. Um sich unabhängig von dem Willen des Königs zu machen, setzte es fest, daß das Parliament, im Fall es in dem Zeitraum von drei Jahren von dem Könige nicht zusammenberufen würde, sich auf die bloße Zusammenberufung der Schiffe versammeln könne. Ein von dem Könige unabhängiges Parliament, war eine Regierung in der Regierung; folglich ein Aufstand. Dies wurde aber in jenen Zeiten so wenig empfunden, daß Niemand die Nothwendigkeit des Königthums für die Fortdauer des Parliaments nachwies, wenn es gleich Rechte geben mocht, welche dieselbe empfanden. Der

besessener Antrag auf Abschaffung des Episcopats und Verlassung der Krone war nur eine Vollendung der Bemessungen, zu welchen sich das Parlament veranlaßt hatte. Seine belohnte Seele in seinem Gewissen, so fern hierarchisches Christenthum und Königen für ihn eins war; diese belohnte ihn als König, wenn er sich auch nur als den Mittelpunkt der Gerechtigkeit betrachtete. Länger konnte er nicht an Ort und Stelle bleiben; er ging nach Schottland. Kaum aber hatte er daselbst die Krone angenommen, als konnte er sich entschließen, den Forderungen der Presbyterianer nachzugeben, als man dieselbe Befähigung für England forderte. Schon wurde im Parlamente seine Meinung geäußert, welche von der der herrschenden Partei abwich. Mit der größten Strenge beobachtete man sich unter einander, und mit dem klaren Sinn, welcher Parteien und Seiten eigen ist, stellte man sehr bald aus, welcher Ansicht Jeder war. Zwischen Hamilton und Hyde kam es zu einem Aufruff, worin jeder sagte: die letzten Erbenerbungen hätten gelehrt, auf Was man rechnen könne; und als dieser erwiderte, „es sey es was Ungeheures, gegen alle hergebrachte Gewohnheit zu stimmen,“ war Hamiltons Antwort: „es werde keinem Zweifel unterworfen, daß die ganze Versammlung in den Tower würde gebracht werden, wenn Herr Hyde es gebieten könnte.“

Während Alles in der größten Spannung war, gab die Ermordung der Presbyterien in Irland den Ausschlag. Nichts war weniger gegründet, als der Verdacht, daß diese Ermordung von dem Könige ge-

beten worden; aber so oft eine Regierung in sich gesfällt, tritt die Verleumdung ein, und dieser erscheint selbst das Unwahrscheinliche als zureichend. Vergeblich bestand der König auf der Bestrafung der irischen Katholiken; vergeblich machte er sich anstrengend, zehntausend Mann auf eigene Kosten zu werben, um diese Bestrafung ins Werk zu richten: das Parlament glaubte einem Könige nicht, der das Episkopat in seinem Schutze genommen hatte und sich von seinem Minister nicht trennen wollte. Nach manchen Zögerungen trat es mit einem Mandat auf, worin es dem König als Ursache aller Strafsübel darstellte; und als bald nach dem Tausende, welchen die Befehle der Commandanten-Ordnung vom Letzter veranlaßte, Karl, auf Lord Digby's Rath, Lord Simonds im Oberhause, und die Herren Hallis, Hachins, Pim, Hambden und Strape im Unterhause als Vermäher anklagte, und beide Häuser sich der Angeklagten auf eine Weise ansahen, welche die Demüthigung des Königs mit sich führte: da blieb freilich nichts anderes übrig, als London zu verlassen, und die Fortwärtigung des königlichen Aufschades mit dem Waffens in der Hand zu rächen, oder zu sterben.

Während sich der König nach York begab, um daselbst den Adel zu versammeln und zur Unterstützung seines Unternehmens zu bewegen, ging die Königin nach Holland, um Truppen und Geld zu unterhandeln. Nicht mit Unrecht vor dem Auszuge des unermüdlichen Kampfes besorgt, legte zwar das Parlament dem Könige sieben Vorwürfe vor, in welchen es seine Grundsatzigkeit zur Schau trug; doch diese wurden verwerfen-

und während die königliche Flotte, zu Nottingham auf-
gepfanzt, alle Freunde der Constitution und alle Anhänger
des Throns sammelte, machte das Parlament,
besprechende und entscheidende Macht mit einander verein-
igend, Hull zu einem Waffenplatze, und vertraute dem
jungen North die Verteidigung desselben, wie dem
Herzog von Marlborough den Oberbefehl über die Flotte.

Dies alles geschah im August des Jahres 1642.
Hyde, wie Colcepper und Lord Falkland, dem Parlia-
mente seit längerer Zeit verdächtig und scharf beobachtet,
konnten nicht länger in London bleiben. Bald erfolgte
Jener, daß seine Feinde damit umgingen, ihn verhaften
und nach dem Tower bringen zu lassen, weil sein Ver-
hältnis zu dem Könige sogar durch mehrere Herren ver-
treten war, die seit einiger Zeit von dem letzteren ab-
gefallen waren. Einer solchen Unannehmlichkeit zu ent-
gehen, beschloß er die Flucht. Auf Umwegen gelangte
er nach Paris, wo er von dem Könige aufgefangen wurde.
Er brachte eine Verantwortung der
selbstigen Vorschläge des Parlamentes in Antrag: doch
widerrief er dem Könige, dieselbe brechen zu lassen,
deren Urheber Herr Colcepper war, weil dieser den
König als einen von den drei Ständen des Königreichs
dargestellt hatte, während in seiner Ansicht die drei
Stände durch die Geistlichkeit, den Adel und das Volk
der Gemeinen gebildet wurden, der König aber als Ständeh
das Ganze darstellte. Hierüber entspann sich ein Streit
zwischen ihm und Lord Falkland, der ihm den Vorwurf
machte: er mißbillige Colceppers Antwort, weil sie
nicht von ihm selbst herrühre. Die öffentliche Debatte

Wartung der Vorschläge des Parlaments unterließ nicht.
 Bald führte ein Parlaments-Beschluß Herrn
 Hyde unter Denjenigen auf, die auf seine Verzeihung
 zu rechnen hätten; der König aber, um ihn für gehabte
 Verlässe zu entschädigen, ernannte ihn erst zum Staats-
 Secrétaire an der Stelle eines gewissen Richelieu, und
 als er diesen Posten aufschlug, weil es ihm daran an
 dem nöthigen Kenntnissen, bezüglich aber an der Kennt-
 niß der französischen Sprache fehlte, zum Kämmerer der
 Schatzkammer, in welcher Eigenschaft er Eig. und
 Einkünfte in dem geheimen Rath erhielt und in den
 Rathsstand erhoben wurde.

Die beiden Parteien, welche von jetzt einander
 gegenüber standen, waren den Kräften nach sehr ungleich.
 Auf Seiten des Königs der Adel mit halbem Gemüth,
 weil es sich um Privilegien handelte, welche bei einem
 Siege am leichtesten verloren gehen konnten; auf Sei-
 ten des Parlaments die Gemeinen mit ganzem Gemüth,
 weil sie nach einer Gleichheit strebten, welche um so
 reißender war, je möglichlicher sie dieselbe anschauten. Wi-
 ldrische Einsicht auf beiden Seiten gleich; Schwermuth
 hingegen sehr ungleich, weil das Parlament über die
 Staatslaffen verfügte. Das königliche Heer angeführt
 von dem Prinzen Robert, einem Sohn des unglückli-
 chen Kurfürsten von der Pfalz, welcher die böhmische
 Krone angenommen hatte; das Parlaments-Heer von
 dem Grafen Essex: jenes vierzehntausend, dieses sechs-
 tausend Mann stark. London war der Central-Punkt
 aller Bewegungen, welche von dem Prinzen Robert aus-
 gingen; Dort der Central-Punkt für Essex. Von ein-

schicksalen Unter-Generälen unterstützt, beschloß sie, hier bald hier bald dort; und als es am 23. Oct. 1642 bei Edgehill zu einer heftigen Schlacht kam, trug der unglückliche Ausgang derselben nicht wenig dazu bei, daß das Parlaments-Heer in der Folge immer siegte. Das Treffen bei Marston am 2. Sept. 1643; das Vordringen, welches das englische Parlament mit Schottland schloß; die Vertheilungen, welche sich der König von einem Augenblick an befand, seine Zerstörung in den inneren Reichen zu nehmen; die Versuche, welche von den Anhängern des Königs gemacht wurden, das, was auf dem Wege der Gewalt verloren gegangen war, auf dem Wege der List wiederzugewinnen und durch so unglückliche Mittel, als Bestechungen und Verschönerungen, zu erlangen; die bei so später Zusammenberufung des Parlaments zu Oxford: eine allzu schnelle, nach der Aufhebung der Belagerung von Port durch den Prinzen Robert, zu der Schlacht von Marston, welche sich mit der Niederlage der königlichen Partei endigte, dem Erzbischof von Canterbury das Leben kostete, und die Königin zwang, England zu verlassen und sich nach Frankreich zu begeben.

Was den König so abgeneigt von allen Unterhandlungen mit dem Parlamente machte, war nicht sowohl das Gefühl seiner Würde, als vielmehr seine Liebe für die Königin: ein Gefühl, in welchem sich Großmuth, Dankbarkeit und jede edle Neigung vereinigen. Die Königin war eine Frau von unermesslicher Schönheit; und daher fehlte es ihr nicht an Verstand und Beurtheilung. Doch ihre Neigung, sich in Alles zu mischen, und

von Allem Kenntniß zu nehmen, war also fast, als daß der König derselben lange hätte widerstehen können. So lange der Herzog von Buckingham lebte, war sie von allen Staatsangelegenheiten entfernt gehalten worden, weil der Herzog wohl begriff, wohin ihre Einmischung führen konnte in einem Lande, wo das Königthum eine entscheidende Kraft hatte; doch, je schmerzhafter die lange Wunde gewesen war, welche sie während dieser Zeit gelitten hatte, desto mehr Begehren fand sie an der Befähigung, die ihr nach dessen Tode zu Theil wurde. Ohne die mindeste Rücksicht auf die britische Ehre zu nehmen, welche den Frauen die höchsten als ihren besondern Wirkungsfreis anweist; ohne selbst das Schicksal des unglücklichen Herzogs zu erwägen, den nichts so sehr verhaßt gemacht hatte, als die Freiheit, womit er, im Namen des Königs, über alle Staatsverfügungen und Beamten entschieden hatte, glaubte sie sich berechtigt, gerade in dieser Hinsicht, seine Stelle zu vertreten, nicht sowohl aus Herrschsucht, als aus Eitelkeit. Auf die gefährlichen Folgen eines solchen Betragens machte Niemand sie aufmerksam; und ihr Bemühen war viel zu gering gegen sie, um auch nur zu ahnen, in welches unvortheilhafte Licht er sich dadurch stellte, daß er seinen andern Willen hatte, als den ihrigen. Als die nachtheiligen Folgen sichtbar wurden, verwandelte sich die unflüchtige Neigung in Eigensinn; und indem König und Königin, vermöge ihrer gegenseitigen Liebe, denselben Vortheil vertheidigten, gaben sie sich das grausamste Mißvernehmen, nicht ohne die Einwilligung des Andern zu handeln. Je mehr nun die Ab-

gin von der Verleumdung zu leiden hatte, desto tiefer wühlte der Haß gegen ihre Feinde in dem Herzen ihres Gemahls, der, indem er dem Vatten mit dem König verwechselte, in sehr vielen Fällen nur Das that, was er als Vatte zu thun schuldig war, ohne seine Bestimmung als König in Betracht zu ziehen. Der Haß, welchen das Volk gegen die Königin gefaßt hatte, war derselbe, den es gegen den Herzog von Buckingham nährte, so lange dieser lebte. Gegen den König empfand es im Grunde gar keinen Haß; und sofern man es mit ihm allein zu thun gehabt hätte, würde die Versöhnung in jedem Augenblick möglich gewesen sein. Doch Karls besonderes Schicksal war es, daß er eine Frau heirathete, die ihn nur ins Verderben stürzen konnte; und wenn er alles auf's Aeußerste kommen ließ, so war daran nichts so sehr Schuld, als die unbegrenzte Achtung, die er für das Urtheil seiner Gemahlin hatte: ein Urtheil, das ihn auch in ihrer Abwesenheit verschwächte und alle Freisinn des Volkes nahm.

Noch immer war für den König kein Grund vorhanden, die Hoffnung aufzugeben, daß er über seine Bande im Westminster sitzen werde. Er saß hie und da noch im Hölle, und der Mangel an Mannkraft im Inner des Parlaments berechnete zu großen Erwartungen. Diese würden schwerlich unerfüllt geblieben seyn, wenn Cromwell, Tate, Haslerig und andere Führer der Independenten nicht eine Reform des Parlaments-Hauses in Vorschlag gebracht und durchgeführt hätten. Der kirchliche Geist der Presbyterianer, deren Gegner die Independenten waren, konnte sich dieser Reform an-

ist weniger versagen, da in ihr, durch eine strenge Dis-
 ciplin, das Mittel gegeben war, den langen Kampf
 schnell zu beendigen. Die sogenannte Entfugungs-Akte
 wurde also unterzeichnet. Graf Essex legte den Oberbefehl
 nieder, und Fairfax trat an die Spitze des Parliaments-
 Heeres. Auf des letzteren Fürsprache erhielt Cromwell
 als Mitglied des Parlament die Erlaubniß, bei dem
 Heere des Parlament zu bleiben, um die Reorganisa-
 tion desselben vollenden zu helfen. Es gelang, das Kir-
 chenthum in ein Mittel der Mannszucht zu verwandeln.
 Unter Befehlen und Geboten suchte man den König auf;
 man fand ihn bei Naseby. Hier wurde (1645) die Schlacht
 geliefert, welche den Kampf zwischen dem Parlament
 und dem König zur Entscheidung brachte. Dem Kom-
 mand der Königl.ien befehligte der König selbst; den
 rechten Flügel der Prinz Robert; den linken Sir Mar-
 moadur Langdale. Im Parliaments-Heere befehligte
 Fairfax das Mittelreffen, Cromwell den rechten, und
 Jonson den linken Flügel. Der Sieg war lange ge-
 wiselhaft. Prinz Robert brang voll Ungestüm auf den
 linken Flügel des Parliaments-Heeres ein, und schlug
 denselben. Auch das Mittelreffen des Parliaments-He-
 eres war in Gefahr, gemorfen zu werden, und mühsam
 hielt sich Fairfax nur durch die Reitere. Nur der rechte
 Flügel, unter Cromwell, siegte vollständig über den lin-
 ken der Königl.ien; und dieser Sieg brachte Entschei-
 dung. Denn sobald Cromwell seinen Gegner in die
 Flucht geschlagen hatte, eilte er Fairfax zu Hülfe; und
 sobald die Infanterie des Königs in Verwirrung ge-
 bracht war, suchte sich Karl durch die Flucht zu retten,

und während er sich über Hereford und Wales zurückzog, benutzten Fairfax und Cromwell ihren Sieg nach allen Seiten.

Ein neues Heer auf die Beine zu bringen, war dem Könige unmöglich. Zwischen ihm und den Presbyterianern standen die Independenten in der Mitte, und gerade in den Händen der Letzteren lag die Gewalt. Unter diesen Umständen glaubte Karl sich dadurch zu retten, daß er sich den Schotten in die Arme warf. Diese aber lieferten ihn an die Engländer gegen das Versprechen aus, daß alle ihre Forderungen befriedigt werden sollten. Von Newcastle wurde der König nach Holdenby gebracht. Schon glaubten die Presbyterianer, alle ihre Zwecke erreicht zu haben, als ein gewisser Joyce, Schneider, ehe er das Waffenhandwerk ergriffen hatte, den König nach Hamptoncourt entführte. Von jetzt an war die Autorität des Parlaments dahin. Cromwell, durch den Sieg bei Naseby gehoben, und an der Spitze der bewaffneten Macht alle Gewalten vereinigend, verlangte eine Reinigung des Parlaments von Denen, die er Wardship nannte, und erhielt dieselbe. Die Flucht des Königs nach der Insel Wight, auf Cromwells Rath unternommen, machte den König zu einem Gefangenen des Gubernors dieser Insel. Er hörte des Parlaments und von allen Sorgen in Hinsicht des gefangenen Königs frei, dachte Cromwell auf die Unterdrückung der Royalisten, einer Partei oder vielmehr einer Seite, die aus dem Schooße des Independentismus hervorgegangen war; zu diesem Entschlusse schloß er ihrem Führer mit eignen Hand. Die Schotten,

welche sich zur Befreiung des Königs in Bewegung gesetzt hatten, wurden von den Independenten geschlagen. Nach ihrer Rückkehr in die Hauptstadt, forderren diese ein ständisches Gericht über Karl, der so-wohl von der Insel Wight erst nach Portsmouth, und dann nach London gebracht wurde. Den Erfolg der gründlichen Untersuchung zu sichern, wurden hundert und fünfzig Mitglieder des Unterhauses ausgeschlossen, und wenig ins Gefängniß geworfen; und da das Oberhaus sich der Theilnahme an dem Verbrechen, welches jetzt bestraft werden sollte, weigerte, so erklärten die Independenten, das Volk allein sey zuverläßig, und alle gesetzgebende Gewalt wohne dem Unterhause bei. Es wurde eine Commission zur Untersuchung der angeblichen Verbrechen des Königs ernannt; aber Karl, vor diese Commission geführt, antwortete auf keine der ihm vorgelegten Fragen. Als Hatesarriget wurde er zum Tode verurtheilt, und das Urtheil drei Tage darauf (10. Jan. 1649.) in der Strafe von Whitehall vollstreckt.

Schon vor der Schlacht von Naseby hatte Karl den unglücklichen Ausgang, welchen seine Unternehmungen nehmen könnten, gesehn, und seinen ältesten Sohn, den Kronprinzen Karl, nach dem W-iter geschickt, damit er, wenn die bevorstehende Schlacht für den König verloren ginge, mit desto größerer Sicherheit nach Frankreich entfliehen möchte. In den übrigen Personen, welchen das Leben des jungen Prinzen anvertraut war, gehörte auch Edward Hyde und John Colclough, den der König, während seines Aufenthalts in Poer, zum Staats-Secretär ernannt hatte. Lord Falkland war in dem

Treffen bei Remburch geblieben, und seitdem war nichts dem Könige der Schatzkammer und dem Staats-Secretar eine Kiste eingetrufen, welche bei der Ungleichheit der Charaktere schmerzlich ausbleiben konnte. Es war nicht leicht, in einer so schwierigen Lage über die zu nehmenden Maßregeln einverstanden zu seyn. Auf das Verlangen der Parliaments-Generale zog sich der Kronprinz mit seiner Begleitung erst nach Perdenrie, und von da nach der Insel Seilly zurück. Hier verweilte er sechs Wochen, während Colepepper nach Paris ging, um Verhaltungsbefehle von der Königin einzuholen. Die Unschärfe des Aufenthaltes auf Seilly machte eine Versetzung nach Jersey nöthig. Colepeppers Zuekunft von Paris hatte die Abreise des Prinzen dahin zur Folge. Der König blieb für's Erste in Jersey, wo er in dem Hause des Herrn George Carter die Geschichte der letzteren Empörung zu schreiben begann. Hier vertheidigte er den gefangenen König gegen alle die Anklagen, welche das Parlament gegen denselben erhob, indem er zugleich dafür sorgte, daß seine Vertheidigung in England gebracht und gelesen wurde. Auf den Befehl des Königs begab er sich bald darauf nach Frankreich; denn der König wollte den Kronprinzen nicht von dem Besitze derjenigen Personen entbloßt sehen, in deren Einsicht er Vertrauen setzte. Das Schwandrad in den Umständen zog halbe Maßregeln nach sich. Der Kronprinz schiffte sich zu Calais ein, um nach Irland zu gehen; doch ehe er dies Vorhaben ausführen konnte, war auch in Irland die Verfassung der Dinge verändert. Er ging hiernach nach Hol-

land,

land, vielleicht mehr um der Vormundschaft seiner Mutter zu entfliehen, als aus irgend einem andern Beweggrunde. Dahin folgten ihm seine Betreuer in so großer Anzahl, daß Holland mit brittischen Ausgewanderten bedeckt wurde. Während sich der Kronerz in Haag aufhielt, bekam er die Nachricht von der Hinrichtung seines Vaters. Beinahe im denselben Augenblick erhielt er aus Paris ein Schreiben von seiner Mutter, welche ihn aufforderte nach Frankreich zu kommen und in seinen geheimen Rath nur Dessenigen aufzunehmen, welche sie ihm empfehlen würde. Doch der Prinz fand nicht für gut, das Eine oder das Andere zu thun. Wer zum geheimen Rath seines Vaters gehört hatte, fand auch einen Platz in dem selbigen; und Herr Long, sein Schwager, war der Einzige, welcher hinzukam.

Die große Umwälzung, welche Karl dem Ersten das Leben gekostet hatte, erschien nur in dem Lichte einer Revolution, welche Thronwechsel voraussetzt, aber nicht vernichten könnte; und, dieser Ansicht zu Folge, war Karl der Zweite nicht desto weniger König von Großbritannien, weil er abwechselnd in Frankreich und in Holland lebte und den brittischen Thron nicht verlassen durfte, ohne sich der größten Gefahr auszusetzen. Es geschah damals, was sich in neueren Zeiten wiederholt hat: Die, welche der Dynastie gefolgt waren, erangelten nicht, Karl den Zweiten König zu nennen, und alles aufzubieten, was ihn allgemäinere Anerkennung verschaffen konnte. Doch die Fürsten Europas, wie unangenehm ihnen auch die Vorgänge in Großbritannien

seyn mochten, gingen bei Erwägung der Folgen, welche Louis-Ercent-IV's Usurpation nach sich ziehen konnte, nur mit ihrem Vertheil zu Rathe; und, ohne Karl des Zweiten Recht auf den britischen Thron im Mindesten zu verkennen, unterfügten sie dasselbe nicht mehr, als es ihrem Interesse gemäß war. Frankreich und Spanien blieben bei dem großen Ereignisse eines umgestürzten Thrones vollkommen so ruhig, wie Deutschland, wo die so eben erfolgte Beendigung eines dreißigjährigen Krieges jede Entschuldigung mit sich führte.

Indeß war und blieb es die Sache der britischen Staatsmänner in Karl des Zweiten Gefolge, dem jungen Könige in Europa so viele Stützen zu erhalten, als immer möglich seyn würde. Die lange Weile, die sie in einem fremden Lande empfanden, verbunden mit dem Wunsche, sich zu Etwas auszubringen, machte dazu nicht wenig beitragen. Karl selbst war noch sehr jung und mit seinen kleinen Leidenschaften sehr beschäftigt, als daß er ernsten Männern viel Gelegenheit zu wichtigen Diensten geboten hätte. Unter diesen Umständen verabredeten Lord Collington und der Kaiser der Schatzkammer, als Gesandte nach Spanien zu gehen. Die Einwilligung des Königs war bald erlangt. Der Kaiser ließ seine Familie aus England nach Holland kommen, wo sie sich zu Antwerpen niederlassen mußte. Angenommen von dem spanischen Hofe, und in Drössel mit Kriechfüßen versehen, gingen sie über St. Germain, wo sich der deutsche Hof aufhielt, nach Madrid. St. Germain war um diese Zeit der Schauplatz großer Eifersucht und Zorntracht. Die Königin beslagte sich

über das Betragen ihres ältesten Sohnes; und dieser beklagte sich über die Herrschsucht seiner Mutter. Da hier nichts zu verbessern war, so beschleunigten die beiden Freunde ihre Abreise nach Spanien nur desto mehr.

Nach ihrer Ankunft in Madrid machten sie bald die Entdeckung, daß der spanische Hof nur ein schwaches Interesse für Karl den Zweiten fühlte. Besetzt für seine Silberflotte, noch mehr besorgt für den ungehörten Verschleiß seiner Colonien in Amerika und Asien, bewies jener eine Nachgiebigkeit gegen Cromwell, welche nur von der des Cardinals Magarin übertroffen wurde. Kaum wurden Lords des Zweiten Gefandte in irgend einen Betracht gezogen; und auf die erste Annäherung der Befehl ertheilten sie die Weisung, sich zu entfernen. Lord Lexington hatte Mühe, die Vergünstigung zu erhalten, daß er, um seiner erschütterten Gesundheit willen, in den südlichen Provinzen Spaniens als Privatmann zurückbleiben konnte; der Kämmerer der Schatzkammer aber mußte gehen. Allerdings hatte Cromwell um diese Zeit das Herz des Marquis von Argyle in Schottland geschlagen; aber die nähere Veranlassung zu einer übereilten Entfernung der englischen Gefandten war der Umstand, daß der spanische Käufer im London viele dem König gehörende Gemäldes und Möbel gekauft hatte, deren Ankunft in Madrid erwartet wurde, mit daß man sie nicht unter den Augen der Gefandten in den königlichen Palast bringen sollte.

Als der Kämmerer der Schatzkammer nach Paris zurückgekommen war und sich der Königin vorstellte, besch

ließ in die bittersten Klagen über den Herzog von York aus, welcher gegen ihren Willen nach den Niederlanden gegangen war, und sich, in Folge eines Vertrags mit dem Herzog von Lothringen, in Gefangenschaft gelassen hatte. Als Mutter glaubte die Königin um so größere Ansprüche auf den Erbschaften ihres jüngeren Sohnes machen zu können, da er, den Bestimmungen des verstorbenen Königs zufolge, wesentlich von ihr ertragen werden sollte. Doch die Mutter vergaß, daß in Revolutionen die Umstände eine Gewalt ausüben, der man nicht widerstehen kann. Karl der Feste war nach Schweden gegangen, welches, in allen seinen Erwartungen betrogen, ein Heer von zwanzigtausend Mann zur Wiederherstellung des Königthums auf die Seine gebracht hatte. Groß war die Wahrscheinlichkeit des glücklichen Erfolgs; diese ging aber, erst in der Ebene von Dandur und dann bei Meerker, gänzlich verloren. Der König verlor sein Leben, indem er nach der letzten Schlacht eine Eiche voll dichten Laubes bestieg, und als der Hunger ihn aus diesem Asyl trieb, ansetzt und flüchtig umherlief, bis er am Fuße des Baumes einen Achen fand. Während es nun ungewiß war, was aus ihm geworden sey, und sein Tod vorausgesetzt werden mußte, ließ der Herzog von York sich von einem Nachgebornen berichten, nach den Niederlanden zu gehen, um auf den Fall, daß sein Heuter wirklich geblieben sey, seine Entschlüsse fassen zu können. Gewaltsam riß er sich von seiner Mutter los, die sein Betragen nicht zu deuten verstand. Der Plan war, den Herzog von Lothringen für den Preis zu gewinnen; und damit

dies dass besser gelingen möchte, stellte sich der Prinz um die natürliche Tochter des Herzogs beworben. Doch dieser Entwurf schlug fehl, theils weil man bald nach der Ankunft in den Niederlanden erfuhr, daß Karl geteilt sey, theils weil der Herzog seine Schätze allzu sehr liebte, um sie auf ein Abenteuer anzulegen. Der Herzog von York und seine Rathgeber sahen sich bald auf Mangel an Geld genöthigt, Beißel zu verlassen und sich nach Holland zu begeben, wo der Herzogs Schwester, die vermählte Gemahlin des im Jahre 1650 verstorbenen Prinzen von Oranien, Wilhelm des Dritten, ihnen einen Zufluchtsort gewährte, bis die Verhältnisse Hollands zu England eine Rückkehr nach Frankreich notwendig machten. Der Kanzler der Schatzkammer hatte also noch seiner Ankunft in den Niederlanden keine große Mühe, den Herzog von York zu einer Rückkehr nach Paris zu bestimmen; diese machte sich ganz von selbst.

Inzwischen war auch Karl der Dritte im Louvre angelangt. Die Behandlung, welche er von seiner Mutter zu erwarten hatte, war nicht darauf berechnet, ihm ihre Nähe angenehm zu machen. Während die verwitwete Königin ihn noch immer in dem Lichte eines unmündigen betrachtete, und ihren Forderungen an ihn kein Ziel setzte, lebte er nur in dem Gefühl, daß er an der Spitze einer Armee gestanden und einem Cromwell Troß gegeben hatte. Wenn hienach die Neigung zum Ungehorsam ganz von selbst folgte, so wurde sie nicht wenig verstärkt durch den Widerspruch, worin Thut und Sage für den jungen König standen. Es ist ge-

niß ein größtes Unglück, gewissem Nachen zufolge hätte man zu heißen und von einer großen Menge abhängiger Personen als König vorzutreten zu werden, dabei aber von allem, was die königliche Würde Wesentliches hat, ausgeschlossen zu seyn. Für Karl den Zweiten wurde dieser Widerwuchs zu einer Quelle von Vermirungen, welche in der Folge seinem Charakter die Schärfezeit raubten, welche ein König am wenigsten entbehren kann. Wie hätte er in einem Alter von vier und zwanzig Jahren das Verwürgen nicht haben sollen! Wenn er lieber es ohne Aufwand, ohne Eitel; und weil er den höflichen Bemerkungen seiner Mutter zu entsagen wünschte, so fand er den Aufenthalt in ihrer Nähe nur um so unermöglicher. Wenige Monate nach seiner Ankunft in Paris verließ er Frankreich, um nach Deutschland zu gehen. Seine Absicht war, sich eine längere Zeit in Spa aufzuhalten und daselbst mit seiner Schwester, der verwitweten Prinzessin von Oranien, zu leben. Diese fand sich daselbst wirklich ein; doch kaum war auch Karl in Spa angelangt, als die Plotten sich zeigten und beide künftigen Personen nach Baden trichen. Von hier aus begab sich der junge König nach Köln, wo er einen längeren Zeitraum verweilte. Abwechselnd besuchte er auch die Niederlande, wo Brügge sein Lieblingsaufenthalt war.

Diese Periode war für seine Anhänger in jedem Betracht höchst profitlich. Genötigt, in einem fremden Lande zu leben, konnten sie sich nur durch die größte Sparsamkeit aufrecht erhalten. Es kam sogar, daß Cromwell ihren Freunden in England jede Unterstützung erschwerte, zu welcher diese sich aufgelegt hätten mochten. Der Konig der Schaffammer gerieth in eine so große Verlegenheit, daß er es als eine Wohlthat betrachtete, wenn die Prinzessin von Oranien seiner Familie ein Haus abtrat, das ihr in Brüssel gehörte. Seine Unglücksgefahren waren nicht besser daran; und es mochte nicht an Zugrüblichen fehlen, wo Einzelne ihrer Anhänglichkeit an dem Königthum beweisen. Cromwell befand sich nicht in einem solchen Alter, daß seine Regierung nicht von Dauer hätte seyn können. Die Ereignisse, wozu er als Staats-Rath verfuhr, verminderten die Gracigkeit zum Widerstand. Auf der andern Seite

flößte er dadurch Achtung ein, daß er seinem Vaterlande große Wohlthaten zuwendete. Dahin gehören die berühmte Navigations-Akte, durch welche allen Kammern verboten wurde, andere Producte als die ihren eigenen Fleiß in England einzuführen; ein Gesetz, das England zum Mittelpunkte alles Handels machte. Durch glückliche Kriege gab er dem drückten Volke eine Be-
 deutung, die es früher nicht gehabt hatte. In sieben fürchterlichen Verheerungen mußten sich die Holländer gegen die Angriffe vertheidigen, welche er auf sie machte; und kaum war der Friede mit Holland zu Stande ge-
 bracht, als er seine Angriffe gegen Spanien wendete. Während Plünder im mittelländischen Meere mehrere Gallionen von großem Werthe eroberte und eine in der Bay von Santa Cruz liegende Flotte von sechzehn Ge-
 schützen zerstörte, zogen ihn nach Oranien nach West-
 indien, und beschloß sich, nach einem vergeblichen Versuche auf St. Domingo, damals noch Hispaniola
 genannt, der Insel Jamaica, welche seitdem immer bei
 England geblieben ist. Mit diesem Vorhaben nicht ge-
 frieden, vereinigte Cromwell seine Waffen mit denen des
 Königs von Frankreich zur Eroberung der spanischen
 Niederlande: denn auch auf dem festen Lande von Eu-
 ropa wollte er gehoben; und wenn er sein Augenmerk
 vorzüglich auf die Niederlande richtete, so geschah es
 unstreum in der Voraussetzung, daß Frankreich sich
 über kurz oder lang dieses herrlichen Landes bemächti-
 gen und für England gefährlich werden könnte. Marl-
 borgh und Dänkirchen wurden in diesem Kriege für England
 gewonnen; und die Wichtigkeit des letzteren Hafens
 durchschaurend, verfluchte Cromwell nicht, sogleich einen
 Suverän in Dänkirchen anzustellen, der, als ein Mann
 von Kopf und als sein näher Verwandter, die neue Er-
 werbung zu vertheidigen versprach.

Welche Verdienste sich aber Cromwell auch um
 sein Vaterland erwerben mochte, so hatte er doch das
 Schicksal aller Tyrannen, keine Wurzeln in den Ge-
 müthern seiner Landsleute treiben zu können. Seine
 ganze Lage brachte es mit sich, daß er das Königthum
 in Despotismus verwandeln mußte. Der Geist des
 Independentismus, durch welchen er sich gehoben hatte,
 wirkte ihn von dem Augenblicke an entgegen, wo er un-

ter der Ernennung eines Protector's von beiden Königräichen die königliche Macht über; er bückte die Schuld jener unnatürlichen Verbindung, in welche er Kirchenthum und bürgerliche Macht gefügt hatte: eine Verbindung, welche es mit sich brachte, daß die Disciplin der Independenten nur so lange vorhalten konnte, als ihr erster General zugleich ihr hoher Priester war. Daher getraute sich Cromwell nicht, die Krone anzunehmen, welche das Parlament ihm mit so viel Bereitwilligkeit im Jahre 1657 antrug. Derselbe Mann, der in so vielen blutigen Schlachten dem Tode getrost hatte, fürchtete sich vor Verschöhrungen; und als er die Entscheidung machte, daß er, als Staats-Obst, immer bereitwillig bleiben würde, unterlag seine Gesundheit der Angst seiner Seele. Er starb den 3. Sept. 1658.

Sein Tod räumte sehr viele Hindernisse auf dem Wege. Inoffiz verjüngte sich die Restauration der Stuart's noch über Jahr und Tag. Karl der Zweite, welcher nach seiner Entföhrung aus Schottland nicht aufgegeben hatte, sich als König zu betragen, handelte diesem Erscheine gemäß, so oft sich eine Gelegenheit dazu darbot. Während er selbst den empfindlichsten Mangel litt, ernannte er seinen Kämmerer der Schachkammer zum Lord Großkämmerer von England, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß er durch diesen höhern Titel nur die Verlogenheit eines ihm ergebenen Mannes vermehrte. Stuart's Opde lebte um diese Zeit in der größten Zurückgezogenheit in Broomfield. Wagem hatte er sich entschlossen, seine Tochter — das älteste von seinen Kindern und sein Liebling — an den Hof der Prinzessin von Oranien zu schicken; doch blennische Betrachtungen hielten ihn vom Ausschick ab.

Was aus dieser Verbindung hervorgehen würde, ließ sich nicht in dem Augenblick berechnen, wo sie in Oranien kam; aber in ihr sollte sich die ganze Gewalt der Revolution offenbaren, so, daß der Vater durch die Tochter auf einen Punkt geführt wurde, wo er, trotz aller ihm eigenthümlichen Besonnenheit, dem Schwindel launig entgegen konnte.

(Fortschungs folgt.)

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

(Fortsetzung.)

XXV.

Die letzten zwanzig Jahre des römischen Reichs.

Die Imperator-Würde war zu einem römischen Patricier zurückgekehrt; allein es zeigte sich sehr bald, wie wenig er der Aufgabe gewachsen war, die durch ihn gelöst werden sollte.

Petronius Maximus gehörte zum Geschlecht der Kaiser. Von edler Geburt und großem Vermögen, führte er ein beneidenswerthes Leben, so lange er Privatmann war. Sein Palast und seine Tafel machten ihn zu einem Gegenstand der Verehrung und Liebe: jener als Wohnsitz der Gastfreundschaft, diese als Vereinigungspunkt der Talente. Ihm schloß waren die Wissenschaften nicht fremd; er widmete ihnen mehrere Stunden des Tages, und der Beschäftigung mit ihnen verdankte er den feinsten Geschmack, der ihn

Journ. f. Deutschl. IX. Bd. 41. St. 2

vor Vielen seines Standes auszeichnete — vielleicht sogar die Ehrenämter, die er erhielt. Dreimal verwaltete er das Amt eines prätorianischen Präfecten von Italien; zweimal wurde er mit dem Consulat beehrt, und der Rang eines Patriciers nach dem Vergriff, welchen man seit Constantius des Großen Zeiten mit dieser Würde verband, vermehrte die Achtung für seine Person. Es konnte in Rom schwerlich einen Joviden geben, den man für eben so glücklich gehalten hätte.

Noch alles Glück reich von ihm in jenem entscheidenden Augenblick, wo er dem Imperator Valentinian zum Pfand für die verloene Summe seinen Ring anvertraute. Kaum hatte er den Thron der Cäsaren bestiegen, so führte er, daß Muth und Ehrgeiz ihn zu weit geführt hatten. Die Neue blieb nicht aus: er schätzte den Damocles glücklich, daß seine Herrschaft mit demselben Mithrasbeffen begonnen und geendigt hatte *). So erklärte er sich vorzüglich gegen seine Vertrauten, tief empfindend, daß eine Bestimmung, die nicht durch den allgemeinen Glauben an Schicksal-

*) Diese Anspielung bedarf (sicherlich) einer Erklärung: man braucht sich nur der schönen Götze des Herkules zu erinnern, welche gleichfalls auf die Geschichte des kühnen Damocles anspielt:

*Duximus eras cui super impia
Cervicem pendet, non Siculus dapas
Dulcem citharabans apocum,
Non arum citharæque canas
Somnum reducent*

Horat. Carm. III. 1.

recht erleichtert ist, selbst mit großen persönlichen Eigenschaften leicht verfehlt wird.

Zu Boden gedrückt durch die Last des Diadems, bemühte sich Maximus, die ihm fehlenden Eigenschaften durch Verhältnisse zu ersetzen, deren beschützende Kraft schon dadurch verloren ging, daß sie erzwungen werden mußte. Gewaltsam vermählte er seinen Sohn Palladius mit einer von den Töchtern Valentinian's: eine Verbindung, die keinen andern Zweck hatte, als die Idee einer erblichen Thronfolge in Gang zu bringen und sich durch dieselbe zu sichern. Er ging auf diesem Wege bald noch weiter. Da seine Gemahlin gleich nach der Ermordung Valentinian's gestorben war, so zwang er die Witwe des Imperators, sich mit ihm zu verheirathen. Eudoxia, die Tochter des zweiten Theodosius, willigte ungern in die Vermählung mit einem Manne, den sie für den Mörder ihres Gemahls hielt; als aber das freiwillige Eingeständniß des Maximus ihre Ungewissenheit über diesen Punkt ein Ende machte: da konnte sie in dem Ueblichen vor dem Verbrecher nur den Versuch fühlen, die Schandthat zu rächen; und weil sie in dem weltlichen Klammern nur sich selbst sah, so durfte sie, wosfern ihr Zweck erreicht werden sollte, in Hinsicht der Ehre nicht in Verlegenheit seyn. Von Constantin einseitig und war kein Verstand zu erwarten; geliebt waren ihr Vater und ihre Tante Pulcheria, ihre Mutter aber lebte zu Jerusalem in Ungnade und Verbannung, und das Imperium des östlichen Reichs befand sich in den Händen eines Fremdlinges. Also von den Jüngern verlassen, richtete Eudoxia ihr Auge nach Kon-

thago; und indem sie durch geheime Unterhändler den König der Vandalen nach Rom einlud, fand sie nichts Abschreckendes in dem Gedanken, sich durch eine Staatsumwälzung von einem verhassten Gemahl zu befreien. Freilich waren die Sachen dahin gekommen, daß sie nur beschleunigte, noch über kurz oder lang von selbst erfolgt seyn würde.

Unter den Jähnen Genseric's hatten Vandalen und Alanen die Küstendree kreuzt, welche sich von Tanger nach Tripolis ausdehnt. Verloren waren die Stammgüter römischer Senatoren, eingebracht die reichen Tribute, welche die römischen Meeres, Jahrhunderte lang, von der afrikanischen Küste bezogen hatten, um ihren geschäftigen Wälggange ungehinderter fröhnen zu können. Genseric selbst aber besand sich in nicht geringer Verlegenheit. Sollten seine Vandalen und Alanen nicht vor der Zeit durch Klima und Wohlleben aufgerichtet werden, so mußte er ihnen Beschäftigung geben. Landeinnahme zu dringen und die Bewohner der heißen Zone zu unterjochen, war ein Unternehmen, das den Untergang des Vandalen, Staates nur beschleunigen konnte. Der Vandalen-König richtete also seine Blicke gegen das Meer, und sein Entschluß war bald gefaßt. Die Wälder des Atlas gaben den Stoff zu einer Flotte, und der unerschütterliche Wille des Barbarenkönigs brachte sie, unter dem Beistande der Eingebornen, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Stande. Sechs Jahrhunderte nach der Zerstörung von Carthago ließen aus dem für frühere Krieger so furchtbaren Hafen ausfliehn Schiffe aus, welche auf die Herrschaft über das

mitteländische Meer besprach machten. Grafreich selbst benutzte jeden vortheilhaften Umstand zur Erweiterung seines Machtgebietes; am meisten die Gefahren, welche dem Röm. Reiche durch Aetila drohten. Er war bereits in dem Besiz eines Theils von Sicilien, und wiederholte seine Landungen an der Küste von Lucanien von einem Jahre zum andern, als Valentinian's Waage ihn auf fordern ließ, sie aus der Gewalt ihres verabscheuten Gemahls zu befreien. Nichts konnte dem Vandalenkönig willkommen seyn, als diese Aufforderung; denn seine raubgierigen Entwürfe bekamen dadurch den Zuspruch, wo nicht der Gerechtigkeit, doch wenigstens des Wohlgefühls.

Auf eine überraschende Weise erschien also Grafreich mit seiner Flotte vor der Mündung des Tiberstroms. In den Ringmauern Roms verbreitete sich die größte Bestürzung, weil alle Vertheidigungsanstalten vernachlässigt waren. Dem Imperator Maximus stellte sich die Flucht als das einzige Rettungsmittel dar. Ganz im Sinn eines gewesenen Senators, suchte er auch seine ehemaligen Collegen für dasselbe zu gewinnen. Kaum aber hatte er sich in den Straßen Roms gezeigt, als er mit einem Hagel von Steinen erfangen wurde. Ein römischer Soldat brachte ihn die erste Wunde bei; bald fiel man geseßend über ihn her. Sein vermählter Reichthum wurde in den Tiber geworfen; das römische Volk frohlodte über den Lohn, den Maximus für seine Nachlässigkeit gefunden hatte, und Eudogian's Leute triumphirten für ihre Gelieterin.

Drei Tage nach diesem Auszuge, durch welchen

man überlicht den Zorn des Vandalen-Königs bekläftigen wollte, richte dieser von Oſia gegen Rom vor. Der Unterſchied der Zeiten wiederholte ſich auch bei dieſer Beſetzung. Statt einer muthvollen Jugend, von einem entſchloſſenen Anführer geleitet, ging eine unbewaffnete und ſchwächliche Proceſſion von Weiſlichen den Barbaren entgegen; an ihrer Spitze ſtand derſelbe Biſchof Ivo, deſſen Perſönlichkeit den Hunnenkönig zum Umkehren bewogen haben ſoll. Senſerich verſprach, der Gehorſamen zu ſchonen, die Stadt nicht in Brand zu ſtecken und den Gefangenen die Felle zu erſparen. Unter dieſen Bedingungen ergab ſich das ehemals ſo kriegeriſch geſtunte Rom. Wie gut ſie auch gehalten werden mochten: vierzehn Tage hindurch war Rom ein Gegenſtand der Plünderung, und eben ſo lange blieben die Bewohner deſſelben dem Nachwillen und der Begehrlichkeit der Vandalen und Aſtrikaner Preis gegeben. Schätze aller Art, welche die Gothen in einer früheren Periode unterſtützt hatten, weil es ihnen an Fortſchaffungsmitteln fehlte, wurden jetzt ſammeltrocknet und nach Oſia gebracht, um zur Verſchönerung von Karthago zu dienen: unter deſſelben anſtändig viele, welche vor ſechs Jahrhunderten von Karthago nach Rom verſetzt waren; außerdem aber die Bildniſſe von Göttern und Helden, und viele andere Werthwürdigen, zu welchen auch die Werkzeuge des jüdiſchen Gottesdienſtes gehörten: jener goldene Tiſch und jener goldene Leuchter mit ſieben Armen, der Tage nach von der Gottheit ſelbſt geſchenkt, aus dem Tempel von Jeruſalem durch den Lauf in den Tempel des Friedens zu

Rom niedergelegt und jetzt von einem Barbaren, den das Schicksal von den Ufern des baltischen Meeres nach Afrika versetzt hatte, nach Carthago entführt, um, in Künste umgewandelt, der ganzen Welt zu dienen. Die reichste Beute gaben die christlichen Tempel. Nicht weniger als mehrere tausend Talente wurden in Silber und Gold aus Rom geschleppt. Dennoch blieb Erz und Kupfer nicht verschont. Eudoxia ging ihrem Grunde und Gefrierer zwar mit Heldenmuth entgegen; doch sah sie sich in ihren Erwartungen nur allzu bald betrogen. In Caeſarisch übermoch die Liebe zum Raub jede Betrachtung; und so geschah es, daß die Lehrer des Theodorus, ihrer Residenzorten beraubt, den Päpsten Rom mit ihren beiden Töchtern nach Carthago begleiten mußten. Mehrere tausend Gefangenen hatten dasselbe Schicksal; und so groß war das Elend, das sie nach ihrer Ankunft in Carthago zu erdulden hatten, daß der Bischof Diognatus durch die Hülfe, die er diesen Unglücklichen mit Aufopferung seiner Ruhe und eines bedeutenden Theils der Kirchenschatze leistete, seinen Namen der Nachwelt empfehlen konnte!

Nur drei Monate hatte die Regierung des Marius gedauert. Die seines Nachfolgers war nicht glücklicher, wiewohl sie einen Zeitraum von fünfzehn Monaten umfaßte. Avitus war sein Name. Er war ein geborner Gallier, der seine Jugend unter Studien und Kriegsdiensten verlebte und sich nach dem Tode des Valens in die Dägers von Avarerna zurückgezogen hatte.

Hier lebte er, frei von allem Ehrgeiz, seinen Neigungen für Studien, Ackerbau und Jagd, als Maximus ihn zu dem Range eines Generals der Reiterei und des Praefectus für Gallien erhob. Nichts hatte diese Erhebung so nothwendig gemacht, als die gefährliche Lage, worin sich diese Provinz befand; denn während ihre Küsten von den Sacksen heimsucht wurden, drangen Franken und Alemannen vom Rhein nach der Seine hin, und auch die Gothen sannten auf Erweiterung ihres Reichthums. Honorius nahm die ihm zugesagte Eide an; und so wirksam war sein Name, daß die Furcht der Bedrängten sich auf der Stelle veränderte. Als Statthalter von Gallien war er gerade an dem Hofe des Gothen-Königs Theoderich zu Toulouse, als er die erste Nachricht von der Erneuerung des Maximus und von der Plünderung Roms durch die Vandalen erhielt. Was ihn auch nach Toulouse geführt haben mochte: die Lage der Dinge war jetzt verändert. Er verweilte bei dem Könige der Westgothen; und darf der Erfolg entscheiden, so schlossen Beide einen Vertrag, nach welchem Honorius sich anerkennend machte, dem Theoderich die Eroberung Spaniens zu gestatten, während dieser ihm seinen Gehalt bei der nächsten Imperators-Wahl versprach. Zu Arles versammelten sich die Praefecten der sieben gallischen Provinzen, und in dieser Versammlung wurde Honorius zum Imperator des westlichen Römerreichs, so viel davon noch übrig war, ernannt. Zwar bekräftigte diese Wahl den Stolz des römischen Senats; sobald aber der oströmische Imperator Marcian seine Einwilligung gegeben hatte, er

folgte von Seiten desselben Senats eine dringende Einladung an den Aetius, seinen Wohnsitz in Rom aufzuschlagen und das Consulat des nächsten Jahres zu übernehmen.

Während sich nun Aetius zur Reise nach Rom anschickte, traf Theoderich Vassallen zum Kriege mit dem Sueven-König Rechiarus, der von allen Barbaren allein in dem Lande jenseits der Pyrenäen wildstrebend war und sein Reichgebiet durch die Eroberung von Tarragona und Cambraga zu erweitern strebte. Dieser Krieg war von langer Dauer. In geringer Entfernung von Pampelona wurde die Hauptschlacht geliefert; und da die Sueven in derselben unterlagen, so kam Theoderich zunächst in den Besitz von Braga, dem Wohnsitz des Königs. Dieser hatte sich durch die Flucht zu retten gesucht; aber, durch müdige Wade in den Sechsen aufgehoben, hatte er das Unglück, gefangen genommen und dem Könige der Westgothen überliefert zu werden. Theoderich trug sein Verdicten, ihm den Kopf abschlagen zu lassen. Die Herrschaft der Sueven in Spanien war hiernach vernichtet. Unverzüglich ging der Schanz des Ostgothen-Königs schon jetzt auf die Eroberung der ganzen Halbinsel; doch neue Kriegen, welche in Gallien ausgebrochen waren, riefen ihn dahin zurück; und ehe er Toulouse erreichte, hatte Aetius vollendet.

Es wird diesem Imperator der Vorwurf gemacht, daß er tyrannisch gegen den römischen Senat zu Werke gegangen sey *); allein dieser Vorwurf beruht nicht

*) *Lucasius agere voluit, a Senatoribus projectus est: hic est der besagte Kaiser Theoderich der Große von Ost.*

auf Thafachen, und eben deswegen hat man Ursache ihn für ungegründet zu halten. Das, worüber man sich აღm wundern möchte, ist, daß ein Mann, der in der That des Kriegsdienstes die Höhe eines Generals der Reiterei und des Fußvolks für Gallien erfliegen hatte, in Rom zu einem Patrioten wurde, der seinen Antheil an der Verteidigung des so sehr verletzten Staates nahm. Leicht war sein Verhältniß zu dem römischen Senat gewiß nicht; und wenn der zwischen ihm und dem Gothen-König Theoderich geschlossene Vertrag bekannt war, so begreift man den Haß, der gegen ihn Senat finden mußte. Inzwischen lag in diesem Haße nichts Gefährliches; und hätte Moltus das Heer auf seiner Seite gehabt, so würde er dem ganzen Senat haben wegen können. Unglücklicher Weise gehörte zu den Anführern der Barbaren, durch welche Italien verteidigt wurde, ein gewisser Ricimer, den die Geschichte von einer Tochter des Westgothen-Königs Balila, und von einem vornehmen Sueven abstammen läßt; und Ricimer, aufgebracht über das Schicksal, welches die Sueven in Spanien vernichtet hatte, war nach einer glücklichen Expedition gegen fernösterische Vandalen kaum von Corbela nach Rom zurückgekehrt, als er den Kaiserator Valens zur Abiegung des Purgs unter Umständen zwang, welche seinen Zorn über seinen geistlichen Verbündeten erwarren ließen. Der Gedanke war, ihn zu einem Bischof von Placentia zu machen. Moltus fand sich in sein Schicksal; doch ehe er seine Bestimmung erreichte, wurde er, den der römische Senat zum Tode verurtheilt hatte, entwe-

weder durch Gift oder durch die Hand des Mordethers aus der Reihe der Lebendigen gelassen, und die einzige Weisung, die man ihm, um seines Manges willen, bewies, bestand darin, daß man seine Leiche nach Triest oder Venedig, seiner Vaterstadt, brachte, wo sie zu dem Häfen eines Schutzheiligen, des Martigers Julian, beigesetzt wurde.

Nach der Absetzung des Hohen regierte Ricimer die Halbinsel Italien — denn weiter erstreckte sich seine Herrschaft nicht, obgleich Gallien und Spanien noch nicht gänzlich verloren waren — unter dem Titel eines Patricius. Den Imperator-Titel annehmen trug er Verweigerung, weil sich aus seiner Abkunft kein Geheimniß machen ließ; dagegen glaubte er sich durch die Annahme des Patricier-Titels selbst über den Imperator stellen zu können, gleichsam als der Ursprung der Imperatoren. Vermöge dieses Titels war Ricimer nicht das Mitglied des Patricier-Standes, wohl aber der Repräsentant desselben, und zwar so, daß er alle Vorrechte des Senats in seiner Person vereinigte. Eine ganz neue Regierungsform sollte also versucht werden. Dieser Umstand gab zunächst Veranlassung zur Erhebung eines wahrhaft tugendhaften Mannes auf den Thron der Cäsaren; denn, wie verderbt ein Zeitalter auch seyn möge, so fehlt es doch nie an großen Charakteren in demselben; und wenn die Rettung, welche sie bringen möchten, nicht gelingt, so ist nur das Schicksal anzuliegen, das seine Bahn beschreibt, ohne des Unterschiedes zu achten, der zwischen Tugend und Laster Statt findet.

Majorian, der nächste Imperator, stammte von einem vornehmen Beamten gleichen Namens ab, welcher die Einkünfte von Gallien mit eben so viel Geschicklichkeit als Hochschaffenhait verwaltete und die Freundschaft des Aetius den Bedrängungen eines kriegerischen Hofes vorgezogen hatte. Als Jüngling widmete sich Majorian dem Waffenhandwerk, und erfüllte als Krieger alle die großen Eigenschaften, welche ein Anrecht auf Oberbefehl geben. Er folgte der Fahn' des Aetius, und theilte oder überstrahlte den Ruhm desselben, bis die Eifersucht der Gemahlin des Obersfeldherrn ihn zwang, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Nach dem Tode des Aetius zurückgerufen und beschieden, bahnte er sich durch seine Verbindung mit Ricimer den Weg zum Throne. Dann, nachdem er einige Monate General der Reiterei und des Fußvolks für Italien gewesen war und, als solcher, einen Sieg über die Alamannen erfochten hatte, bedurfte es nur eines Vorschlags von Ricimer des Patriarchen, um Senat und Volk zur Wahl des Majorian zu bestimmen.

Was dem neuen Imperator so sehr zur Ehre gerechnet, ist, daß er den Abgrund, der vor ihm geöffnet war, ermaß, und dennoch nicht vor denselben erschauet; seine tugendhafte Besinnung sagte ihm, daß ein fester Wille, der nur das Gute beymachte, viel vermöge. „Ich habe, sagte er in seinem Antwortschreiben an den Senat, mich dem gefährlichen Amte unterworfen, zu welchem ihr mich berufen habt; denn ich würde meinen Bürgerpflichten ungetreu geworden seyn, wenn ich mich aus Selbstsicht gewiegen hätte, die Last der Arbeiten

zu tragen, welche das Gemeinwesen aufliegt. Unterstützt den Helden, den ihr geschaffen habe; nehmt Theil an den Pflichten, die ihr empfeht! Und mögen unser gemeinschaftlichen Bemühungen das Glück eines Reiches fördern, das ich aus euren Händen erhalten habe! Davon seyd versichert, daß die Gerechtigkeit in unseren Zeiten ihrer alten Kraft widergewinnem und die Tugend nicht bloß unschuldig, sondern auch verdienstlich seyn soll." Versätze dieser Art konnten nur aus einem Herzen quellen, welches, von keinem bösen Beispiele verberbt, eigenen Matrieben folgt, und das Gute um des Guten willen liebt.

In Ravenna mit dem Purpur bekleidet, begann Majorian seine Regierung mit Gesetzen, welche das öffentliche Einkommen betrafen. Die Bürger des römischen Staats waren mit Steuern und Nachsteuern (Indictionen und Exactionen) belastet; die größte Plage aber waren die Rückstände, welche eigenmächtige Steuerbeamten eintreiben nicht ermüdeten. Dieser Plage nun machte Majorian dadurch ein Ende, daß er die Rückstände durch einen Zehentstrich niederschlug, damit der Unsrthum neue Hoffnung schöpfen, und nicht länger mit der Verpeisung ringen möchte. Diese große Wohlthat erhöhte er durch Aufhebung der außerordentlichen Commissionen, und durch die Zurückgabe der Jurisdiction an die Provinzial-Oberkäten. Zwar, von den Imperatoren selbst, oder auch von den prätorianischen Präfecten eingeführt, hatten alle Unverschiedenheit und Härte, welche Vörlingen eigen ist; und in so fern sie verpöblich zur Beireitung von Rückständen benutzet wur-

den, begnügten sie sich selten mit dem doppelten von Dem, was sie in den öffentlichen Schatz abliefern. Die von ihnen ausgeübten Exproffungen würden zum Theil unglaublich seyn, wenn Majerian selbst sie nicht in seinen Verordnungen zur Sprache gebracht hätte. Nicht damit zufrieden, daß sie die ganze Steuer-Summe in Geld fordernten, weigerten sie sich auch, die im Umlauf befindliche Münze anzunehmen, und verlangten Goldstücke, die unter den Antoninen geprägt waren, ohne damit irgend eine andere Absicht zu verbinden, als die, daß der Steuerpflichtige sich mit ihnen abfinden möchte. Solchen Verordnungen konnte nur dadurch ein Ende gemacht werden, daß die im Umlauf befindliche Münze für gültig erklärt wurde, indem zugleich die außerordentlichen Commissionen verschwanden.

Nichts aber lag dem Imperator so sehr am Herzen, als die Wiederherstellung der Municipal-Verfassungen, die in der größten Auflösung begriffen waren. Er selbst betrachtete sie als das Herz der Städte, und als die Sehnen der Republik. Geldhust durch den Druck, welchen die prätorianischen Präfecten und deren Werkzeuge auf sie ausübten, waren sie unempfindlich geworden gegen die Ehre; und obgleich die Mitglieder der Curia in der Regel begüterte Leute waren, so fürchteten sie doch das Stadtamt wegen der damit verbundenen Verantwortlichkeit, und gaben oft lieber Alles Preis, als daß sie sich hätten zu Hinderlichkeiten für ihre Wähler machen lassen. Um ihrer Lage zu verbessern, übertrug Majerian ihnen die Ein Sammlung der Steuern, ohne sie verantwortlich zu machen für die aufgeschobenen

Summa; und damit sie sich aller Verdrüssungen enthalten möchten, gab er den Gemeinden Vertheidiger, welche, von ihnen selbst gewählt, die Bestimmung erhielten, den Unruhen gegen die Tyrannei der Reichen zu beschützen, die Vorrechte der Gemeinden zu vertreten, und den Imperator von allen den Mißthaten zu unterrichten, welche in seinem Namen begangen würden.

Da die Bevölkerung Italiens unter dem Finanzdruck nicht wenig gelitten hatte, und die Eifersucht immer allgemeiner wurde: so blieb der Imperator nicht bei den Erleichterungen stehen, welche seine Finanz-Gesetze enthielten; er gab, zur Beförderung der Ehen, gewisse Gesetze, welche freilich den Fehler hatten, ein wenig tyrannisch zu seyn. Den Jungfrauen wurde untersagt, vor dem vierzigsten Jahre in den Frauenstand zu treten; Witwen, welche dies Alter noch nicht erreicht hatten, mußten sich nach fünf Jahren wieder verheirathen, oder die Hälfte ihres Vermögens entweder an ihre nächsten Verwandten oder an den Staat abgeben; ungleiche Ehen wurden für null und nichtig erklärt, und auf dem Ehebruch stand Vermögensverlust und Verbannung, ja sogar Todesstrafe, wenn der Verbannte nach Italien zurückkam.

Durch ein besonderes Gesetz verbot Majestas die Abtragung aller Gebäude; wie es scheint, mehr aus Eitelkeit für das Alterthum, als aus einem klügelnden Grunde, da es in der Natur der Sache lag, daß mit dem Sturz zugleich die Hauptstadt verfallen mußte, und die Materialien von so vielen überflüssigen Tempeln und anderen öffentlichen Gebäuden nicht besser

angewendet werden konnten, als zum Aufbau von neuen Häusern.

Hochst selten haben Reformatoren den Beifall ihrer Zeitgenossen; wie könnten sie ihn haben, da sie den Gewohnheiten, Neigungen und Leidenschaften der großen Menge entgegen wirken müssen! Auch Marston hatte ihn nicht; denn sonst würde das Stillstehen, welches die gleichzeitigen Schriftsteller in Hinsicht seiner beobachteten, ganz unentwidelich sey. Ein sehr nachtheiliger Umstand für ihn war unstreitig, daß die Antoneide zwischen ihm und dem Patriarchen Meiner getheilt blieb; wenigstens gewannen alle Mißvergnügte dadurch einen Stützpunkt. Das Einzige, wodurch er sich geltend machen konnte, war ein großes Unternehmen; und an einem Gegenstande für dasselbe fehlte es nicht, so lange Senferich die italänischen Küsten durch seine Raubzügen braunsichtigte. Das Vandalen-Reich in Afrika zu zerstören, ward bald der Lieblingsgedanke Marston's. Er hatte im Jahr 457 die Vandalen und Maurer im gegenwärtigen Königreiche Neapel geschlagen, und ihnen eine unermeßliche Beute abgenommen, als er den Entschluß faßte, nach Afrika selbst zu gehen, und den Vandalen-König in seiner Hauptstadt angzugreifen. Doch, wie war dies zu bewerkstelligen, da es eines Heeres und einer Flotte bedurfte! Die Barbaaren Italiens hatten längst aufgehört den Krieg zu lieben; und da Marston aber seine Zeitgenossen auf der Halbinsel nichts vermochte; so blieb ihm, wie so vielen seiner Vorgänger, nichts Anderes übrig, als seine Zuflucht zu Barbaren zu nehmen. Der Ruf seiner Tapferkeit und Freigebigkeit versammelte

Bald eine Masse von Hunnen, Gepiden, Ostgothen, Rugiern, Burgundern, Sueven und Alanen, welche in den Ebenen von Sigurien zusammenströmten. Mit ihnen ging Majorian über die Alpen. Seine Erscheinung in Gallien mochte dem westgothischen Könige sehr unangenehm sein; da er aber an der Spitze eines zahlreichen Heeres kam, so mußte Theoderich sein Bündniß suchen. Beim Uebergang über die Pyrenäen schlossen sich auch die Visigoten an ihn an. So drang er in Spanien ein, und schlug sein Hauptquartier zu Cartagoena auf. Inzwischen war man auf den Westen von Narbonne und Nîmes nur der Ausbesserung einer Flotte beschäftigt, welche sich auf dreihundert Galeeren und eine angemessene Zahl von Transportschiffen belaufen sollte. Italien und Gallien warteten mit Beiträgen zur Unterstützung des nahen Krieges. Schon langten die Schiffe in dem geräumigen Hafen von Cartagoena an; schon besennte Majorian seine Truppen durch die Hoffnung des Sieges; schon war das große Uebermuthen, wodurch er unerbittlichen Ruhm zu erwerben glaubte, seiner Zeitigung nahe, als ganz unerwarteter Uebel rückschlagend wurde. Genetivich nahm seine Zuflucht zu gewohnten Tücken: er brachtes Flucht, bot um Frieden, und bot um so dringender, je mehr Majorians Landungsanstalten vernünftigen. Auf solche Vorschläge konnte Majorian freilich nicht eingehen; da ihm Alles daran lag, der Hauptstadt des westlichen Römerr Reichs die afrikanische Küste zurückzugeben; doch, indem er sich Genetivichs Lage schwieriger vorstellte, als sie wirklich war, vernachlässigte er, wie es scheint, die übrigen Vortheile. Den Majorians heimlichen Feind-

den über alles, was in Carthago vorging, aufs genaueste unterrichteten, sei Orosius, mitten in den Friedensunterhandlungen, über die römische Flotte her, nahm oder verbrannte oder versenkte die versammelten Schiffe, und machte so ein Unternehmen rückgängig, welches eine dreijährige Anstrengung kosten sollte. Erhaben auch über dieses Unglück, bewilligte Majorian nur einen Waffenstillstand, während Orosius fortfuhr, um Frieden und Bündniß zu bitten. Des Imperators Vorsetz war unstreitig, die Zerstörung des Vandalen-Reiches mit eben dem Eigensinne zu betreiben, womit der römische Senat die Zerstörung Carthago's betrieben hatte; doch er vergaß hierbei, daß dem Einzelnen nicht Alles erlaubt ist, was eine Körperschaft wagen darf. Ein unglückliches Unternehmen wirkt auf die öffentliche Meinung um so gefährlicher zurück, je größer der Stolz desselben war. Wachte Majorian noch immer derselbe Held sein: in dem Urtheil des großen Publicum galt er nicht mehr dafür. Seine Feinde, durch seinen Unfall ermuntert, erklärten sich losger, und fanden den Befehl Ricimer, der sein Lebensuhler geworden war. Kaum war also Majorian nach Italien zurückgekommen, als eine, im Lager von Torton aufgebrochene, Empörung ihn zur Zurückgabe des Purpurs zwang; und fünf Tage nach seiner Abkunft wurde berichtet, er sey am Durchfall gestorben.

So endigte einer von den merkwürdigsten Vätern des fünften Jahrhunderts, von seinen Zeitgenossen verkannt, wahrhaft groß, zugleich aber auch unglücklich durch den Eigensatz, *monia et in Erschlossen stand,*

denen die öffentliche Tugend fremd geworden war. Erst späterhin wagte ein griechischer Geschichtschreiber zu sagen: „Nepotian habe alle seine Verdienste in jeder Tugend übertrieben, gänzlich gegen seine Unterthanen, suchbar den Staat-Feinden“ *).

Nach Majorian's Tode lebte die höchste Macht zu dem Patriarch Nicomac zurück. Dieser, den man als den ersten Condottiere von Italien betrachten kann, begriß den Fehler, den er in der Wahl Majorian's begangen hatte. Da zwei Machtmenschen, welche gleiche Verheißungen haben, einander auf bekämpfen können: so wünschte er sich ausbreitend Glück zu dem Untergange seines Collegen; und um nicht dieselbe Gefahr noch einmal zu laufen, veranlaßte er den römischen Senat zu der Wahl des Eudius Severus, eines Mannes, der, auf den Thron der Cäsare erhoben, so unbedeutend blieb, daß die Geschichter sich damit begnügen muß, seinen Namen zu nennen, ohne über seine Geburt, seine Erziehung, sein Leben und seinen Tod das Mindeste aussagen zu können. Selbst das Jahr seines Todes ist unbekannt geblieben: für so unbedeutend wurde er gehalten. Dennoch scheint sein Verhältniß zu Nicomac bis ins letzte Jahr fortgedauert zu haben, und nach der Aussage des Eutimius Apollinarius starb er eines natürlichen Todes.

*) *Præceptus de bello Vandal. Lib. I. c. 7.* Seine Werk sind: *Manuscripti Imperatoris cum videret Imperium periclitantem* — *scripsit ut per se in rem exercitus imperii* — *propter* — *scripsit ut in rem exercitus*.

Man kann bei Erscheinungen dieser Art immer nur die Wirkung betrachten, welche die Dinge im römischen Reiche nahmen. Um sich gegen das Mäthel zu sichern, führten die Imperatoren die zusammengewürfenen Formen des persischen Hofes ein: Beemen, bei welchen der Fürst, als Gegenstand einer allzu weit getriebenen Verehrung, aufhören mußte, menschlich zu denken und zu empfinden, und überhaupt eine menschliche Bestimmung zu haben. Im Grunde war ein von Eunuchen umgebener und geleiteter Imperator ein Widerspruch in sich selbst, weil seine Bestimmung die höchste Persönlichkeit in sich schloß, die ihm unglücklicher Weise durch die Eunuchen genommen wurde. Als nun das Eunuchen-System erschöpft war, nahm man seine Zuflucht zu dem weltlichen Geschlecht; und so wurde der Thron zu Constantinopel auf ein Frauenkloster, zu Ravenna auf die Vormundschaft einer Mutter geführt. Doch die Uebel vermehrten sich; und, indem man fortwährend auf neue Mittel denken mußte, auf der einen Seite den Staat, auf der andern die Erde desselben (den Reichthum) zu erhalten, konnte man leicht auf den Gedanken gerathen, die höchste Macht zu einer Zusammensetzung von Patriat und Imperatur zu machen. Der Patriat sollte den Kopf, der Imperator den Arm vor; und indem man auf diese Weise zwei Machtmenschen erhielt, fühlte man sich angenehm gedrückt durch die Zurückerinnerung an das alte Consulat. Allein der Gedanke war deswegen nicht weniger falsch, und wir werden sogleich sehen, welche Verlegenheiten er herbeiführte.

Die Bemerkung, welche wir so eben gemacht

haben, dient nur, zu zeigen, wie die Thatfachen der Geschichte zum Vorschein kommen; denn darüber schweigt die Geschichte selbst in der Regel.

Es war unendlich, daß Ricimer zu gleicher Zeit eine Macht ausübte, und diese Macht auf einen Imperator übertragen konnte, der noch etwas mehr war, als ein bloßer Namens-Imperator. Eben deswegen mußte das Ungelück von Dem Statt finden, was die neue Unerkennung, als Völkch genommen, mit sich brachte. Ricimer also, der den Imperator-Diocl. von sich absetzte und sich mit dem eifr. Patricius begnügte, magte der Imperator, und Valius Severus, welcher den Imperator-Diocl. führte, magte in sich eine Rast setzen. So war es denn auch wirklich; und vor den Augen der sämtlichen Vornehmen Italiens sammelte Ricimer Schätze, um Heere besolden und Bündnisse unterhalten zu können. Da er ein Mann von Kopf war, so hätte dies glückliche Folgen haben können, doch nur wenn die Eifersucht, die er durch Valius Severus zu bewirken suchte, nicht so groß gewesen wäre, daß sie beleidigen mußte. Zwei römische Senatoren erklärten sich gegen eine Regierung, an deren Spitze ein Fremdling stand, der mehr setzen, als scheitern wollte. Der Name des Einen war Marcellian; der Name des Andern Regidius. Beide hatten unter dem Verstand gedient; Beide waren Freunde des Imperators Majorian, und Beide warfen sich in die Empörung, weil sie mit dem eifr. Ricimer, in welchem sie zugleich den Mörder eines Tugendhaften sahen, nichts zu schaffen haben wollten. Marcellian beschloß, die Angriffe der aeth.

lantischen Meerüber, als ihm die Wahl gelassen wurde, entweder aufzubrechen, oder Nicimer's Unterschriften zu werden. Er zog zwar das Letzte vor; aber indem er sich mit einem Gefolge von treuen Anhängern nach der Küste von Dalmatien begab, und daselbst alle Freunde fand, wurde es ihm nicht schwer, den Patriarchen-Titel anzunehmen, eine Flotte zu bauen und mit derselben bald die italienischen, bald die afrikanischen Küsten zu beunruhigen. Maximus, General des Fußvolks und der Reiterei von Gallien, warf sich am so offen gegen Nicimer erklären, da er durch die Alpen beschützt wurde; und ob ihn gleich die Hölle der Westgothen von einem Marsch nach Italien zurückhielt, so behauptete er sich doch in seiner Unabhängigkeit sein ganzes Leben hindurch, welches auch dadurch ausgezeichnet war, daß er, vier Jahre lang, an Theodorich Stark, König der Franken war: eine Würde, die er gelassen zurückgab, als die Franken sich mit ihrem Königsstamm ausschieden. So verfielen die sechs Jahre, in welchen Livius Severus den Thron der Ostern verunthete.

Unter Nicimer's Brüdern war der Vandalen-König Genseric der furchtbarste und gefährlichste. Mit jedem Frühling wiederholte er seine Zerschmetter; und wie wohl er sich bereits in einem vorgerücktem Alter befand: so beschäftigte er doch noch immer in eigener Person. Unter fortwährendem Geheimniß hielten seine Pläne, bis er an's Meer gegangen war; und fragte der Seemann, welchen er den Kauf richten sollte, so war Genseric's Ant-

wort: „das überlassen wir den Römern, die uns an die schuldige Rache bringen werden.“ Die schuldige Rache war aber nur die, wo Reute zu machen war; und so wurden die Küsten von Spanien, Gallien und Italien abwechselnd heimgesucht, und die Raubereien der Sandalen erstreckten sich von den Ecken des Hercules bis zu dem Ausflusse des Nil. Carthago, im Mittelpunkte des großen Ozeans gelegen, das man das mitteländische Meer nennt, reizte die Eroberungslust Eusebius; nicht weniger Sardinien. Seine Canäle fanden die Unterjochung aller Derjenigen, welche in diesen Zeiten der Auslegung Beschäftigung und Unterhalt suchen; und unter seinen Raubgenossen spitzte der Räuber seine Kelle neben dem Mauren und dem Sandalen. Die Grausamkeit, womit er zu Werke ging, wurde seinem eiserneisen Nachkommen zum Vorwurf gemacht, und nie vergaßen die Betrachter von Japhet, daß er hundert von ihren verhassten Vorfahren hatte ermordet und in das ionische Meer werfen lassen. Einem Verfaher, wie schrecklich es auch seyn mochte, fehlt es nicht an einem Vorwande. Da in jener Unglückszeit, wo er, nach der Plünderung Rom's, Valentinian's Witwe mit ihren Töchtern nach Ravenna geführt hatte, Eudoxia, die Älteste von diesen Töchtern, gegen ihren Willen die Gemahlin seines Ältesten Sohnes Hannerich geworden war: so verlangte er eine angemessene Ausstattung für dieselbe; und um sich unbekümmert an dem weströmischen Reiche halten zu können, gab er die Mutter und die jüngere Schwester an den Hof von Constantinspel zurück. Das ganze Ver-

hältniß zu dem Vandalen-Reiche war also für Keimer ein Gegenstand der Verpöflung, so lange es an einer Flotte fehlte, die man den vandalischen entgegenzusetzen konnte; und wollte er das Königreich Italien — denn auf dieses Land bedachtete sich das weströmische Reich — nicht vor seinen Augen zu Grunde gehen sehen: so mußte er durch bedeutende Opfer den Beistand des oströmischen Imperators zu gewinnen suchen.

In Constantinopel hatten die Dinge eine Wendung genommen, welche eine nur allzu auffallende Aehnlichkeit mit Dem hatte, was im westlichen Römer-Reiche geschehen war. So lange Pulcheria's Vormundschaft über ihrem Bruder dauerte, lag es in der Natur der Sache, daß die Verfügung über die bemessene Macht einem Einzelnem anvertraut werden mußte, der eben dadurch zu dem höchsten Ansehen emporstieg und nur allzu viele Mündel hatte, seine Würde zu verleben. Dies dauerte selbst nach Pulcheria's Tode fort, und der Kaiser von Constantinopel war kein Anderer, als eben der Kaiser, welcher gemeinschaftlich mit seinem Vater Theodosius den weströmischen Thron der Familie des Theodosius erhalten hatte. Nach Marcian's Tode, den seine jugendliche Gemahlin nur vier Jahr überlebte, wählte Kaiser sich haben die Krone aufsetzen dürfen, wenn er es nicht für sicherer und bequemer gehalten hätte, dem Hofe und der Hauptstadt durch seine Truppen zu gebieten. Mit derselben Schleichheit, die dem römischen Condottiere eigen war, brachte er einen von seinen Trabanten oder Obersten in Verthug, indem er sich das Ansehen gab, als könne er wegen sei-

und Blauwand nicht zu dem Vögel des Purpurs gelangen. Der Name dieses Erdumms war Leo; derselbe, den man in der Folge dem Seeen nannte. Aus den Diensten eines Generals gelangte er zur höchsten Würde; und je bedenklicher die Umstände waren, unter welchen dies geschah, desto notwendiger schien es, der Krönung eine besondere Weihe zu geben. Der Diener Nepos empfing also die Krone aus den Händen des Patriarchen oder Bischofs in der Hauptkirche von Constantinopel; und dies war das erste Beispiel im römischen Reiche, daß ein Geistlicher die Stelle der Gottheit vertrat *).

Seld zeigte sich, daß Nepos sich in der Person Leo's geirrt hatte; denn, als der General die Stelle eines Präfecten der Hauptstadt mit einem von seinen Schülern besetzen wollte, und auf Leo's Eingetung es mochte, den Imperator an sein früheres Verhältniß zu erinnern, vernahm er die trodene Antwort: „es schiede sich nicht, daß der Kaiser sein Urtheil und das öffentliche Wohl dem Verlangen eines Ausrufers aufopfern.“ Von diesem Augenblick an, war der Bruch zwischen dem Imperator und dem Patriarchen — denn diesen Titel führte Nepos, wie Boetius — für immer erklärt. Um dem General leichter widerstehen zu können,

*) Man lese hier auf's Neue, wie schwach manche Dinge in ihrem ersten Ursprunge sind. Wer hätte glauben sollen, daß aus der Handlung des Bischofs von Constantinopel solches Uebel das Recht, über Andern zu verfügen, hervorgehen würde? War in den kirchlichen Entscheidungen göttliche Macht mehr, als man bezeugt, wenn folgerichtiger Ehrsitz ist zu bezeugen vermag.

wurde ein Heer von Slaven angeworben und in Constantinopel eingeföhrt. Die Politik des Hofes veränderte sich gleichzeitig, wie es zu geschehen pflegt. So lange Hëpar den Ausschlag gegeben hatte, war die Sache Eusebius' vertheidigt worden. Jetzt sanken die Klagen der Italiäner genügend Gehör; und da Ricimer sich so bereitwillig unterordnete, so durfte etwas Kaiserordentliches erwartet werden.

Ricimer hatte sich nämlich anhänglich gemacht, den Imperator des Westens der Wahl des östlichen Imperators zu überlassen, wenn dieser sich mit ihm zur Befestigung des Vandalen-Reiches vereinigen wollte; und Leo hatte diesen Vorschlag um so lieber angenommen, weil er sich dadurch von einem gefährlichen Nebenbuhler befreite. Dieser war kein Anderer, als der Schwagersohn des Imperators Marcian. Sein Name war Anthemius. Väterlicher Seits abstammend von dem Patricier Procopius, der seinen Ursprung von jenem Procopius herleitete, welcher unter der Regierung des Valens, als naher Verwandter des flavischen Geschlechtes, sich empört hatte, führte Anthemius den Namen seines mütterlichen Großvaters, der, wie wir gesehen haben, die Nachkommenschaft des jüngeren Theodosius mit so vielem Erfolg beschützte. Als Kaiser besaßen, mit Euphemia, der Tochter Marcians, vermählt, hatte er, wenn ein Erbrecht Statt finden sollte, unstreitig die gütigsten Ansprüche auf den Thron von Constantinopel. Zurückgedrängt durch Hëpar, blieb er noch immer gefährlich für Leo; und wollte dieser Imperator freiere Hand bekommen, so mußte Anthemius auf eine glänzende

Brise entseut werden. Er selbst mochte das Bedürf-
niß fühlen, auf einer unsicheren Feste in eine unüber-
sichere zu kommen. Von Leo zum Regierungsrathen
angenehmen, ging also Anthenas unter einer Befehl-
sung, welche beinahe einem Herrn gleich kam, von Con-
stantinopel nach Rom; und sobald er von dem Senat,
dem Volke und den barbarischen Verbündeten Italiens
anerkannt war, vermaählte er seine Tochter mit dem Pa-
tricier Nicimer, um dem Verhältnisse, worin er zu die-
sem stand, größere Sicherheit zu geben. Eine Festlich-
keit verdrängte bei dieser Gelegenheit die andere, und
viele Senatoren verkündeten dem Augustus ihres Haus-
halts, um ihre Armut zu verschleiern. Wie gern be-
redete man sich, daß das oströmische Reich auf's Neue
mit dem weströmischen vereinigt sey, und daß die Wie-
dereroberung Africas, Spaniens und Galliens nicht
ausbleiben könne!

Wirklich wurden von Seiten Leo's die ernstlichsten
Anstalten zu diesem Endzweck getroffen. Der Kaiser
Heraclius eröffnete den Feldzug, indem er die Truppen
von Aegypten, Syrien und Arabien sammelte und
einschiffte. Mit ihren Kamelen und Pferden zogen die
Araber durch die Wüste, um sich an ihn anzuschließen,
sobald er an der Küste von Tripolis angelangt seyn
würde. Von hier wollte man, in Vereinigung mit der
Hauptmacht, welche zu Schiffe von Constantinopel nach
Africa ging, nach Carthago vordringen. Diese Flotte
bestand aus nicht weniger, als elfhundert und dreizehn
Schiffen, und die Zahl der Land- und Seetruppen
belief sich auf hunderttausend Mann. Eine unermessliche

Anstrengung hatte gemacht werden müssen, um die Kosten des ganzen Unternehmens bestreiten zu können; nicht weniger als ein hundert und sechzig tausend Pfund Geld (ungefähr 3,200,000 Pf. Engl.) waren dazu erforderlich gewesen. Den Oberbefehl über die ganze Unternehmung führte Vastislus, ein Bruder der Kaiserin Serena. Marcellinus war für den Anthemius geworben, den er nicht bloß nach Rom begleitete, sondern auch mit seiner Flotte unterstützte. Für Vensench war alles zu besorgen, und das Vandalen-Reich schwamm auf einer gefährlichen Spitze, wenn das Schicksal nicht die Rettung desselben beschlossen hätte. Sendesig! alle seine Truppen in Africa zu verringern, gab der Vandalen-König Maus zur Wiederoberung von Sardinien und Sicilien, welche größten Theils in seine Hände gerathen waren.

Japanischen näherte sich die furchtbare Flotte des Vastislus der Küste von Africa. Sie ging bei dem Vorgebirge des Mercurius (Cap Vena), in geringer Entfernung von Karthage, vor Anker, und indem Vastislus seine Truppen an's Land setzte, sah er sich durch den Comes Heraklius verhärt. Im Vandalen-Reiche herrschte die größte Verwirrung; und hätte der Oberbefehlshaber der römischen Truppen dieselbe bemerkt, um ungestört auf Karthage los zu gehen, so würde es um die Herrschaft Genseric's geschehen gewesen seyn. Doch Vastislus hatte nicht die Entschlossenheit eines Generals, durch welchen die Gefahr der Dinge verändert werden soll. Da Vensench Unterwerfung versprach und nur um einen künftigen Waffenstillstand bat, um die Be-

Vingungen derselben festzustellen: so nahm der römische Oberbefehlshaber diesen Vorschlag an. Inzwischen wurden die Waade dem Vandalen-König günstig; und fest entschlossen, das bei Carthagena erprobte Ausflucht noch einmal zu versuchen, rüstete er seine muthigsten Vandalen und Maurer zu einem Angriff auf die römische Flotte zusammen. In einer Nacht geschah dieser Angriff; und kaum waren einzelne Schiffe in Brand gerathen, als sich unter dem römischen Heer die größte Verwirrung verbreitete. * Desflorant entfloß zuerst mit der Hälfte seiner Flotte und seines Heeres; Desallus machte seinen Rückzug durch die Bäder; Marcianus ging nach Sicilien, wo er bald nach seiner Ankunft, auf Ricimer's Veranlassung, umgebracht wurde. Die war ein großes Unternehmen vollkommen fehlgeschlagen. Vandalen war wieder Herr zur See: die Küsten Griechenlands und Italiens empfanden seine Noth; Tripolis und Carthagen kamen aufs Neue in seine Gewalt, und ehe er starb, erlebte er noch den Untergang des weströmischen Reiches.

Ein Unternehmen von so großem Umfange, wie das der Wiedereoberung Africa's war, konnte nicht fehlgeschlagen, ohne neue Risse im westlichen Römerreiche zu verursachen. Auf die Erweiterung seines Machtgebietes bedacht, hatte der westgothische König das Nordseegebiet mit Aquitanien vereinigt, als er, aufgemunter von Ricimer, auch die Freidngen aufstell, in deren Besitz Agidius war; doch, bei Orléans geschlagen, war er nach Toulouse zurückgegangen. Agidius starb bald darauf, und Theodorich wurde von seinem Bruder En-

nich erschlagen. Dieser nun, die Schwäche der römischen Regierung bemerkend, drang, um die Westgothen nicht erschrecken zu lassen, über die Pyrenäen in Spanien ein, eroberte Pamplona und Saragosa, besiegte die Heere der cartagonesischen Provinz in einer glücklichen Schlacht, trug das Schweden seiner Waffen bis nach Lusitanien, und gestattete den in Gallien zurückgebliebenen Sueben kein anderes Befehl, als in der Abhängigkeit von den Königen der Westgothen. Der größte Theil von Spanien wurde von jetzt an mit Aquitanien vereinigt.

Nicht unbedeutender waren Eurich's Fortschritte in Gallien. In dem Lande, welches sich von den Pyrenäen bis zum Rhodan und der Loire dehnt, waren Vercy und Aubagne die einzigen Abtheilungen, welche, von einem Nachkommen des Romulus, Namens Eudic, verteidigt, die gothische Herrschaft nicht anerkannten. Unfähig, seine unglücklichen Unterthanen gegen die Hülfen zu verteidigen, mußte Eudic sie ihrem Schicksal überlassen. Das Einzige, was er für sie that, bestand darin, daß er einen von Theodorichs Königen befehlen ließ, ihnen mit tausend Mann zu Hülfe zu eilen; doch dieser war kaum erschienen, als er von den Westgothen wieder verjagt wurde. Gallien war also groß, um die ausschließende Beute von den Westgothen werden zu können: die Franken mußten es verschlingen helfen; und dies geschah nach wenigen Jahren.

Zwischen Ricimer und seinem Schwiegersohn Theodoric entstand sehr bald dasselbe Verhältniß, worin

Leo und Zénon in Constantinopel leben; und nichts war natürlicher, da Beide eine Gewalt üben wollten, die nur für Einen von Beiden vorhanden war. Die stolische Regierung, welche Anthemius den Italiänern bei seiner Ankunft in Rom verschaffen hatte, war also nicht von Dauer. Unfähig, das Ansehen eines Imperators zu ertragen, begab sich Ricimer nach Mailand, dem Verwante nach, Italien zu beschützen, der wahren Absicht nach, sein Heer zu vergrößern. Italien selbst zerfiel also in zwei unabhängige und feindliche Königsreiche. Schon war der Bürgerkrieg dem Ausbruch nahe, als die Gothen sich dem Patriarchen zu Füßen warfen, mit der Bitte, ihr unglückliches Land zu verschonen. Um sich zu rechtfertigen, stellte Ricimer seinen Schwiegervater als stolz und unerbittlich dar; aber dies war dieselbe Beschwerde, welche Anthemius über seinen Schwiegervater führte. Die Gothen schlugen dem Bischof von Pavia, Epiphanius, als einen Mann vor, der die beiden Parteien versöhnen würde, wenn er einen solchen Auftrag erhielte; und da Ricimer einwilligte, so unterzog sich der Geistliche dem Versöhnungsgeschäft mit um so größerer Bereitwilligkeit, je weniger er begriff, was den Anthemius und Ricimer zu unversöhnlichen Feinden machte. Jener gab dem Bitten des Bischofs nach, der frohlockend über die zu Stande gebrachte Versöhnung nach Pavia zurückkehrte. Jagozischen rief Ricimer nicht, nach Rom zu kommen. Nicht alles war für seine Pläne reif. Er brauchte die Unterstützung des Hofes von Constantinopel, wenn er den Anthemius mit Erfolg absetzen wollte; er brauchte

der alten Dingen ein zahlreiches Heer. Im Besitz von beiden führte er über die Alpen nach Rom zurück.

Raum war er bei der Hauptstadt angelangt, als der Senator Olybrius in seinem Lager erschien. Dies war der neue Imperator, den er dem westlichen Römer Reich zu geben gedachte. Olybrius, von der antiken Familie, hatte die jüngste Tochter Valentianus des Dritten geheiratet, nachdem sie von Ravenna mit ihrer Mutter nach Constantinopel zurückgekommen war; und so wie dieser Hof sich des Anthonius entsetzt hatte, um keinen Nebenbuhler fürchten zu müssen, eben so wünschte er sich auch des Olybrius zu entledigen, der, als Gemahl einer Enkelin des zweiten Theodosius, noch fürchtbarer schien. Endlich wurde nun um die Oberherrschaft in den Römischen Reich gekämpft. Der Oberstrom trennte eine Zeit lang die beiden Heere, während in Rom selbst Hunger und ansteckende Krankheiten wütheten. Wenige Senatoren aufgenommen, die sich zur Partei des Olybrius schlugen, waren Senat und Volk auf Seiten des Anthonius, und Gothen vertheidigten die Trüme des Theodosius. Endlich erkrankte Ricimer diese Trüme, und unaußhaltbar stürzte seine Feste in das Innere der Stadt. Anthonius, aus seiner Verborgtheit hervorgehoben, wurde auf Befehl seines Schwiegersohns niedergeschlagen; Rom selbst geplündert.

Sechs Wochen nach diesem schrecklichen Auftritte, starb Ricimer an einer schmerzhaften Krankheit, und überließ seinem Vassen Gundobald, einem burgundischen Fürsten, den Befehl über das Heer. Zwei Monate

später starb auch Olybrius. So löste das Schicksal den Aetius, der durch schlechte organische Geseze ge-
schlungen war.

Da der Mensch unter allen Umständen das Schick-
sal lieber selbst machen, als den Willen desselben erken-
nen mag: so darf man sich nicht wundern, daß Gundobald die Rolle Ricimer's festzuspielen suchte.
Der Imperator, den er nach dem Tode des Olybrius
den Römern gab, hieß Glycerius: ein gemeiner Sol-
dat, der kein Vertrauen einflößte, und vereinselt blieb.
Bei dem Zusammenhange nun, worin der römische Ho-
sat mit dem Hofe von Constantinopel stand, war nichts
natürlicher, als daß der letztere aufgefordert wurde, ei-
nen neuen Imperator zu ernennen; und die Kaiserin
Theodora, mit der Erziehung ihrer Familie beschäftigt,
brachte den Julius Nepos in Vorschlag, der, als
Gemeinlicher einer von ihren Rikern, seinem Oheim Mar-
cellinus in der Exilstadt von Dalmatien gefolgt war.
Ihr Vorschlag wurde zwar angenommen, doch ehe der
Hof von Constantinopel seine Wahl unterschreiben konnte,
verstrichen noch mehrere Monate. Endlich setzte sich
Julius Nepos in Bewegung, um Besitz zu nehmen von
der ihm zugesprochenen Würde. Es war jetzt an dem
Patricier Gundobald, den Glycerius zu unterschreiben;
doch der burgundische Fürst befand sich in häuslichen
Angelegenheiten jenseits der Alpen, und blieb so un-
thätig um die Sache seines Klienten, daß dieser
sich glücklich schätzen mußte, das römische Scepter

gegen den Bischofsstolz von Salona vertauschen zu können.

Julius Nepos wurde von dem Senat, von den Italiänern und den Provinzialen Galliens anerkannt; aber je unglücklicher die Zeiten waren, in welchen seine Verwaltung begann, desto ausserordentlich waren die Erwartungen, die man sich von ihm machte. Die Unordnungen, welche Italien in dem letzten Jahrhundert gelitten hatte, waren so jessierend gewesen, daß ein ganz neues Verwaltungssystem einführen mußte, wenn es überhaupt gerettet werden sollte; der Verfall der Nordküste von Afrika, der Inseln des mittelländischen Meeres und so großer Provinzen, wie Spanien und Gallien waren, ließ sich nur unter dieser Bedingung ertragen. Schon seit den Zeiten des Tiberius war der Fiskus in Verfall; die städtische Betriebsamkeit aber war seitdem nicht minder gestürzt worden. Die Bevölkerung der schönen Halbinsel war so vermindert, daß es ganze Streden gab, wo man Mühe hatte, eine beträchtliche Pächte zu finden. Von allen Steuern geldlos und den unerschöpflichen Forderungen der Barbaren Preis gegeben — was hätte Julius Nepos wohl thun können, um neue Unordnungen abzuwenden! Um sich Ruhe zu verschaffen, trat er Ansehen an die Willkür ab; denn wenn konnte er es nicht, und die Klagen der treuen Gallier mochten nicht wenig beschwerlich seyn. Doch aber war das erheblichste Ereigniß seiner ruhmlosen Regierung, welche ein einziges Jahr dauerte. Bald

nach demselben erfolgte seine Absetzung. In Rom brach eine Empörung aus, die, wie es scheint, in nichts so sehr gegründet war, als in dem Mißvergnügen des Volkes. Ein gewisser Orestes, der sich an die Spitze stellte, marschirte gegen Maximus, dem gewöhnlichen Aufenthalt des Imperators, der, um nicht das Opfer der allgemeinen Anfeindlichkeit zu werden, sich sogleich nach der Küste von Dalmatien einschiffte. Hier lebte er noch fünf Jahre, halb als Imperator, halb als Verbannter, bis er zu Salona von dem Bischof Silverius ermerdet wurde, der zur Belohnung für eine solche That das Episcopum Mailand erhielt.

Orestes war der Sohn des Catullus, eines panonischen Guthefizers. Er hatte sich an Anila angeschlossen, als dieser, von Pannonien aus, die Römer weit beherrschte. Mehr als einmal war er nach Constantinopel gesendet worden, um die Befehle des Hunnen-Königs zu überbringen, und in dem Kriege gegen das treifliche Römerreich hatte er als Geheimschreiber gedient. Nach Anila's Tode durch die Ostgothen auf seinem Eigenthum verdrängt, wählte er sich lieber nach Italien zu wenden, als den Söhnen Anila's in die römische Hölle folgen; und als einem Manne von Kopf und Krautaffen konnte es ihm nicht schwer werden, sich empor zu schwingen. Von dem Julius Nepos zum Patricker und zum Vortel der Keiserin und des Volks ernannt, richtete er seine Kraft gegen den Imperator, weil dieser nichts für ihn thun konnte. Den

Wünschen des Herkes gäbe, sollte er nach der Flucht des Julius Römer den Purgur annehmen; doch dessen weigerte er sich aus Gründen, die sich unschwer errathen lassen. Dagegen willigte er ein, daß sein Sohn Augustus zum Imperator des Westens ernannt werde; er wollte alle Ritters Rufe fassen. Doch Orestes sah nur allzu bald ein, daß die Aufgabe, die seine letzten Vorgänger nicht hatten lösen können, auch von ihm ungelöst bleiben würde. Zwei Dinge veranlagten sich zu seinem Entsch: die Unmöglichkeit, den Truppen einen regelmäßigen Sold zu zahlen, und das Geld, welches so viele barbarische Völker im Römerreiche gemacht hatten. Voll Muth gegen die, welche in Afrika, Spanien und Gallien durch ihre Waffen ein bleibendes und nachtheiliges Erbe errungen hatten, forderten die Soldaten des Orestes den dritten Theil aller italischen Ländereien als Belohnung für ihre Dienste; und schmerzlich gab es ein Mittel, dieser Forderung zu widerstehen. Zwar gereicht es dem Orestes zur Ehre, daß er lieber Muth und Leben wagte, als das Verderben eines unschuldigen Volkes gedenken wollte; doch seine Weisheit beförderte nur die ehrgierigen Pläne Orestes, eines Barbaren, welcher seine Mitsoldaten bedachte, sich seinem Oberhau zu unterwerfen, um ihre gerechte Fute — so nannte er ihre Forderungen — erfüllt zu sehen.

Sobald Soldaten aus allen Lagern und Städten Italiens die sogenannten Bundeskrieger zu den Jahren Orestes. Orestes sah keine andere Rettung ab, als sich nach Pavia, dem Sitz des heil. Epiphanus

zu begeben, den Julius Nepos vor Augustus gebraucht hatte, einen Vertrag mit den Westgothen abzuschließen. Aber es stand zu viel auf dem Spiel, als daß die Verfassenden eines fremden Bischofs, von welchem seine Zuhörerinnen rühmten, daß er die Klugheit der Esclaven mit der Offenheit der Zauberer vereinigte, irgend etwas vermehrt hätte. Als die Festungswälle von Pavia erklärt waren, da konnte der Mangel der Soldaten nur durch eine Hinrichtung des Drexels befristet werden; und diese erfolgte auf dem Markt von Pavia. Der Deuter des Drexels war in einem Gefecht bei Ravenna getödtet, und der Imperator Augustulus, glänzlich verlossen und jedem Schicksal Preis gegeben, konnte nur das Erbarmen des Siegers ansehen.

Drexel hatte die Tochter des Comen Romulus geheirathet, der seinen Wohnsitz zu Praetorio in Noricum hatte. Nach ihm wurde der Sohn des Drexels Romulus genannt. Augustus war in eben diesen Gegenden ein gewöhnlicher Jüngling, nur daß man ihn, wie bei Kindern zu geschehen pflegt, eine verkleinerte Ladigung gab. Da nun der Sohn des Drexels diesen Jüngling führte, um ihn von seinem mütterlichen Großvater zu unterscheiden: so wollte der Zufall, daß die Vermählungen der beiden großen Kaiser von Rom und von der christlichen Monarchie sich in dem letzten Imperator vereinigten. Von der größten Bedeutung war hierbei die Verkleinerungsbildung des Namens Augustus in Augustinus, weil dadurch der letzte Imperator selbst in seiner Benennung zum Repräsentanten eines zusammengesetzten Reiches wurde; und so ist es ausserordentlich

daß man sich an dem Namen Romulus Augustulus zu allen Zeiten erinnert hat. Der Sohn des Orestes war aber allzu jung, um nicht unschuldig zu seyn, und allzu schön, um nicht Mitleid zu erregen. Odoacer, der nichts von ihm zu befürchten hatte, schenkte ihm nicht bloß das Leben, sondern sorgte sogar dafür, daß er einen anständigen Unterhalt erhielt, sobald er den Palast verlassen hätte. Ein Einkommen von sechszehntausend Goldstücken, schien nicht zu viel für einen Jüngling, der mit dem Purpur bekleidet gewesen war; außerdem aber wurde ihm die Villa des Lucullus auf dem Vorgebirge von Misenum zum Aufenthalt angewiesen. Marius hatte diese Villa erbaut und Lucullus dieselbe für eine bedeutende Summe an sich gebracht; sie den Trümmern der Monarchie hatte sie zu den Lustschlössern der Imperatoren gehört, und ihrer an sich feste Lage war die Veranlassung geworden, daß man sie gegen die vandalischen Überfälle noch nicht befestigt hatte. Hier lebte also der letzte weströmische Imperator, in einer beengten Aufsicht auf Land und Meer, so weit der Dunstkreis reichte, unter den Siegeszeichen des euborischen und armenischen Krieges — vielleicht ohne jemals zu fragen, was dieselben bedrohten. Er erreichte kein hohes Alter; denn schon wenige Jahre nach seiner Versetzung wurde die Villa des Lucullus in eine Kirche und ein Kloster verwandelt, welche die Gebrüder des heil. Severianus aufwachten und jede Erinnerung an Marius und Lucullus verdrängten. Die Tugend-Scala hatte sich im Verlaufe der Zeiten umgekehrt; und was früher ein Gegenstand der Bewunderung und Nach-

cung gemessen war, stand jetzt als Gegenstand des Mißtrauens und des Mitleids da.

Seit dem Tode Valentinian des Dritten waren, in dem Zeitraum von zwanzig Jahren, neun Imperatoren emporgestiegen und wieder verschwunden. Die Ursache dieses schnellen Thronwechsels mußte in Dingen liegen, welche über jede Persönlichkeit, die gebietendste gar nicht aufgenommen, den Ausschlag gaben. Erklärt ist die ganze Erscheinung, wenn man bedenkt, daß jeder geborne Römer auf dem Thron der Kaiser eine vorherrschende Neigung hatte, durch die hergebrachten Mittel zu regieren, während diese Mittel nicht mehr dieselben waren. Jene Erblichkeit, durch welche die sitzenden Herrscher Vespasian und Commodus erhalten hatten, war nicht länger fortzuführen, weil das, worauf sie beruhte, verschwunden war; und wenn es nun gleichwohl eine öffentliche Macht geben sollte, so mußte man auf eine neue Grundlage für dieselbe bedacht seyn. Was nun die Bruchheit des römischen Senats nicht zu ergünden vermochte, das wurde durch den schlichten Verstand und den Eigensinn der barbarischen Truppen ins Klare gesetzt; und was die Rechtschaffenheit römischer Imperatoren mißpönte, das war für einen Barbaren-Völk, der nur die Verhältnisse seines Vaterlandes kannte, ein Kinderspiel. Das weltbedeutende Reich in seiner bisherigen Eigenthümlichkeit ging also nicht unter, weil es von einem Romulus Augustulus regiert wurde; denn wir haben gesehen, daß Romulus Augustulus nur der Bestimmung

und dem Namen nach römischer Imperator war. Es ging vielmehr unter, weil es nicht länger fortdauern konnte.

Odoacer war der Sohn Edeon's, der als Gesandter Vitula's am Hofe zu Constantinopel seine Rolle gespielt hatte. Nach dem Tode des Hunnen-Königs vertheidigte Edeon die Sache seines Beschützers, bis er im Kampfe mit den Ostgothen sein Leben einbüßte. Seine beiden Söhne, Oualph und Odoacer, verließen hierauf Pannonien; und während jeder sich nach Constantinopel wendete, führte dieser unter den Barbaren von Noricum das Leben eines Abenteurers. Der heilige Gregorius, welcher in dieser Gegend mit der Leichtgläubigkeit der Menschen sein Spiel trieb, gab ihm die erste Richtung nach Italien. Als nämlich der riesenhafte Odoacer in seine Zelle trat, um durch ihn das Schicksal zu erforschen, war seine Antwort: „verfolge deine Pläne; geh nach Italien; dort wirst du den schmutzigen Pelz gegen glänzende Kleider vertauschen, und dein Reichthum wird der Großmuth deiner Gesinnungen entsprechen.“ Odoacer nahm diese Prophezeiung an. Um seiner Gestalt willen in die Leibwache des Imperators aufgenommen, fand er bald Gelegenheit, sich die Achtung seiner Kameraden zu erwerben.

In den Streichzügen des Willkürs mit dem Patrier Desider zum Abzug ausgerufen, nahm er nur den Titel, nicht den Purpur und das Diadem an; anstrengte, um die übrigen Herrscher weniger zu beleidigen. Das, wozu er sich anheischig gemacht hatte, war leicht durchzuführen: denn, Einmal gab es in Italien viel her-

erlosenes Eigenthum, wie immer noch erhaltendes Pri-
zen; zweitens liebten die kleinen Eigenthümer, wie sich
ganz von selbst versteht, sehr, weil das Drittel,
welches sie abgeben konnten, von keiner Bebrutung war;
drittens konnten sich alle großen Grundbesitzer glücklich
schätzen, daß ihnen nicht mehr als ein Drittel genom-
men wurde, da sie sich einmal in den Händen von
Barbaren befanden. Auch scheint es nicht, daß Odo-
acer Maßregeln, wie durchgreifend sie auch seyn mochte,
irgend ein Mißvergnügen erregt habe; so gut war er
verrichtet durch alles, was ihn vorangegangen war.
In einem Schreiben an den oströmischen Imperator
Zeno, den Schwiegersohn und Nachfolger Leo's, erklärte
der römische Senat, „daß er mit der Verlegung des
Siegel der Regierung von Rom nach Constantinopel
durchgegangen sey, und daß er auf das Verdict, den
König zu wählen oder zu bestätigen, Verzicht gelei-
stet habe — da der Staat sich auf die bürgerlichen und
kriegerischen Tugenden Odoacer's verlassen könne.“ So
machte also Odoacer den ersten Anfang mit dem neuen
Königthum, welches, unabhängig von aller Wahl, sich
seine eigenen Gesetze vorschreiben mußte. Nicht ungern
lieferte er die Fierden des Throns und des Palastes an
den oströmischen Imperator auf, welcher in ein freund-
schaftliches Vernehmen mit ihm trat.

Der König von Italien — denn dies war der Ti-
tel, welchen Odoacer annahm — war durch Einsichten
und Gesinnungen des hohen Standes, auf welchen
Lupferin und Gild ihn geführt hatten, nicht unwür-
dig. Er theilte die Einrichtungen und selbst die Veror-

ihalle seiner Unterthanen. Nach den ersten sieben Jahren stieg er das Consulat des Westens her, wenn gleich mit Verzichtleistung auf diese Würde, sey es aus Verschidenheit, oder aus Eitel. Den römischen Magistraten blieb das verhasste Geschäst, das öffentliche Einkommen einzusammeln; aber es war erleichtert durch vermindertes Bedürfnis, und Othocar fand Freude an Nachsicht und Güte. Obgleich ein Arianer, blieb er doch entfernt von allen Verfolgungsgründe, und das Eulischweigen der sogenannten Rechtsgläubigen giebt einen unabweisbaren Beweis für seine Duldsamkeit. Zur Erleichterung des Volkes verbot er der Geistlichkeit, ihre Grundstücke zu veräußern, und kräftig war er im Willen, so oft eine stürmische Wuthsturmzahl den Frieden der Hauptstadt zu erschüttern drohte. Selbst im Auslande war sein Ansehen so groß, daß die Könige Italien von den Befolgen der Germanen und den unruhigen Entschauern Galliens unberührt blieben. Um die Römer, der des Julius Nepos zu bestrafen und die Römer von Dalmatien wieder zu erobern, ging er über das adriatische Meer, und um die Ueberraste von Naricum gegen die Angriffe des Königs der Rugier, der seinen Wohnsitz jenseit der Donau aufgeschlagen hatte, zu verteidigen, überschritt er die Alpen. So regierte er vierzehn Jahre, bis er von dem größeren Enkel des ostgothischen Königs Theodorich besiegt wurde.

Auf diese Weise entfiel das weströmische Reich; und mit demselben das ganze Römertum, weil das, was sich davon nach dem Osten verpflanzte hatte, immer nur ein Equaten des eigentlichen Römertums

war, welches seine Wurzeln wesentlich in der Mus. Monarchie hatte.

Das Einzige, was uns zur Vollendung dieser Untersuchungen noch übrig bleibt, ist, die Ursachen des Untergangs der Römerrasse zusammen zu stellen und unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu vereinigen.

(Schluß folgt.)

Eduard, Graf von Clarendon.

(Beilage.)

Cromwell hatte eine allzu klare Ansicht von seiner Lage gehabt, als daß er es hätte wagen sollen, einen von seinen Söhnen zu seinem Nachfolger im Protectorat zu ernennen. Wenn man seinen ältesten Sohn nach seinem Tode zum Protector aufrief, so geschah es mehr in dem Gefühl der Nothwendigkeit eines Staats-Obst, als in der Ueberzeugung, daß der neue Protector sich behaupten werde; denn die Rolle, welche Oliver Cromwell gespielt hatte, ließ sich nicht wiederholen. Kaum hatte sich das Parlament versammelt, um ihn in seiner Würde zu bestätigen: so erwachte der Independentismus aufs Neue in dem Herrn; und die Folge davon war, daß das Parlament aufgelöst und der Protector entsetzt wurde. Hatte der kirchliche Geist noch eine Mannsacht schaffen können, so würde sich zwischen Cromwell und Lambert dasselbe Verhältniß entwickelt haben, welches zwischen Fairfax und Cromwell bestand; doch da er verfloren war, so hatten die Independenten keine Haltung in sich selbst, und je mehr sie eines

Schlußpunkt bedurfte, dessen nothwendigkeit wurde die Zusammenberufung eines neuen Parlaments. Von dem Augenblick an, wo es sich versammelt hatte, fühlte es daß es ihm an Einheit fehle, und daß diese nur in so fern erworben werden konnte, als man entweder einen von Cromwells Söhnen an die Spitze stellte, oder die Commons wählte. Die Presbyterianer und die alten Anhänger des Königs waren für die letztere Maßregel; doch ehe sie zum Zweck gelangen konnten, wurde das Parlament noch einmal aufgelöst, um einem Sicherheitsausschuß Platz zu machen, welcher aus zehn Personen bestand.

Dieses Hin- und Her-Schwanken zwischen Monarchie und ihrem Gegensatz würde noch lange fortgedauert haben, wenn nicht General Monk, aus Verliebe für die Commons, sich der erblichen Monarchie angenommen hätte. Er war es, der sich an der Spitze von sechs- und achttausend Schotten nach England begab, um, wie er sagte, das Ansehen des Parlaments wieder herzustellen. Auf dem Wege nach London schlug er den General Lambert, und nach seiner Ankunft in der Hauptstadt weigerte er sich, den Eid zu leisten, wodurch er die Commons abzuwählen sollte. Die Forderung, welche er machte, daß ein neues Parlament zusammenberufen werden sollte, kündigte seine Absicht noch bestimmter an. Zwischen ihm und dem Riker Grenville, welchen Karl der Zweite an ihn abgesandt hatte, wurden die Bedingungen verabredet, unter welchen die Wiederherstellung der Commons erfolgen sollte. Auf die Erklärung einer Amnestie, von welcher nur die Könige Karls

des Ersten ausgenommen waren, und auf das Versprechen, daß der Handel Englands auf alle Weise gefördert werden sollte, legte das Parlament Karl dem Zweiten keine andere Verbindlichkeit auf, als Unabhängigkeit an dem Protestantismus und Achtung für die Gesetze des Königreichs. Mit Freuden nahm Karl dieselben an. Eine unermessliche Menschenmasse bewillkommnete ihn, als er in Dover aus Land stieg. Den 29. Mai 1660, gerade an seinem Geburtsstage, hielt der König seinen Einzug in London. Bei Bladheath hatte Monk das Heer zusammengezogen. Es bestand aus 50,000 Mann Fußvolk und Reiterei; hatte auch Geschütze. Der General stellte dem Könige die vornehmsten Officiere vor; und kaum hatten diese des Königs Hand geküßt, als der Lord Mayor von London mit den Scheriffe und Aldermen erschien, um den König zu empfangen. Von diesen in London eingeführt, sah Karl der Dritte sich auf allen Straßen bewillkommen. Gleich nach seiner Ankunft in Whitehall setzten sich ihm die beiden Häuser des Parlaments vor.

Großbritannien hatte zwar sein Herrschergeschlecht zurückgehalten; sobald aber der erste Herabsturz über ein so glückliches Ereigniß verfloßen war, zeigte sich, daß eine achtzehnjährige Empörung Wunden hinterlassen hatte, welche nicht auf der Stelle aufgehoben werden konnten. Die Verfassung der Richter Karls des Ersten fand keine Schwierigkeit; Diejenigen von ihnen, welche in England zurückgeblieben waren, wurden ohne viele Zeremonien hingerichtet. Doch die Verfassung des Vermögens, welche im Laufe der Umwälzung, so

wohl in England als in Schottland, verhänglich aber in Irland Statt gefunden hatte, war etwas, das sich minder leicht behandeln ließ. Jeder wollte das Verhängnis haben, daß er zur Bückkehr der Senats beitragen könnte, und indem Alle auf die Verantwortlichkeit des Königs Anspruch machten, vermehrte sich seine Verantwortlichkeit in dem Mangel an Mitteln zur Befriedigung. Es waren in jedem Betracht dieselben Erscheinungen, die sich etwa hundert und fünfzig Jahre später in Frankreich nach der endlichen Bückkehr der Bourbonen darstellten. Karl der Erste, nicht ohne guten Willen, sah sich durch die Forderungen, welche so viele Einzelne an ihn machten, nur allzu bald von dem großen Ganzen abgezogen; und je nachtheiliger das Ausland auf ihn eingewirkt hatte, desto leichter wurde es ihm, seine Pflicht aus den Augen zu verlieren. Große und tiefe Wunden waren zu heilen; doch, anstatt sich mit einem so langweiligen Beruf zu befassen, überließ er die Dinge lieber ihrem natürlichen Laufe und Dem, was man in diesen Zeiten Verschöpfung nannte, nur mit seinem Vergnügen beschäftigt. Das Parlament hatte eine große Veranlassung, sich dem Willen des Königs in allen Dingen zu unterwerfen; sie folgte auf der Behandlung, die es unter Cromwell erfahren hatte. Doch der König war zum Mindesten eben so geneigt, der Weisheit des Parlaments zu vertrauen; und indem es in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts noch an dem Zusammenhange fehlte, wodurch Verwaltung und Vertretung zur Einheit erhoben wurden, formten die Erbkür, welche sich später unter Jacob dem Zweiten entwickelte und mit der Unterdrückung der Senats endigten, schwerlich ausbleiben.

Der Kaiser dachte Karl darauf, wie er seine treuesten Anhänger belohnen wollte. Der General Went wurde in allen den Aemtern bestätigt, welche das Parlament ihm anvertraut hatte, und der König fügte zu der Stelle eines Schatzkammers von Irland und eines Generalpostens noch die eines Gentleman des Schlafzimmers und eines Oberkammerlers hinzu. Der Marquis von Ormonde, welcher während der Unruhen große Dienste in Irland geleistet hatte, sah sich zu einem Oberkammerler, der Graf von Manchester zum Oberkammerherrn, der Graf von Southampton zum Schatzmeister, Sir Anton Ashley Cooper zum Kanzler der Schatzkammer ernannt. Ähnliche Anstellungen fanden Andern. Die Hauptlast der Geschäfte ruhte auf dem Lord Kanzler von England; und dieser war, wie wir wissen, Edward Hyde.

Schwerlich kann es zwei Charaktere geben, welche in jeder Beziehung einander noch mehr entgegengesetzt wären, als die des Königs und des Kanzlers. Je mehr Jener der Geburt und je weniger er dem persönlichen Verdienste verdankte, desto mehr war er zu dem Ehrgeiz geneigt, der seine Pflichten zurückweist, weil sie den augenblicklichen Genuß unterbrechen; und je weniger Dieser der Geburt, und je mehr er dem persönlichen Verdienste verdankte, desto eifriger war er darauf bedacht, sich auf dem hohen Posten zu behaupten, auf welchem er ein Gegenstand der Ehrsucht für alle Diejenigen war, welche es, wo nicht als eine Ungerechtigkeit, doch wenigstens als eine Verletzung des Herkommens betrachteten, daß ein eifriger Advokat sich

zur ersten Reichsmünde emporgestiegen hatte. Wie groß aber auch diese Entgegensetzlichkeit der Charaktere seyn mochte, so lag darin doch nichts Grundseliges. Wenn gleich der Lord Kanzler sehr oft im Stillen wünschte, daß sein König die Dinge ernsthafter nehmen möchte, so hatte Karl doch nichts dagegen einzuwenden, daß sein Kanzler ihm nicht gleich dachte. In Edward's Zeit war mehr die rechtschaffene Gesinnung, durch welche man sich zum Herrn der Dinge zu machen sucht, als jene Gewandtheit, die es nur darauf anlegt, Verhältnisse zu besorgen. Durch den Mangel an der letzteren mochte er mehrere Blößen geben, die ihm in dem Urtheile des großen Hauses schaden; allein so wie der einsichtsvolle und verständige Mann unter allen Umständen seinen Werth behält, so schadete auch dem Kanzler eine gewisse Streifheit nicht, welche Personen wählte, die in dem ausschließenden Besitze der Lebenswürdigkeit und guten Lebensart zu seyn glaubten.

Der Hof war noch nicht lange nach Whitschall zurückgekehrt, als das Schicksal eines Aufrisses herbeiführte, der leicht zum Verdrusse des Kanzlers gereichen konnte, aber durch das schwache Gefühl, welches Karl von der königlichen Würde hatte, sogar zu seiner Erhebung beitrug.

Am Hofe der Prinzessin von Brecken hatte der Kanzler, wie oben bemerkt werden ist, seine Tochter zurückgelassen. Anna — dies war ihr Name — verband mit ihrer Jugend und Schönheit eine seltene Vertheilung. Von dem Herzoge von York geliebt, wagte sie ihr Vertragen so einsprachlich, daß sie seine Gemah-

lin wurde, ehe er zum Besuß ihrer Reife gelangte. Die Zeugung war nicht so heimlich vollzogen worden, daß nicht mehrere Personen um dieselbe gewußt hätten. Nur für den Vater war das ganze Verhältniß seiner Tochter zu dem königlichen Hause ein Geheimniß geblieben. Da Niemand es wagte, ihn davon zu unterrichten, so blieb es dem Verthe überlassen, ihm die erste Kunde zu bringen. Diese war so unbestimmt, zugleich aber so beunruhigend, daß der Kaiser seinen Tagestod vorsetzte, seine Tochter nach England zu beschicken. Anna langte nach wenigen Tagen an; und indem ihr Vater von Dem, was wirklich geschehen war, nichts voraussetzte und sich nur freute, das geliebte Kind wiederzusehen, entging ihm sogar die vorgerückte Schwangerschaft seiner Tochter. Dem Herzog von York, der sich um diese Zeit in einem Alter von sechs und zwanzig Jahren befand, schlug das Herz bei der Nähe der Geliebten. Den Vater mochte er nicht leiden, und jede Gabe, die ihm durch diesen zu Theil werden konnte, war ihm schon deshalb gemüßet, weil er sie für unmöglich hielt. Die ganze Angelegenheit stand so, daß aus der Verbindung nicht länger ein Geheimniß gemacht werden konnte; und das einzige Mittel, die Geliebte zu schonen, war, die Zustimmung des Königs zu erhalten, nachdem der päpstliche Legat förmlich über das Verhältniß ausgesprochen war. In diesem Augenblick wendete sich der Herzog von York an seinen Bruder mit der Bitte, seine Vermählung mit Anna Heide öffentlich bekannt machen zu dürfen. Der König war davon nicht wenig betroffen; da aber der Herzog versicherte, daß ihm alles

an dieser Gelegenheit gelegen sey, daß er seine Gemahlin
 treu und aufrichtig liebe, und daß, wenn er die Ein-
 willigung des Königs nicht erhalte, ihm nichts Anderes
 übrig bliebe, als das Königreich zu verlassen: so glaubte
 der König, nicht grausam seyn zu dürfen, und es war
 von jezt an nur die Rede davon, wie man den Käu-
 fer gewinnen wollte, welchen man hinkindlich kannte,
 um zu wissen, daß er das Königreich gegen eine Verbin-
 dung einzuwenden würde, wodurch alle Verhältnisse ver-
 legt waren.

Der Marquis von Ormond und der Graf von
 Southampton erhielten den Auftrag, den Kaiser mit
 dem Stande der Dinge bekannt zu machen. Beide wa-
 ren seine Intime. Dem Wunsche des Königs zu-
 folge, sollten sie den Kaiser im Allgemeinen von der
 Sache unterrichten, und ihn zu diesem Zweck nach White-
 hall berufen. Kaum war also der Kaiser in White-
 hall angelangt, als der Marquis von Ormond damit
 begann, daß er ihm etwas mitzutheilen habe, wovon
 sich vorhersehen laße, daß es ihn in große Noth set-
 zen werde. Da der Kaiser sich entsetzte, so fügte
 der Marquis hinzu: „er müsse sich zu fassen suchen.“
 Die drei Freunde traten hierauf enge zusammen, und
 der Marquis erzählte nun, wie der Herzog von York
 eine Heirath für des Kaisers Tochter eingestanden;
 wie er (der Marquis) für seine Person glaube, daß sie
 von dem Herzoge schwanger sey; und wie der König
 von ihm zu vernehmen wünsche, was in der Sache ge-
 schehen müsse.

Gibt es Leben im Leben, wo ein Verschöen gescheh-

leichter ist, als ein Verbrechen, so war die Lage des Kämpfers von einer solchen Beschaffenheit. Er, der sein ganzes Leben hindurch das Aberglauben vertheidigt hatte, und nach der Wiederherstellung der Staats die erste Reihe der königlichen Würde war, konnte und durfte keinen Augenblick darüber zweifelhaft seyn, was von seiner Seite geschehen müsse; und es sey nun, daß er nur den Regeln der Klugheit folgte, oder daß er dem ganz Instinct gewordenen Gefühl seines hohen Berufes nachgab: genug, er brach, mit Verknugung aller Widrigkeiten, in die besagte Freundschaft über die Lustlosigkeit und Geistesabtriebe seiner Tochter los, die er eine H. . . nannte, welche er sogleich aus dem Hause jagen werde. Seine Freunde führten ihm dagegen zu Gemüthe: wie seine Freundschaft allzu heftig sey, um die Quelle eines guten Rathes werden zu können; wie sie glaubten, daß der Herzog sich durch priesterliche Bande mit seiner Tochter verbunden habe; wie folglich ganz andere Maßregeln nöthig wären, als die, welche sein Verstand ihm eingebe. Doch die Freundschaft des Kämpfers nahm darüber nur eine andere Wendung. „Wäre dem also,“ sagte er, „so wisse er wohl, was geschehen müsse. Er wolle nur sehen, daß seine Tochter die H. . . als die Gattin des Herzogs sey. Im ersten Falle könne er, wegen des von ihm gefassten Entschlusses, von Niemand getadelt werden: denn er habe keine Verbindlichkeit, auch für den größten Thöron auf Erden eine H. . . zu halten; und was dabei von ihm selbst verkehrt werde, das wolle er in den Willen des Höchsten setzen. Wäre aber ein Grund vorhanden, daß seine

Tochter für die Gemahlin des Prinzen gelten müßte, so sey er bereit ein Urtheil zu fällen, in welchem, wie er hoffe, die Verbe mit ihm übereinstimmen würden; und dies Urtheil wäre, daß der König eine so starke Bewachung an den Thoren stellen und so eng einschließen lassen solle, daß Niemand zu ihr gelangen könne. Als dann aber solle ein Parlaments-Gesandter seiner Tochter das Leben absprechen, worin er nicht bloß willigen, sondern auch er sogar in Vorschlag bringen werde.²

In diesem Augenblick trat der König in das Zimmer, und setzte sich an den Tisch. Als er nun die Herzogin sehe, worin sich der Kaiser befand, und zugleich bemerkte, daß die Augen des unglücklichen Vaters noch waren von den Thränen, die er vergossen hatte, fragte er die Verbe: was geschehen sey, und ob sie einverstanden wären. Hierauf erwiderte der Graf von Southampton: Eu. Majestät müssen mit geachteten Männern berathschlagen; der dort (auf den Kaiser zeigend) ist sehr toll, und hat so ungeheure Dinge in Vorschlag gebracht, daß er nicht länger gehört werden darf. Der König sah den Kaiser mit einer wohlwollenden Miene an, und nahm das Wort auf folgende Weise: „Kaiser, sagt er, ich muß, daß diese Sache Euch in große Verlegenheit setzen würde; und eben deswegen mag ich diesen Euren Freunden auf, mit Euch zu berathen, ehe ich selbst mit Euch darüber spreche. Aber Ihr müßt sehr alle Umstände besichtigen, und wohl erwägen, daß die Angelegenheit sich nicht von selbst macht. Der Augenblick der Entscheidung ist da. Ehe das Verfaßniß, worin der Herzog von York mit Eurer Tochter steht,

öffentlich bekannt wird, müssen wir ausmachen, wie es zu behandeln ist, damit sich nicht Anderer darauf hinein mischen und uns die Regel vorschreiben. Sagen wir also, was ich thun soll, und ich verspreche Euch, daß ich Euren Rath folgen will.“ Zugleich ließ sich der König über die Leidenschaft seines Bruders aus, nicht ohne zu erwähnen, daß derselbe erkrankt habe, er werde sich nicht entschließen, eine andere Gemahlin zu nehmen.

Der Kaiser war jetzt auf eine Rede gebracht, worin der Vater den Staatsmann leicht verlegen konnte. Doch, ohne aus seiner Rolle zu fallen, stand er auf, und sagte voll Gelassenheit: „Eure, ich habe unstreitig nicht nöthig, in dieser Sache auch nur das kleinste Wort zu meiner eigenen Entschuldigung zu sagen. Der Abscheu, womit ich erfüllt bin, ist so groß, daß, wie sehr ich auch wünschen möchte, Ihr Bruder hätte mir den Rath erpart, dessen Rath ich gegenwärtig bin, ich gleichwohl denselben mit aller Demuth des Herzogs lieber tragen, alszugeben will, daß meine Tochter seine Gemahlin sey. Dies ist ein Geschenk, den ich so sehr verabsichere, daß ich es verleihe, sie hingerichtet zu sehen mit aller Schmach, die ihrer Verwegenheit gebührt.“ Hier wiederholte der Kaiser, was er so eben zu den Todts gesetzt hatte von Einsperrung in den Thurm, von Hinrichtung durch einen Parlaments-Beschluß u. s. w. „Eure,“ fuhr er fort, nach dem Tode, den ich gesühnert habe, Ihnen meinen Rath zu geben, und in dem Gefühl der Dankbarkeit, die ich Ihnen für so viele Wohlthaten schuldig bin, muß ich diesen Rath wiederholen, und ich beschwöre Sie, ihn zu befolgen,

weil Sie sich dadurch allein von den schlimmen Folgen befreien, welche jedes andere Verfahren nach sich ziehen wird.“ Da die Minne des Königs sagte, daß er einen solchen Rath mißbillige, so setzte der Kanzler hinzu: „Ich würde ein sehr einfältiger Mann seyn, wenn ich, nach einem so langen Verkehr mit Euer Majestät, Ihre Schwächen nicht besser kenne, als Andere. Sie sind allzu gütig und allzu sanft, um gegen die harten Forderungen anzukämpfen, welche die Noth und Nothwendigkeit dieser Zeiten Ihnen auferlegen wird, ehe sie unterdrückt und gebessert werden kann. Das Uebergewicht, welches die Anmaßung über Ihre Rücksicht hat, ist Allen bekannt und wird von denen bejaunt, die es wohl mit Ihnen meinen. Erlauben Sie mir, ein Beispiel von der größten Strenge in einem Falle, der Sie so nahe betrifft, und eine Person angeht, die nach Ihnen die erste im Staat ist, vor Sie angebracht zu sehen, daß Ihnen, als Regenten, für den Hebernst Ihres Lebens alles höher werden muß, und daß man sich in Acht nehmen wird, Sie, wie bisher, auf eine unerschämte Weise zu beleidigen.“

Raum hatte der Kanzler dies gesagt, so trat der Herzog von York in das Zimmer. Der König veränderte sogleich den Gegenstand der Unterredung, und ging bald darauf mit seinem Bruder fort, denn er (wie man hinterher erfuhr) alles wiederholte, was der Kanzler geworben hatte. Der Kanzler selbst war kaum nach Hause gekommen, als er seiner Tochter sagen ließ: sie möchte auf ihrem Zimmer bleiben, und keine Besuche annehmen: ein Befehl, der sie in Verlegenheit setzen

mußte, da sie gewohnt war, Mittags und Abends mit ihrem Eltern zu essen und viel Gesellschaft bei sich zu sehen. Weiter wollte der Kaiser für den Augenblick nicht gehen; denn es schien ihm nöthig, den außerordentlichen Fall, worin er sich befand, von allen Seiten zu überlegen, ehe er sich zu etwas Entscheidendem entschloß. Was er that, wurde sogleich dem Herzoge hinterbracht, der dadurch höchst beleidigt war, und sich bei dem Könige darüber, als über eine ihm zugesagte Ordnung, beklagte. Dieser machte dem Kaiser am folgenden Tage Vorwürfe wegen der Unerblichkeit, womit er zu Werke gegangen, und bat ihn, die Haft aufzuheben und seiner Tochter die gewohnte Freiheit zu lassen. Doch der Kaiser erwiderte mit sehr viel Einschließlichkeit: „Der Reichthum seiner Tochter kann ihn nicht von seinen Pflichten als Vater entbinden; er wird also Ex. Majestät, nichts zu befehlen, was dem Ansehen und der Würde eines Vaters entgegen wäre. Was geschehen, sey eine Kleinigkeit; und wenn der König dem Rathe, den er ihm gesandt gegeben, folgen wolle, so werde sich zeigen, daß er, als Vater, sehr wohl wisse, was sich für ihn schicke.“ In der Haft, in welche der Kaiser seine Tochter gesetzt hatte, wurde zwar nichts verändert; dennoch machte er bald darauf die Entdeckung, daß der Herzog Mittel gefunden hatte, zu ihr zu kommen, und sogar die Mächte bei ihr zuzubringen; versicherte sich durch den Bescheid Derjenigen, in welche der Vater sein Vertrauen setzte, und wählte sich damit entschuldigen, daß der Herzog und die Tochter des Kaisers Mann und Frau wären.

Die Nachgiebigkeit des Königs, die bestige Leidenschaft des Herzogs von York, der Herrschmuth des Kanzlers, diese mochte man aus seinem Gemüthe oder aus seinem Verstande herkommen: dies Alles brachte die Verwirrung hervor, daß, obgleich ganz London um die Sache wußte, dennoch keine Mißbilligung laut wurde. Das Parlament versammelte sich; aber es nahm keine Kunde von der Verletzung des Parlamentes in dem Verhältnisse des Herzogs zu der Tochter des Kanzlers, den es mit unbedingter Achtung behandelte. Im Hause der Peers saß der Herzog nicht selten neben dem Kanzler auf dem Bellsack, um von ihm zu erfahren, wie er sich bei den Erörterungen zu betragen habe; und dies führte auf die Vermuthung, daß Beide im besten Einverständnisse lebten. Gleichwohl war dies nicht der Fall. Auch nicht ein Wort sprach der Herzog mit dem Kanzler über die Angelegenheit seines Herzens, sey es aus Höflichkeit, oder aus Eigensinn und Stolz. Erst als die Prinzessin von Oranien in England erschien, um ihren Brüdern den Besuch zu machen und diese ihr bis Dover entgegenzuführen, nahm der Herzog Gelegenheit, dem Kanzler zu sagen: er wisse, daß der Kanzler von seinen Verhältnissen belehrt sey, und gestehe, daß es seine Pflicht gewesen wäre, sich darüber gegen ihn zu erklären; jetzt sey dies freilich zu spät, aber gleich nach seiner Zurückkunft von Dover wolle er ihm alle Genugthuung geben und bis dahin möchte er nicht auf seine Tochter warten. Der Kanzler erwiderte darauf: „der Gegenstand sey für ihn allzu groß, als daß er darüber sprechen könnte.“ So schieden sie aus einander.

Dem Kämpfer waren in Ansehung seiner Tochter dadurch die Hände gebunden, daß der König vor seiner Abreise nach Dover nicht aufgehört hatte, ihm zu sagen: er möchte nichts übereilen; an der Sache lasse sich nichts ändern; er wisse, daß die beiden jungen Leute verheirathet wären, und dies werde in Kurzem bekannt werden und Alle beruhigen. Dasselbe erfuhr der Kämpfer in einer ernsthaften Unterredung, die er mit seiner Tochter hatte; denn aus Furcht vor seinem Unwillen gestand sie nicht nur, wor die Trauung verrichtet hatte, sondern auch, wor dabei gegenwärtig gewesen war und als Zeuge aufgerufen werden konnte: Gesandnisse, die, wie sehr sie auch den Vater besänftigen mochten, die Verlegenheit des Staatsmannes nicht verminderten, der, indem er nur mit den Staatsgesetzen und dem Volkswillen zu Rache ging, keinen anderen Ausweg vor sich sah, als welchen er dem Könige empfohlen hatte.

Der Aufruhr veränderte sich, als der König und sein Bruder von Dover zurückkamen. Die kaiserliche Schweizerei herrschte über die ganze Angelegenheit. Der Herzog von York sprach nicht nur nicht mit dem Kämpfer, sondern stellte auch Besuche und Erkundigungen bei dessen Tochter ein. Dies war alles auffallend, als daß es hätte unbemerkt bleiben können. Einige behaupteten schlechtemeg, der Herzog habe das Verhältniß, als seiner unwürdig, aufgegeben und denke nicht mehr an seine Geliebte. Andere, welche besser unterrichtet seyn wollten, behaupteten, die Königin Mutter sey eifersüchtig vor Verdruß über die Schande, welche der großbritannischen Krone durch diese Verbindung anhängt werde,

und stehe im Begriff nach London zu kommen, um die Sache bei dem Parlament anhängig zu machen. Noch Andere endlich verbreiteten die Nachricht, der Herzog habe seine Befehle in dem Verdacht der Untreue; und wie er nie mit ihr vermahlt gewesen sey, so werde er sich nie mit ihr vermählen. Das letztere Gerücht wurde vorzüglich durch Lord Berkeley und dessen Rassen verbreitet, welche, zum Hofstaat des Herzogs gehörig, nie Freunde des Kämpfers gewesen waren. Der Kämpfer selbst blieb um so ruhiger, weil er nicht aus seiner Rolle fallen durfte. Was ihn in Bezugung auf seine Tochter trübete, war, daß der König nicht aufhörte, sich gütlich gegen ihn zu beweisen. Karl trieb die Herablassung so weit, daß er ihm eingestand, sein Vetter werde gemißbraucht, und es sey eine Versprechung im Gange, welche am meisten der Ehre des Herzogs schade werde.

Endlich hatte die Königin Mutter den Entschluß gefaßt, nach England zu gehen, theils um ihre Söhne zu besuchen, theils um zur Aufhebung des Verhältnisses hinzutreten, wozin der jüngere von ihnen mit der Tochter des Kämpfers stand; sie war zu sehr Französin, um davon nicht empört zu seyn. An dem Könige und seinem Bruder war es, der Mutter entgegen zu reisen.

Ehe das geschah, wollte Karl dem Kämpfer einen Beweis von seiner Gnade geben, damit er sowohl gegen die Königin Mutter, als gegen das Publikum desto mehr gesichert seyn möchte. Schon mehr als Einmal hatte er dem Kämpfer erklärt, daß er damit umgehe, ihn zum Baron zu ernennen, weil dies für den Dienst

im Parlamente nothwendig sey; doch der Kanzler hatte ihn bewegen, die Sache auszuschicken, bis die innere Ruhe vollkommen wieder hergestellt seyn würde, und Karl hatte sich einem solchen Vorwurfsgrund um so lieber gefallend lassen, weil die bloße Standeserhebung sehr wenig verschlug, so lange keine Revolution damit verbunden seyn konnte. Es war diese Taglegenheit bis zur Ankunft der Königin Winter unbenutzt geblieben. Jetzt, wo sich vorhersehen ließ, daß sie den ganzen Hof in Bewegung setzen würde, um den Kaiser, dem sie niemals held gewesen war, in sein ursprüngliches Reich herabzuführen — jetzt glaubte der König, etwas für seinen vornehmsten Diener thun zu müssen, wenn er ihn aufrecht erhalten wollte. Ehe er also zum Empfang seiner Mutter nach Dover ging, besuchte er den Kanzler; und nachdem er über mehrere Gegenstände mit ihm gesprochen, gab er ihm beim Abschiede eine eigenthümlich geschriebene Summation auf 20,000 Pfund Sterling. Diese waren ein Theil des Geldes, womit das Parlament den König im Haag beschenkt hatte. Der König hatte sich genähigt gesehen, die ganze Summe in Wechseln von Amsterdam auf London einzukassiren; und da diese Wechsel nicht auf der Stelle hatten verkauft werden können, so waren sie zum Theil in den Händen von Sir Stephen Fox zurückgeblieben, der mit dem Kanzler allein um das Geheimniß wußte. Eine solche Großmuth, noch mehr aber die Art und Weise, wie dieselbe ausgeübt wurde, konnte nicht verschöhen, dem Kanzler für den ihm bevorstehenden Sturm neuen Mut aufblößen. Der König war hierbei aber nicht stehen

gekleben. Wenige Augenblicke vor seiner Abreise hatte er den General-Anwalt zu sich rufen lassen und diesem aufgetragen, ein Abtheil-Diplom für den Kämpfer auszufertigen, worin derselbe zum Baron ernannt werde. Zugleich forderte der König, daß der Kämpfer davon nichts erfahren dürfe, weil er sonst die Sache verheimlichen würde; da ihm aber der General-Anwalt sagte, daß es nicht in seiner Macht stehe, ohne des Kämpfers Bewußtsein ein Abtheil-Diplom auszufertigen, so ließ er sich die Art der Ausfertigung zwar gefallen, verlangte aber, daß das zu seiner Zurückkunft alles in Bereitschaft seyn müsse. Beinahe in derselben Stunde also, wo der Kämpfer das königliche Geschenk empfangen hatte, erhielt er einen Besuch von dem General-Anwalt, der, nachdem er ihn mit dem Verlangen des Königs bekannt gemacht hatte, sehr dringend bat, daß er an der Vollziehung des königlichen Willens nicht verhindert werden möchte. Der Kämpfer, welcher seine Lage zu würdigen verstand und die Absicht des Königs nur allzu gut errieth, bekannte, daß das verbindliche Betragen des Königs und die Umstände, unter welchen ihm diese Ehre zu Theil werde, ihm dieselbe sehr angenehm und willkommen machten. Zugleich bestimmte er den Titel, welchen er annehmen wollte, und gab dadurch dem General-Anwalt Gelegenheit, bis zur Ankunft des Königs Alles in Bereitschaft zu setzen, so daß dem Diplom zur Unterfertigung und Siegel stehen. Diese kamen gleich nach der Zurückkunft des Königs hinzu; und da der General-Anwalt ein Freund und Anhänger des Kämpfers war, so sah sich dieser noch denselben Abend zum Pair erhoben.

Während der König seinen Kasper auf diese Weise sicher zu stellen suchte, waren die Feinde desselben nur allzu geschäftig, ihn zu stürzen. Ungeklärten Erfolg versprach die Leidenschaft, womit der Herzog von Port die Tochter des Kaspars liebte, und der Haß, womit die Königin Mutter schon seit längerer Zeit gegen den Kasper selbst eingenommen war. Der Leidenschaft des Herzogs eine andere Wendung zu geben, that Sir Charles Berkeley, Hauptmann der Leibwache des Herzogs, mit dem Beschlusse hervor: er fühle sich in seinem Gewissen verpflichtet, den Prinzen vor einer ernsthaften Verbindung mit einer so unwürdigen Person zu warnen, wie die Tochter des Kaspars wäre; nichts wolle ihr weniger eignen, als Treue; auch Er habe bei ihr geschlossen, wie sie nicht leugnen könne; indess wolle er sie um des Prinzen willen heirathen, damit dem Skandal ein Ende gemacht würde. Dies Gesändniß war mit Schwüren begleitet, welche einem tiefen Eindruck auf das Gemüth des Herzogs machten. Sein irdlicher Voratz war, sich von der Anna Hyde loszureißen; und mit diesem Voratz that er seine Reise nach Dover an. Die Königin Mutter empfing ihre Söhne mit der Leidenschaftlichkeit, welche ihr eigen war, zugleich aber mit dem Hochmuth einer Tochter Heinrichs des Dritten. Unterrichtet von dem Verhältnisse, worin der Herzog von Port zu der Tochter des Kaspars stand, richtete sie ihre Vorurtheile besonders gegen diesen; und die Stimmung, worin sich der Herzog durch die Aussage Berkeleys befand, verschaffte ihr leicht den Triumph, daß er seine Mutter wegen seiner Verbindung um Verzeihung bat, indem er

dieselbe als kranke und sich selbst als zur Besinnung gekommen und dem Befehl seiner Würde geschuldet darstellte. Der Zeuge dieses Auftritts war, hielt den Käufer für verloren und aus dem Spiele verbannt. Nur der König lachte im Stillen, weil ihm Täuschungen nicht einlagen, welchen seine Mutter, sein Bruder und die Freunde des Käufers sich hingaben.

Als die Gesellschaft nach London zurückgekommen war, erlaubten sie, den König allein ausgenommen, nicht wenig über die mit dem Käufer vorgegangene Verhandlung. Nichts hatten die Freunde desselben weniger erwartet, als ihn in dem Hause eines Peers im Parliamente erscheinen zu sehen; und dieser verhasste Anblick brachte sie für einen Augenblick zur Besinnung. Die Königin Mutter empfieng ihn mit Vorstellung, als er ihr an der Spitze des Geheimen-Raths seine Aufwartung machte, um ihr zu ihrer Abreise in England Glück zu wünschen; doch ließ er sich dadurch nicht iren machen, weil er wußte, daß der Graf von St. Albans, Lord Verbley und alle seine übrigen Freunde im ausschließenden Besitze ihres Vertrauens waren und sie nach Belieben konnten. Es war für ihn nichts Besseres zu thun, als der Kabale den Lauf zu lassen und den Gesinnungen des Königs zu vertrauen, von welchen er wußte, daß er den Hauptmann Verbley für einen Verräthigen hielt.

Inzwischen rückte die Hebelkunft seiner Tochter mit jedem Tage näher; und der Zufall wollte, daß der König sich gerade in seinem Hause befand, als die Wehen sich einstellten. Durch den Vater von den Um-

ständen unterrichtet, gab er den Befehl, daß die Marquise von Demond, die Gräfin von Sanderland und mehrere andere Frauen sich einfänden sollten, um bei der Niederkunft gegenwärtig zu seyn. Auch der Bischof von Winchester wurde geholt, um Anna's in den Zwischendäumen, welche Schwertschmerzen gestatteten, über mehrere Gegenstände zu vernahmen. Die Fragen, welche er der Kreißenden vorlegte waren: wer der Vater des Kindes sey, das sie gebären würde? ob sie Umgang mit einem andern Manne gehabt habe? ob sie mit dem Herzog verheirathet sey? Die antwortete auf die erste: der Herzog von York sey der Vater; auf die zweite: der Herzog wisse nur allzu gut, daß dies nie der Fall gewesen sey; auf die dritte: sie sey verheirathet, und es fehle nicht an Personen die es bezeugen könnten. Ihr ganzes Betragen überzeugte die gegenwärtigen Frauen von ihrer Unschuld; und so groß war das Mitleid, welches sie für die Verheißene empfanden, daß sie kein Bedenken trugen, ihren Herzen selbst gegen solche Personen Lust zu machen, welche sie sich dadurch am wenigsten verbanden. Die Marquise von Demond nahm sogar die Gelegenheit wahr, sich über diesen Gegenstand gegen den Herzog zu erklären, der ihr die lebhafteste Theilnahme bewies, und dadurch nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er sich selbst für gemißbraucht hielt.

Die Feinde des Königs, aufmerksam auf jede Bewegung des Königs und des Herzogs, und fest entschlossen, ihren Exitus durchzuführen, sahen sich bald so in die Enge getrieben, daß ihnen nichts anderes übrig

übrig blieb, als die Mittel zu verdahren. Sie sagten demnach an, dem Herzoge Besorgnisse einzufößen. „Der Kankler, sagten sie, vermöge viel im Parlamente; sie müßten aber, daß er damit anginge, eine störrische Klage zu erheben und alle die Zeugen, welche bei der Vermählung des Herzogs gegenwärtig gewesen, aufzuföhren, damit ihre Aussage niedergelegt würde: eine arge Beschimpfung, welche man abzuwenden müßte!“ Der Herzog, hiedurch in Schrecken gesetzt, stellte den Kankler zur Reibe, und brach in heftige Vorwürfe aus; doch sobald der Kankler Zeit gewann, ihn zu sagen, wie abgeschmackt diese Einflüsterung sey, und wie sehr alle seine Verhältnisse es mit sich brächten, daß er sein Schicksal mit Gelassenheit ertrage und jede Genugthuung von der nie ungerechten Vorurtheil erwarte, war der Herzog auf der Stelle besänftigt und sogar für den Kankler gewonnen. In dem Herzen des Herzogs war mehr Eifersucht, als Haß; und je willkommener ihm Alles war, was ihm die Unschuld seiner Geliebten bekräftigte, desto mehr sühnte er sich durch das Versprechen gebührt, daß er seiner Mutter gegeben hatte. Er beschied darüber in Schwermuth; und da er nächst dem Könige der einzige Theuerste war, so gerieth man darüber in eine solche Angst, daß man sich mit der Idee einer Mitternacht sehr gern vertheilte. Zwar wollte die Königin Mutter, ihrem Eeche getreu, nichts davon wissen; allein indem man von allen Seiten auf den Hauptmann Vortheil losstürzte, blieb diesem keine andere Wahl, als dem Herzoge zu sagen, daß er ihn besorgen habe, und welchen Beweggründen er gefolgt sey.

Zwei Umstände trugen zu dieser Entwicklung nicht wenig bei. Der eine war, daß Anna Hyde einen Ansehen geboten hatte; der andere, daß gerade um diese Zeit die Prinzessin von Oranien an den Blattern starb und vor ihrem Ende den Reichthum bejammerte, womit sie erst die Verbindung des Herzogs begünstigt und dann dieselbe gelidet hatte. Berkeley's Erbfindung verführte den Herzog in eine so übermäßige Freude, daß er Jemra mit dem Versprechen umarmte, die Unwahrheit, womit er ihn hintergangen, sollte ihm nie zum Nachtheil gereichen.

Ohne Zeitverlust schied der Herzog an seine Besucher, versprach, sie nächstens zu besuchen, und bat, daß sie Sorge tragen möchte für seinen Sohn. Mit gleicher Offenheit erklärte er sich gegen den König und alle Diejenigen, welchen seine Festgläubigkeit mißfallen hatte. Dem Könige machte es Vergnügen, daß die Sache diese Wendung genommen hatte, obwohl er mußte, daß seine Mutter auf's Heftigste gegen eine Verbindung eingenommen war, die nur in dem Lichte einer Ehebrecherin erschien. Berkeley blieb sich die Königin Mutter in ihrem Wesen gleich; und nachdem sie einmal erklärt hatte, „daß, wenn jemals ein gewisses Brautpaar nach Winchester gebracht würde, um ihr vorgestellt zu werden, sie zur Begnadigung hinauszugehen und nie zurückzukehren wolle:“ so durfte in ihrer Gegenwart nicht mehr davon die Rede seyn. Mehrere Tage hindurch ließ sie den Herzog von Port gar nicht vor sich; und als dieser in der Gesellschaft des Königs erschien, that sie, als ob er nicht da wäre. Manche

glaubten, daß einige Mittel, die Königin Mutter zu beschützen, wäre, daß der Känger selbst sich an sie wendete; doch dieser hatte sich seine Sache so gezeichnet, daß sie ihn nie zur Königin Mutter in einer solchen Angelegenheit hinführen konnte. Seine Entschuldigung war: „Der Unwille der Königin sey in sich selbst alles sehr gerechtfertigt, als daß man es nicht darauf anlegen müsse, sie in demselben zu bestärken; und obwohl er selbst, vermöge seines geringen Standes, nicht von einem so großen Peinigen beleidigt werden könnte: so hätte er sich doch wegen Entgehnungen zu beschlagen, welche über alle göttliche und menschliche Gerechtigkeit hinausgingen.“

Die Königin war indeß nur auf eine kurze Zeit nach England gekommen und ihre Abreise war um so näher, da sie noch das Bad in Bourbon genießen wollte, durch welches sie sich angestrichen hoffte. Um alle Zwecke ihres Besuchs zu erreichen, bedurfte sie des Kängers, dessen Antrag ihr schlaggeschlagen war; und je mehr dieser zurückhielt, desto mehr wurde sie zur Nachgiebigkeit gezwungen. Hierzu kam ein Schreiben des Cardinals Mayarin, welcher ihr meldete, daß sie in Frankreich nicht auf eine gute Aufnahme zu rechnen hätte, wenn sie England verliesse; ohne sich mit ihren Kindern auszusöhnen zu haben und mit dem ersten Minister des Königs einverstanden zu seyn; wobei der Cardinal sie einerseits darauf aufmerksam machte, daß man das Nothwendige nie zu vermeiden suchen müsse, andererseits aber den Känger als einen Mann darstellte, welchem ihre Familie große Verbindlichkeiten hätte. Dieses Schreiben brachte

eine bewundernswürdige Wirkung hervor. Der Haß der Königin Mutter gegen den Kaiser wurde wie in der Waage vermischt. Dem Herzoge von York erklärte sie, sie betrachte sein Verhältniß als etwas, das nicht abzuändern sey, und wolle daher, anstatt sich noch länger damit zu quälen, den Abschied nehmen, daß es ihn segnen möge. An diese ihre Erklärung knüpfte sie die Erlaubniß, ihr die bisher verhasste Schwiegermutter vorzustellen. Als die Vorstellung geschah, empfing die Tochter Friedrich des Vierten die Gräfin in ihrem Sohne mit einer Freundschaft, als ob sie zu den ersten Häusern Europa's gehört hätte. Der König selbst bat seinen Kaiser, der Sympathien zu erweisen, die er bisher gegen die Königin Mutter bewiesen hatte; und der Kaiser schloß sich glücklich, daß die königliche Macht sich beabschloß, den Streichmann mit dem Vater zu veröhnen. Durch den Grafen von St. Albans bei der Königin Mutter eingeführt, erhielt der Kaiser jede Beugung, die er in seiner Lage wünschen konnte; denn Henriette von Frankreich sagte ihm: ihr Haß habe sich nie auf ihn bezogen; und nachdem sie von dem Könige erfahren, daß er selbst die Verbindung ihres Sohnes mit seiner Tochter genehmigt habe, so achtete sie ihn um so höher, und wurde von jetzt eben so sehr seine Freundin, als die Mutter seiner Tochter, wiewohl unter der Voraussetzung, daß er sich durch gute Dienste erkennen lassen werde. Es läßt sich leicht errathen, daß die Aufträge, welche die Königin Mutter dem Kaiser vor ihrer Abreise gab, nur um so günstiger ausgeführt

wurden. Dieser Heinrich von Breiberg, welcher die Tochter des Königs so schwer beleidigt hatte, warf sich ihr zu Füßen, und suchte um Verzeihung. Sie ließ ihn gewarten, fand Anna Hyde in der britischen Welt als die Gemahlin des Herzogs von York mit allgemeiner Anerkennung da. Sie blieb es elf Jahre hindurch, und befruchtete ihren Gemahl während dieses Zeitraums mit vier Söhnen und fünf Töchtern. Die Söhne starben früh, und auch von den Töchtern überlebten sie nur zwei, nämlich Maria und Anne, welche in der Folge nach einander Königinnen von England wurden. Der Kaiser starb den 31. März 1671 zu einer Zeit, wo das Schicksal ihres Vaters erst vier Jahren im Stillen war.

Es lag in der Natur der Dinge, daß ein Kaiser, welcher dem königlichen Hause so nahe verwandt war, noch größere Auszeichnungen erhalten mußte, als die, welche ihm bisher zu Theil geworden waren. Als Baron hatte er den Titel eines Barons Hyde von Hinton in Wiltshire angenommen. Nach der Anerkennung seines Sohnes als Gemahlin des Herzogs von York, erhielt er im April des Jahres 1661 den Titel eines Herzogs von York und Albany in Oxfordshire und auch Grafen von Glarndon in Wiltshire. Nachlässig hatten zur Erwerbung dieser Auszeichnungen unvorsichtig zugegriffen, indeß war dem Könige, der sie erhielt, das Bewußt nicht weniger als fremd. Er hatte bei der Restauration sehr viel Kunst, Maßigung und Gerechtigkeit bewiesen, und vor allen Dingen dahin gerichtet, die Vorurtheile der Menge mit dem Gehirne des Volkes

in Uebereinstimmung zu setzen; er hatte Befehlung in Ordnung angewandt und eine Menge Streitsachen beigelegt, deren Gegenstand das Eigenthum war; er hatte den Presbyterianern und den Wüthvergnügten alles erleichtert und dadurch neue Ausbrüche des öffentlichen Unwillens zum wenigsten erschwert. Von einem König unterstützt, welcher dem Vergnügen minder ergeben gewesen wäre, als Karl der Zweite, würde er außerordentliche Wirkungen hervorgebracht haben. Niemand konnte seine Erhebung zum Kaiser anßßig finden, weil er alle die Eigenschaften besaß, die ein so hoher Posten erforderte. Wenn überhaupt etwas im Stande war, ihm zu schaden, so war es nur der Neid, der sich bei allen Großen des Reiches darüber entwickelte, daß ein Mann, der seiner Geburt so wenig verdankte, dem Heilsamen zum Troß, über so Viele hervorragte; die besser Auspöche zu haben glaubten, weil die Gesetze des Königsreichs für sie sprachen.

Der Kaiser, welcher nur diesen Neid fürchtete, that Alles, was in seinen Kräften stand, denselben zu beschwören. Da der König noch unverheirathet war und es nicht bleiben konnte, ohne der Herzogin von Port die Aussicht auf den Thron zu eröffnen: so war eine von des Kaisers Hauptangelegenheiten, Karl den Zweiten zu einer Vermählung zu bewegen. Die Abneigung des Königs war einen längeren Zeitraum hindurch nicht zu überwinden, bis von Portugal aus verführerische Botschäfte gemacht wurden. Die Tage Portugals, welches seit ungefähr zwanzig Jahren seine Unabhängigkeit errungen hatte, besuchte es mit sich, Bündnisse zu suchen,

durch welche es sich, in seinem Verhältnisse zu Spanien, vertheidigen konnte. Von allen Bündnissen aber, die es eingehen konnte, war das mit England bei weitem das vortheilhafteste, weil England, vermöge seiner Seemacht, der in allen Welttheilen gestreuten französischen Monarchie am gefährlichsten war. Eben deswegen war die Königin-Regentin von Portugal, welche für Alfonsus den Sechsten regierte, auf den Gedanken gerathen, ihre Tochter mit Karl dem Zweiten zu vermählen, um sich dadurch Englands Beistand zu sichern. Der erste Antrag dazu wurde von dem portugiesischen Gesandten gemacht, welcher nicht bloß eine bare Münze von 500,000 Pf. Sterl., sondern auch die Ueberrumpfung von Tanger auf der afrikanischen Küste und einen freien Handel mit Gewürzen und mit den portugiesischen Besitzungen in Ostindien versprach. Das einzige Anstößige bei dieser Verbindung war die katholische Religion der Prinzessin Katharina, nicht als ob Karl der Zweite selbst davon berührt worden wäre, sondern weil der hohe Werth, welchen das heilige Heil auf den Portugiesischen legte, unter diesen Umständen bedenklich war.

Der Kanzler, obgleich ein eifriger Protektant, bot einer solchen Verbindung sehr gern die Hand, weil er in ihr das Mittel sah, den König zu einer Vermählung zu bewegen. Dessen geschäftiger waren Andere von der Umgebung des Königs, diese Vermählung zu hintertreiben. Kaum war die Sache bekannt geworden, als der spanische Gesandte, Garca von Zancville, ein Ruderer war, alles aufbot, was in seinen Kräften stand, um eine Verbindung zu verhindern, von welcher sich vor-

hersehen ließ, daß sie dem Vortheil seines Hofes schaden würde. Da er wußte, wie sehr dem Könige mit einer Ruzgeit von 300,000 Pf. gebient war: so richtete er seine Bemerkungen vorzüglich gegen dies Versprechen. „Portugal, meinte er, sey ein armes Land, das eine solche Ruzgeit gar nicht aufbringen könne; man werde also in dieser Hinsicht betrogen werden. Jetzt von Frankreich verlassen, thane es der spanischen Macht nicht widerstehen, welche bereits Anstalten zu der Wiedereroberung treffe. Don Luis de Haro, welchem dieser Heltzug übertragen worden, unterhalte Einverständnisse in Portugal, welche über den Ausgang des ganzen Unternehmens keinen Zweifel bestehen ließen. Bald werde die königliche Familie sich genöthigt sehen, mit ihrem geringen Ansehn nach Brasilien oder nach Ostindien zu ziehen. Dies wäre so sehr die allgemeine Meinung in Spanien und Portugal, daß sein Hof auf nichts weiter bedacht sey, als wie er es verhindern wolle.“ Wenn übrigens Spanien abschreckendes suchte, so munterte Frankreich auf. Die Kaiserin Katharina des Vierten gaben auf die Niederlande; und da die Erwartung derselben durch nichts so sehr erquickert wurde, als durch einen Krieg zwischen England und Spanien, so gehet ein nahe liegender Vortheil die Begünstigung einer Vermählung des Königs von England mit der Infante von Portugal. Ein gewisser la Vasside wurde zu diesem Entzweck nach London geschickt und der französische Hof hielt die Errichtung seines Zwecks für so wichtig, daß er es sogar darauf anlegte, den Kaiser durch eine bedeutende Summe für sich zu gewinnen:

eine Befehdung, welche dieser vergeblich ablehnte, weil sowohl der König als der Herzog von York es lächerlich fanden, kein Geld zu nehmen, wenn es für so etwas angeboten würde. Es von zwei verschiedenen Seiten bearbeitet, konnte man in London allerdings darüber ungenüß werden, welches Theil man wählen sollte.

Zu den Vertrauten des Königs gehörte der Graf von Bristol, ein Mann, der sich gern in Alles mischte, um sich geltend zu machen; aber so starken Gemüths war, daß er selten etwas ausrichtete. Der König liebte seinen Umgang, weil es ihm nicht an lustigen Einfallen fehlte, und weil er das Talent hatte, sogar über sich selbst zu spotten. In einer früheren Zeit hatte er zu den Råthen des Königs gehört; er war aber nach der Schlacht bei Worcester von ihm abgefallen und sogar Katholik geworden. Wie es nun für alles eine Entschuldigung gibt, so wollte sich der Graf von Bristol wegen dieses Schrittes, der nur auf die Rechnung seines Leichtsinns gesetzt werden konnte, mit seiner Unhänglichkeit an den König entschuldigen, indem er vorgab, er sey überzeugt gewesen, daß nur die katholischen Måcher des Königs niederherstellen könnten. Englischen Staatsgesetzen zufolge, konnte er, wegen seines Abfalls, nicht in seine vorige Lage zurücktreten; deswegen aber unterließ er nicht, sich an den Hof anzuschließen, nicht sowohl, um dadurch etwas für sich zu gewinnen, als um seiner Stellung zur Zeitgen zu folgen. In der Vermählungsangelegenheit hatte er gemeinschaftliche Sache mit dem spanischen Gesandten gemacht. Um zu seinem Zwecke zu gelangen, sprach er so lange von der Håplichkeit der

portugiesischen Infanter, das er Eindruck auf das Gemüth des Königs gemacht hatte. Von jetzt an trieb er die Unerschrockenheit so weit, sich sogar für ihre Unfruchtbarkeit zu verbürgen; und indem er zugleich sehr viel von der Erbdenwürdigkeit der mahanischen Fürstinnen sprach, brachte er es bei Karl dem Zweiten dahin, daß er den geheimen Auftrag ertheilte, nach Italien zu reisen und dem Könige eine Braut zu suchen. Noch ehe dies in's Werk gerichtet werden konnte, waren die Dinge durch den Eifer und die Verriethsamkeit des portugiesischen Gesandten auf der einen, und durch die rastlosen Bemühungen des französischen Gesandten auf der andern Seite dahin gebrichen, daß der König nicht zurück konnte, welches auch immer seine Bestimmungen seyn mochten. Graf von Bristol mußte also von der italienischen Selage zurück gerufen werden. Zwar hatte er Eignungen genug, nicht auf der Stelle zurückzulehren; nachdem aber der König seine Vermählung nicht bloß dem Geheimen Rathe, der dieselbe beinahe einstimmig billigte, sondern auch dem Parllamente, das eine große Freude darüber äußerte, mitgetheilt hatte, blieb ihm keine andere Wahl, als seinen Entwurf aufzugeben, und unterrichteter Sache zurück zu kommen, während der Graf von Sandwich mit einer Flotte nach Portugal ging, um die königliche Braut abzuholen. Der Kanzler hatte in dieser Angelegenheit unstreitig das Beste gethan; aber er hätte dem Könige wider nahe sehen müssen, wenn man nicht hätte glauben sollen, er allein habe diese Heirath zu Stande gebracht. Dies war auch die Uebersetzung des Besens von Bristol, der von jetzt an den ersten Haß gegen den Kanzler sagte.

Obz die Graf von Sandwich nach Biffaton ging, bemühtete er ſich Langued, wo er eine Befegung zu richtete. Bei feiner Ankunft in der Hauptſtadt Portu- gald, fand er die königliche Braut in Verwirrkraft. Nicht fo die Kergengabe von 500,000 Pf. Sterling, von welcher der portugieſiſche Gefandte behauptet hatte, ſie ſey abgezahlt, und wartete auf Abholung, wie die königliche Braut. Die Regentin entſchuldigte ſich mit den ſtarken Ausgaben, welche der Krieg mit Spanien verurſachte habe; nur die Hälfte könne ſie für den Augenblick bezahlen, die andere Hälfte aber ſolle nachfolgend nachfolgen. Der Graf von Sandwich wurde durch dieſe Erklärung in nicht geringe Verlegenheit geſetzt; denn er wußte, wie ſehr ſein König auf eine ſtarke Summe rechnete. Seine Verlegenheit ſieg, als es zur Auszahlung der halben Kergengabe kam: denn dieſes Geſchäft war einem Juden, Namens Diego Silvad, übertragen, der, um ſich daſſelbe eintägig zu machen, nur ein Drittel der Summe in Gold und Silber, die übrigen zwei Drittel in Zweden, Zucker und andern ſeinen Waaren lieferte. Die Abſicht des Juden war, daß die Waaren zu einem von ihm ſelbſt geſetzten Preiſe angenommen werden ſoll- ten; da ſich aber der Graf von Sandwich hierauf nicht einlaſſen wollte, ſo wurde man zuletzt darüber einig, daß Diego Silvad mit nach London gehen, ſeine Wa- ren daſelbſt in eignen Perſen verkaufen, und von dem Erlos die Hälfte der Kergengabe berichtigen ſollte. Ueber die andere Hälfte wurden Wechſel angeſetzt, welche im Jahr und Tag bezahlt werden ſollten. So kam die Prinzefſin an Bord des Admiralſchiffes. Ein

Schwarm von Portugiesen, welche in England ihr Glück zu machen glaubten, besetzte sie. Nach einer glücklichen Ueberfahrt langte die Braut drei Tage vor dem Geburtstage des Königs in Portsmouth an; und nachdem sie sich von den Beschwerlichkeiten der Reise ein wenig erholt hatte, wurde sie von Karl dem Dritten nach Southampton geführt, wo priesterliche Eilegung sie am seinem Geburtstage zu seiner Gemahlin machte.

Die Königin Katharina war weder bürgerlich noch ohne Verstand, aber es fehlte ihr an allen Eigenschaften, die neue Welt, in welche sie sich versetzt sah, gehörig aufzulösen und beherrschen zu können. Jung, in einem Monatfloher erpogen, ohne Erfahrung und voll von ihren Vorsehern als Gemahlin, paßte sie am wenigsten für einen Mann, der, wie Karl der Dritte, bei aller Gutmüthigkeit ein halber Wüstling war und nichts so sehr verabscheute, als den Gedanken, beherrscht zu werden. Das Regierbältniß, worin Beide von Natur standen, wurde auf der Stelle von Allen bemerkt, die einige Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten des Königs hatten; und wie groß auch die Freude des Volkes über die baldige Vermählung des Königs seyn mochte, so wurde diese doch nicht von solchen getheilt, die da mußten, daß es Dinge gäbe, gegen welche die Macht der Verhältnisse verschwindet. Zwei Ausstände kamen hinzu, welche von entscheidendem Erfolge für die neue Ehe seyn mußten: der eine war, daß Karl der Dritte, der seit längerer Zeit in einen Liebeshandel mit einer verheiratheten Frau verwickelt war, sein Kumpel Baire gewonnen zu seyn glaubte; der andere, daß er so eben

die Fischhändler Heinrich des Dritten von Frankreich gesehen hatte: ein Buch, das gerade um diese Zeit erschienen war und brinnende Vorstellungen wurde. Dieser Umstand wirkte für Karl den Zweiten in so fern zusammen, als er sich einbildete, daß er in seiner Großmuth gegen eine Verkläglichkeit nicht hinter dem genannten König von Frankreich zurückbleibe: da so, was die britische Seite in einem solchen Falle mit sich brachte, wurde von ihm weniger in Betrachtung gezogen, als das königliche Verbot; und so war er überhaupt, während seiner Verbannung viel von dem französischen Hofen angenommen hatte, so zeigte er auch in seinem Verhältnisse zu der Königin eine durchaus französische Stimmung. Kaum war also Katharina für einigen Tagen seine Gemahlin geworden, als er von ihr verlangte, seiner Verkläglichkeit den Eingang in den Hof zu gestatten. Dessen weigerte sich die Königin mit der vollen Bedenklichkeit, welche die Eifersucht geübt; und von diesem Augenblick an war die Aussicht auf eine glückliche Ehe verschwunden. Wenige ausgenommen, welche, voll Achtung gegen die britische Seite, den Gedanken, daß eine glückliche Ehe zwischen dem Könige und seiner Gemahlin möglich sey, nicht aufgeben mochten — diese ausgenommen, trat der ganze Hof auf der Seite des Königs, und es läßt sich leicht nachdenken, daß Alles hervorgebracht wurde, was die Königin in der Meinung ihres Gemahls nach vorher beabsichtigen konnte, wobei man ihre Weigerung als einen Beweis hervorheben konnte: Herrschsuchte geltend machen. Für die Königin waren vorzüglich die Portugiesen ihrer Be-

folget, die, als Fremdlinge, ungern gesehen, nur allzu bald in den Verdacht geriethe, als wollten sie dem königlichen Hofe Besäße vorschreiben. Der einmal angefangene Streit erreichte bald eine solche Höhe, daß es unmöglich wurde, ihn auf eine, das eheliche Verhältniß beschützende Weise beizulegen. Vergeblich machte der Kämmerer dem König aufmerksam auf sein Unrecht; vergeblich erinnerte er ihn an frühere Aeußerungen, durch welche er dasselbe Verfahren an Andern getadelt hatte: ohne Liebe für die Königin betrachtete Karl seine Regierung nur in dem Lichte einer Tutorielles Sache, und war eben deswegen die Härte selbst. Die Königin ihrerseits schwamm täglich in Thränen über ihr Wessensschick; und wenn sie, als eine königliche Prinzessin, einen Stolz näherte, der sie ungeschicklich machte, so setzte sie Demen, welche diesen Stolz bekämpften, alle die Gründe entgegen, die, wie sie behauptete, die Königin selbst gebe, nicht in das Böse zu willigen, so, daß auch der Kämmerer über sie nichts vermochte. Da der König sein Wort gegeben hatte, so mußte die Einführung der Weiskläftrin an den Hof erzwungen werden. Jetzt ließ sich Katharina gefallen, was sie zu verhindern nicht hätte genug gehabt hatte; sie gewann nach und nach sogar so viel über sich, daß sie die Gelichter ihres Gemahls mit Freundschaftlichkeit behandelte. Doch gerade dies war das Mittel es gänzlich mit ihrem Gemahl zu verderben, der, indem er sie für eine Feuchlerin und Hinterlistige hielt, sich gänzlich von ihr trennte. Auf diese Weise ging der Zweck der Ehe für Karl den Zweiten verloren; der spanische Gesandte, welcher verheirathet

sagt hatte, daß diese Ehe unfruchtbar bleiben möchte, behielt Recht, und der Kaugler gewann die Aussicht, die Nachkommenschaft seiner Tochter auf den britischen Thron erheben zu sehen.

Während Karl nur seinem Vergnügen nachging, die britische Eire leichtsinnig verlor und um die Würde seiner Krone unbesümmert blieb, mußte es Eimen geben, der, ohne König zu seyn, das Königthum vertheidigte. Dieser Eire war der Kaugler; er war es eben so sehr durch die Erhabenheit des ihm anvertrauten Postens, als durch den Umfang seiner Erfahrungen und Einsichten, und durch den Adel seiner Gesinnungen. Doch da, wo die höchste Autorität nicht durch Drosseln gen bewahrt wird, welcher dem Ziel des Monarchen fñhet, ist nichts so schwierig, als sie überhaupt zu bewahren: denn im Leben entscheidet die Berechnung; und wer diese nicht für sich hat, tritt nur allzu leicht in das Licht eines Annasfaden. Da sich der Kaugler nur durch seine Redeschaffensheir, durch die Weisheit seiner Rathschläge und die Eirenge seiner Brandfälle behaupten und vertheidigen konnte: so war nichts natürlicher, als daß er allen Dingen blindlich war, die, weil sie in dem Eireate nur sich sahen, nichts so sehr verabscheuten, als das, was auf die Erhaltung des Thrones abzwerte. Es fehlte also dem Kaugler nicht an Feinden, welche die Schwächen des Königs zu benutzen suchten, um Jemem von seinem Posten zu verdrängen.

Zu ihnen gehörte besonders der Graf von Bristol. Er haßte den Kaugler, weil es ihm nicht gelungen war,

den König nach seinem Sinne zu verurtheilen; er hoffte ihn aber noch mehr, weil er glaubte, der König werde von dem Kaiser verhindert, so freigebig gegen ihn zu seyn, als er es sonst seyn würde. Graf Trissel war ein Verschwendunger und, als solcher, in seinen Ansprüchen und Forderungen gar nicht zu befriedigen. Die nicht unbedeutenden Güter, welche ihm der König nach seiner Zurückkunft geschenkt hatte, waren in kurzer Zeit von ihm verschwendet worden; und, nach zwei Jahren eben so arm als vorher, verließ er sich auf seine Unterthänigkeitsgabe und seines Bischofs Dinge, wodurch er sich dem Könige nothwendig gemacht zu haben meinte. Da ihn nun Karl eine Bittre abschlug, deren Gegenstand eine neue Schenkung war: so glaubte Graf Trissel, nicht besser zum Ziele kommen zu können, als wenn er den König durch eine Anklage des Kaisers in Verlegenheit setze.

Sald war Hof und Hauptstadt voll davon, daß Graf Trissel dem Kaiser des Hochverraths anklagen werde; und nicht lange darauf erschien Graf Trissel wirklich im Oberhause, um eine Schrift einzuweisen, welche er „Klage wegen Hochverraths und anderen Mißbetrugend“ nannte. Sie bestand aus sechsßen Artikeln, welche so schlecht abgefaßt waren, daß sie bei weitem mehr den König selbst verlegten, als den Kaiser. Dieser, ohne in die geringste Verlegenheit zu gerathen, sagte zu den Lords: Graf Trissel selbst sey schon gut unterrichtet, um nicht zu wissen, wie ungegründet seine Klage wäre. Zugleich bewies er die Unwahrscheinlichkeit der Behauptungen seines Anklägers auf eine so einleuchtende Weise,

und

und selber, selbst auf den Fall, daß sie wahr wären, ihrer Unzulänglichkeit eine Hochverraths-Anlage zu bilden, so gut ist sich, daß ein allgemeiner Unwille die einzige Wirkung von dem unüberlegten Verfahren seines Gegners war. Das Oberhaus begnügte sich, eine Abschrift von den Artikeln der Anlage an den König zu senden, welcher darin am meisten beleidigt war; und der König ließ dem Oberhause durch seinen Oberkammerherren sagen: er betrachte die von dem Grafen Velschel eingereichte Klage als ein gegen ihn selbst gerichtes und libell. Der Graf, welcher dabei zugegen war, gerieth darüber in Verlegenheit; doch rüßte er sich selbst nicht ungeschickt damit zu helfen, daß er sagte: „Was er gethan, sey aus seinem Gewissen und aus seiner Vaterlandsliebe hervorgegangen, und so könne er nur bedauern, daß man ihn abschreiben lasse.“ Ausgefordert, die Wahrheit seiner Behauptungen zu beweisen, entschuldigte er sich mit der Entfernung der Zeugen, von welchen einige in Frankreich und Italien, andere in Schottland und Irland lebten; und ohne auf irgend etwas zu bringen, entfernte er sich aus dem Oberhause, aus Furcht vor einer Verhaftung, die er nur durch die Flucht entgehen konnte.

So war dieser Versuch, den Kaiser zu stützen, fehlgeschlagen; indeß zeigte sich auch dies Mal, daß jede Klage einen Verdacht gründet, der nicht zu heben ist. Was den König betrifft, so war es ihm unangenehm, um des Kaisers willen dem Urtheile des Publicums Preis gegeben zu seyn; und dies verminderte seine Achtung für den Kaiser so, daß Die, welche ihm

zu schaden trachteten, nur desto leichter Eingang fanden. Für die beiden Häuser des Parlaments war die Marie verzeichnet, worin ihnen der Kungler bis dahin ertheilt war; und noch weit mehr war dies der Fall mit dem Welle, das immer gleich geneigt ist, einen lange angebotenen Bögen zu massbandeln. Je höher der Kungler stand, desto mehr konnte er verantwortlich gemacht für Alles, was um ihn her geschah, selbst wenn er nicht den geringsten Antheil daran hatte. Der Verkauf von Dänischen wurde auf seine Rechnung gesetzt; eben so der im Jahre 1663 ausgebrochene Krieg mit den Holändern. In beiden Handlungen war der Kungler so unschuldig, daß er sogar sein Brausestich gethan hatte, den Krieg mit Holland zu hinterrücken; denn für den Verkauf von Dänischen sprachen so trisfische Gründe, daß es seiner Entschuldigung nicht bedurfte. Im folgenden Jahre gab der von ihm begonnene Bau eines prächtigen Hauses neuen Stoff zur Aftemede. Der König hatte ihm in der Nähe des St. Jacobspalastes einen geräumigen Bauplatz geschenkt. Er wollte nur ein gutes, gedumigtes Haus, so wie es seinem Stande angemessen war; da er aber von der Sache nichts verstand, so sah er sich genöthigt, die Anordnungen Anderen zu überlassen, und diese machten die Anlagen so, daß ihn der Bau dreimal theurer zu stehen kam, als es in seinen Absichten lag, und mehr als 50.000 Pfund kostete. Er selbst schmeichelte sich damit, daß das von ihm in Umlauf gebrachte Geld die Gemüther versöhnen würde; daran aber fehlte so viel, daß man sein Haus beinahe allgemein das Dänischen-Haus nannte, indem man

dadurch zu verstehen gab, daß es von dem Antheil erbaunt werde, den er an dem Verkauf dieser Hufenstücke gehabt. Es kam noch ein besonderer Umstand hinzu, ihn wegen dieses Unternehmens verhaftet zu machen. Vor dem Ausbruch des Krieges mit Holland war man mit einer Ausrüstung der St. Paulskirche umgegangen; Steine und andere Materialien waren zu diesem Ende schon dabei geschafft worden. Da dieser Entwurf aufgegeben war, weil der Krieg die Ausföhrung desselben verhindert hatte; so kaufte der Kämpfer die Steine, um davon für seinen Hausbau Gebrauch zu machen; dieser in sich selbst geringfügige Umstand aber trug mehr als alles Uebrige dazu bei, ihn bei dem Wolfe verhaftet zu machen, indem dasselbe sich überreden ließ, das Haus des Kämpfers werde auf Kosten der St. Paulskirche erbaut. Auch das verdient in Anschlag gebracht zu werden, daß, indem der Hausbau sich durch drei volle Jahre hingog, es während dieser Zeit durchaus nicht an Veranlassung zu geschäftigen Bemerkungen über den Kämpfer fehlte. Der Graf von Enstol hatte also unendlich mehr bewirkt, als er beabsichtigt hatte.

Nach und nach fing selbst der König an, seine Meinung von dem Kämpfer zu ändern. Die erste Veranlassung dazu war, daß der Kämpfer und der Schopenhauer sich dem Entwurfe des Königs, seine Freisprechung zu geben und die Gleichheit des öffentlichen Gottesdienstes gesetzlich zu machen, aus allen Kräften widersetzen, sogar im Oberhause des Parlaments, wo die Sache zuerst zur Sprache kam. Beide wurden ausserordentlich von einer sehr bescheidenen Ansicht geleitet; allein

sie hatten wenigstens darin die Wahrheit auf ihrer
 Seite, daß der Stand der kirchlichen Parteien in die-
 ser Zeit noch sehr gefährlich war. Ihr Widerspruch
 erregte zwar den Gedanken, daß sie als Staatsmän-
 ner hinter der Zeit zurückgeblieben wären. Das Kaiser-
 thum ermangelte nicht, diesem Gedanken dadurch
 Nachdruck zu geben, daß sie den letzten Grad von Hoch-
 achtung, den der König bisher für den Kanzler gefühlt
 hatte, auf die Art vernichteten, daß sie ihn bei jeder
 Gelegenheit lächerlich machten. Sie nannten ihn
 nicht anders, als des Königs Schulmeister; und so
 nannten sie ihn, weil sie wußten, wie eifersüchtig Karl
 auf sein Wesen war. Zugleich lästeten sie ihm in seiner
 Art zu sprechen, in seinen Manieren und in seinem
 Gange nach; denn in ihrer Gewissenlosigkeit erwe-
 gten sie nicht, daß Ordnung ohne einen gewissen Gedan-
 ken unmöglich ist, und daß ein Kanzler durch Zier-
 lichkeit erspart muß, was seinem König an dem Ge-
 fühl seiner Würde abgeht. Dies alles brachte die
 Wirkung hervor, daß Karl seinen ersten Minister und
 Rathgeber nicht mehr für so unentbehrlich hielt, wie
 sonst, und daß, als sich neuer Sturm gegen denselben
 erhob, sein Fall unvermeidlich wurde.

Die Lage, worin sich Großbritannien um diese
 Zeit befand, war nicht weniger, als bescheiden. Der
 Krieg mit den Holländern hatte nach der ersten
 Erschütterung, in welcher der Herzog von York den Sieg
 davon erlief, eine Wendung genommen, welche einen
 vortheilhaften Ausgang höchst unwahrscheinlich machte.
 Von dem Staats-Schatze der Briten geleitet, setzten

die vereinigten Staaten den Kampf um so mühsamer
 fert, weil sie von Frankreich unterstützt wurden. Eine
 dreitägige Seeschlacht, worin englischer Seils der Ge-
 neral Monk und der Prinz Rupert, holländischer Seils
 der Admiral de Ruyter befehligte, endigte so, daß we-
 der die eine noch die andere Partei irgend einen ent-
 scheidenden Vortheil gewann; abgemattet gegen sich beide
 gleichzeitig zurück. Eine in London ausgebrochene Pest,
 welche nur allzu gefährlich wurde, störte den Gang der
 Regierung, indem sie den Hof nach Oxford zu gehen
 nöthigte und den wohlhabendsten Theil der Gewerke
 über die ganze Fläche des Königreichs verstreute. Die
 Folge davon war, daß man im nächsten Jahr den
 Krieg mit den Holländern und Franzosen nur vertheidi-
 gungswelt führen konnte. Die Noth der Regierung
 wurde nicht wenig vermehrt, als den 1. Sept. des
 Jahres 1666 in London eine Brandbeuge ausbrach,
 welche zwei Drittel der Stadt in Asche legte. Eine
 von Frankreich eingeleitete Friedensunterhandlung rührte
 nicht von der Seite; und indem die Holländer Rache
 schaden und die Vortheile, welche Großbritanniens
 Lage darbot, nicht untenuß ließen, gelang es dem Ad-
 miral de Ruyter, auf der Themse bei nach Chatham
 verkehrten, mehrere Schiffe zu zerstören und einen
 so großen Schaden zu verreiben, daß man selbst an
 der Vertheidigung des Landes verzweifelte. Nach die-
 sem kläglichen Unternahmen wurde ein Friede dringend.
 Die Unterhändler desselben versammelten sich in Breda,
 und der Friede kam dahin zu Stande, daß man ein-
 ander zurückgab, was man sich gegenseitig genommen;

daß Holland, welches immer gegen Erzwirkung Statigations-Reise protestirt hatte, die Erlaubniß erhielt, auf seinen Schiffen alle den Rhein herabkommenden Waaren nach England zu bringen; daß England zur Entschädigung Neu-Heiligen in America erhielt, und daß Frankreich für die abgetretenen Inseln Antigua, Montserrat und St. Christoph ein unbekanntes Land, Acadien genannt, erwarb.

Lord Clarendon's Schicksal wurde vor diesem Friedensschluß entschieden. Dem Könige lag Alles daran, das Parlament auf seiner Seite zu behalten; da dies aber nur in so fern zu bewirken war, als sich der Unwille des Volkes über so viele Mißgriffe der Regierung auf einen Punkt ableiten ließ: so war er nur allzu geneigt, den Vorstellungen der Gegner und Feinde des Lord Clarendon Gehör zu geben. Um ihn von seinem Posten zu verdrängen, hatten diese einen längeren Zeitraum kein besseres Mittel gekannt, als den Lord Schatzmeister Courthampton, der sein Freund war, in den Rußstand zu versetzen: eine Maßregel, welche durch die anhaltende Kränklichkeit dieses Ministers gewissermaßen gerechtfertigt wurde. Dies gelang ihnen endlich nicht, weil der Lord Langhir den König für das Uebeln in dieser Maßregel verantwortlich zu machen verstand. Inzwischen erfolgte der Tod des Lord Schatzmeisters nicht lange darauf, und von diesem Augenblick an, war der Kaiser in dem geheimen Rath vereinigt. Er selbst war alt geworden und paßte nicht länger mehr zu einem Könige, der, eifersüchtig auf sein Ansehen, sich zur Willkür hinneigte, auch zu seinen

Collegen, deren Ansichten, wie richtighaft sie ihm auch scheinen mochten, nicht ganz verwerflich waren. Unter diesen Umständen hätte der Kaiser freiwillig auscheiden sollen; doch mehr in dem Gefühle seiner Nothschafftheit, als in dem seiner Altersschwäche lebend, und vielleicht auch auf den Zustand seiner Tochter und des Herzogs von Port mit allzu großer Sicherheit rechnend, verlornte er den Augenblick, wo das Auscheiden für ihn nöthwendig geworden war. Es kam noch ein besonderer Umstand hinzu, welcher seine Verblendung verschärfte. Er verlor nämlich gerade in dieser Periode die treue Befäheterin seines Lebens, seine Frau; und, von diesem Verluste betäubt, war er gleichgültiger gegen die Schritte seiner Brüder, als er hätte sein sollen. Der König, welcher ihn nur noch in Bedenkenlegenheiten um Rath fragte, stand in dem Glauben, daß das Parlament nicht zusammenzutreten könne, ehe auf eine Untersuchung gegen den Kaiser zu dringen; denn dies war die Ansicht, welche seine Vertrauten ihm unter allerlei Wendungen gegeben hatten. Überzeugt nun, daß er den Kaiser nicht werden retten könne, und voll von der Furcht, daß ihm nicht dasselbe bezeugen könnte, was seinem Vater mit Garafford bezeugt war, hielt er es sogar für seine Pflicht, den Kaiser zu rechter Zeit aus dem Spiele zu bringen. In diesem Endpunkt trug er seinem Vetter dem Herzoge von Port auf, mit zwei Glorieten darüber zu beschließen: auf welche Weise das große Siegel am schnellsten abgegeben werde, ob durch eigene Ueberlieferung in die Hände des Königs, oder durch Abpolung des

selben durch einen Staats-Schreiber. Der Kanzler sagte das, was ihm befohlen, nur von Seiten der Verschwörung auf, die gegen ihn im Gange war; und ohne sich über die ihm vorgelegte Frage zu entscheiden, verlangte er vor allen Dingen, daß der König ihn anhören möchte. In diese Forderung willigte Karl. Als es nun in Abtheil zu einer Audienz kam und der Kanzler nur darauf drang, die Ursache der königlichen Ungunst zu vernehmen, erwiderte der König, daß sein einmal gefaßter Beschluß nur das Beste des Kanzlers begreife; und ohne sich ausführlicher darüber zu erklären, entschuldigte er sich zuletzt mit der großen Macht des Parlaments und mit seiner Unfähigkeit, den Kanzler gegen dasselbe unter Umständen zu vertheidigen, wo er mehr als jemals Geldes bedürftig sey.

Das große Siegel mußte also zurückgegeben werden, und dies geschah den 30. Aug. des Jahres 1667, wo der Schreiber Morrice es abholte.

Toll von dem Gefühl seiner Unschuld, hatte der Kanzler den Entschluß gefaßt, den Sturm, der gegen ihn im Anzuge war, abzuwarten; und nichts bestärkte ihn in diesem Entschlusse mehr, als die Freundschaft, welche der Herzog von York ihm in einer so misslichen Lage bewies. Dem Könige mißfiel so viel Standhaftigkeit, die ihm nur in dem Lichte des Trostes erschien. Mehrere Zeichen der Ungnade waren vorhergegangen, als bei der Eröffnung des Parlaments der König sein Bedenken trug, zu sagen: „frühere Irrungen, welche zwischen ihm und dem Parlamente statt gefunden, wären dadurch abgestellt, daß er seine Rathgeber

verändert hätte; und da der Mann, auf dessen Rathung jene Irrungen gesetzt werden müssen, entlassen — für immer entlassen wäre: so hoffte er, das Parlament werde mit dieser Genugthuung zufrieden sein, und ihm den Beistand leisten, dessen er theils zur Befriedigung seiner gegenwärtigen Bedürfnisse, theils zur Bezahlung seiner Schulden bedürfte.“

Dies unheimliche Wort machte den Eindruck, den es zu machen nicht verfehlen konnte. Richte, daß die Mehrzahl der Parlamentsglieder den Kaiser niemals im dem Sinne eines despotischen Ministers betrachtet hätten: dies war ihnen so wenig eingefallen, daß sie nicht leicht geneigt waren, das Gegentheil zu glauben; aber die gegen den Kaiser verschworne Partei im Ministerium und im Oberhause erzielte dadurch jede Veranlassung zur Verfolgung eines Mannes, dessen größtes Verdienst unstreitig darin bestand, daß er auf das Herkömmliche mehr hielt, als Denjenigen gelegen war, die in der Förderung desselben ihre Freude fanden.

Die Gewissenslosigkeit, womit Karl gegen einen alten Minister vorgeht, der ihm die wesentlichsten Dienste gekostet hatte, hat nicht aufgehört, die Köpfe in Großbritannien zu beschäftigen, und es sind Erklärungsgründe angeführt worden, von welchen wenigstens Einer der besondern Erwähnung werth ist, welche hier folgt.

Der König — so lautet die Sage — höchst unglücklich durch seine Verbindung mit der portugiesischen Prinzessin, welche seit einigen Jahren seine Gemahlin geworden war, legte es auf eine Trennung an, der die Ansrachbarkeit der Königin zum Verstand dienen sollte;

an ihre Stelle aber gedachte er eine Lady Stuart zu bringen, welche im Dienste der Königin stand und mit dem Könige verwandt war. Von diesem Plan unterrichtet, denselben mißbilligend, und doch nicht im Stande die Krönung des Königs zu verändern, gemüth der Kurfürst auf den Gedanken, die Ehe des Monarchen auf einem Umwege zu retten. In diesem Endzweck ließ er den Herzog von Richmond kommen, der auch ein Stuart war; und scheinbar darüber vorlegen, daß ein Mann seines Standes, der noch dazu dem Königl. Hofe so nahe verwandt sey, keine Exceß von Huth und Gnade empfangen, ertheile er ihm den Rath, sich um die Hand der Lady Stuart zu bewerben, indem dies das sicherste Mittel sey, sich empör zu beugen. Der junge Herzog sah die Lady, verliebte sich in sie, mußte nicht zurückweichen und mußte seine Maßregeln so gut zu nehmen, daß er nach wenigen Tagen verheirathet war. Der König außer Anfangs; als man ihm aber sagte, wor die Heirath zu Stande gekommen, begnadigte er sich nicht damit, den Herzog und die Herzogin vom Hofe zu verbannen, sondern er warf auch ihnen unerschöpflich Haß auf den Kaiser.

Wie es sich auch damit verhalten mochte: immer hat man angenommen, daß der König sich über seine Zwangsräthe zur Entsehung des Kaisers in einem Schreiben an den Herzog von Orléans erklärt habe, der sich damals in Irland aufhielt und als Freund des Kaisers leicht zum Tadel hingezogen werden konnte. Unglücklicher Weise ist dieser Brief für die Geschichte verloren gegangen. In den Denkwürdigkeiten des Gra-

fen von Clarendon wird die Einschüfung des Königs in die Gemach des Herzogs von Richmond gesungen. Der einzige Vorwurf, welcher dem Könige in denselben gemacht wird, ist, daß er mit allen übrigen Staats- und Reichthümern den doppelten Fehler gehabt habe, erstlich, allen wenig Vertrauen in sein eigenes Urtheil zu setzen, zweitens, allen freigebig zu seyn, sowohl gegen Freunde als gegen Feinde, wenn gleich mehr gegen die letzteren, als gegen die ersten; nicht, wie hinzugefügt wird, aus Eitelkeit oder aus Großmuth — denn beide seyen den Herren dieser Familien gleich fremd — wohl aber aus Mangel an Bewandtheit und Charakter.

Da der König das Parlament gewissermaßen aufgefordert hatte, die Verurtheilung des Königs zu begehren: so konnte es bei der Entscheidung desselben aus dem geheimen Rath nicht sein Verweilen haben.

So fern aber von Anklage und Vertheidigung die Rede war, hatte man alle Ursache, den Ausgang eines Processes zu fürchten, der in sich selbst zu den auferordentlichsten gehörte. Kaum hatte der König im Parlamente seine Rede gesprochen: so machte im Unterhause ein gewisser Demitius den Antrag zu einer Dankagung an den König für dessen gütliche Ausdehnung und für manches Gute, das er gethan, vorzüglich für die Entscheidung des Königs. Doch diesem Antrage widersetzte sich das Haus als ungeschicklich, weil es von den Beweggründen des Königs nicht unterrichtet sey. Das Oberhaus ging hurtiger zu Werke, indem es sich begnügte, dem Könige im Allgemeinen für die Rede zu danken, die er am Vornuntage gehalten. Dies entge-

gehehelter Betragen, welches nur in einer alten Gesellschaft des Oberhauses gegen den Kanjer gegründet war, sich dem Könige so auf, daß er durch seine Freunde im Unterhause den Antrag wiederholen ließ, nicht ohne zu wünschen, daß seine Ehre im Spiele wäre, daß er eine Verurtheilung für die Entlassung des Kanjers erwartete, und daß er es übel nehmen würde, wenn seine Freunde unter den Mitgliedern des Unterhauses sich davon ausschloßen. Die Sache wurde also aufs Neue in Anregung gebracht. Zwar fand sie noch viele starken Widerspruch; als aber abgestimmt wurde, wußte man alles so zu wenden, daß der besagten Stimmen mehr waren, als der Verneinenden, und, indem sich das Oberhaus dem Unterhause förmlich anschloß, erhielt der König die Bewilligung, die er so sehr gewünscht hatte.

Bestürzlich erklärte sich der König gegen seinen Vater und Richter von den Tods dahin, daß es hierbei sein Verwenden haben, und daß der Kanjer nicht weiter verfolgt werden solle; allein er bedachte nicht, daß dies ein vergebliches Wort war. Die Feinde des Kanjers mußten auf eine förmlichere Aufsehung schon bedrungen bringen, weil der Kanjer der Schwiegervater des Herzogs von York war, und ihnen folglich, wenn er in England blieb, wesentlichen Abbruch thun konnte. Es wurden daher Anstalten zu einem förmlichen Proceß gemacht, in welchem man durch die Schwäche des Königs abzusagen hoffen durfte. Am wichtigsten in dieser Sache bewies sich der Herzog von Buckingham; ein Mann, dessen Ränke vor nicht gar langer Zeit zur Sprache gebracht waren, und der seine Redensart mit dem

Ueberracht verbannte, daß er über den Geist des Königs habe. Im Unterhause trat ein gewisser Seymour gegen den Kaiser auf, und sprach in einer Rede voll Zirkelreden von dem großen Vermögen, das der Kaiser durch seine Verschlagenheit erworben, von dem verrätherischen Anschlag, den er dem Könige gegeben, das Parlament aufzulösen und durch ein lebendes Heer zu regieren, und von andern ähnlichen Aeußerungen des Despotismus, wozin auch die gehörte, „daß vierhundert Burgheser (die Mitglieder des Unterhauses) nur zum Geldgeben tauglich wären, aber nicht davon verstanden, wie man einen schädlichen Ueberfall abwehren müsse.“ Seymour's Vorschlag ging dahin, daß man in Verbindung mit dem Oberhause, dem Kaiser des Hochverraths anklagen sollte. In den Erörterungen, welche dieser Vorschlag veranlaßte, zeigte sich zwar, daß es den Kaiser noch immer nicht an Freunden fehle; es waren alle die Unbefangenen, welche sehr wohl wußten, was Hofverhältnisse mit sich bringen, und welche eben deswegen nicht das Spielwerk der Tölpel sein wollten. Doch, indem der Vorwurf der Verschlagenheit durch eine Reihe sogenannter Thatfachen begründet wurde, und man sogar die Summen nachhaft machte, die der Kaiser in einzelnen Fällen empfangen haben sollte, mußte man Eindrücke selbst auf diejenigen machen, welche bisher seiner Rechtschaffenheit vertraut hatten. Die, welche es an ihm mit ihm meinten, gaben ihm unter diesen Umständen den guten Rath, sich dem Schicksal Straffers durch die Flucht zu entziehen, und Die, welche von jeher seine Gründe gewosen waren, wünschten dasselbe, damit sie desto schneller zum Ziele kommen möchten.

Glücke lag indeß nicht in dem Charakter eines Mannes, der sich seiner Unschuld bewußt war, und Klarheit des Geistes genug hatte, seine Vertheidigungsmittel zu überschauen. Der Kasper erklärte also, daß er sich nicht zu einer Flucht bequemen werde, ja, daß er einer förmlichen Anklage mit aller der Fassung entgegen sehe, die ein gutes Gewissen in sich schließt. Durch diese Erklärung gewonnen, fragte der Herzog bei dem Könige an: wie weit er mit dem Kasper zu gehen gedächte, und ob es in seinen Absichten liege, einen treuen Diener ganz unglücklich zu machen in einem Alter, welches der Aufmerksamkeit und des Trostes bedürfe. Die Antwort des Königs war, daß er der Verfolgung eine Ordnung setzen werde. Ingleich gab der König dem Kasper das Zeugniß, daß er nie aus der Bahn der Pflicht gewichen, und, wenn er einen Fehler begangen habe, immer für die Wahrung der Befehle gewesen wäre.

Dies Alles bewirkte indeß nicht, daß die Anklage auf Hochverrath unterblieben wäre. Man war zu weit gegangen, als daß man auf halbem Wege stehen bleiben konnte. Die Anklage bestand aus fünfzehn Artikeln, von welchen der eine noch abgeschwächter war, als der andere. Dies Alles verhinderte indeß nicht, daß die Sache von diesem Augenblick an sehr ernsthaft wurde. Von Seiten des Kaisers war nur in so fern an eine Vertheidigung zu denken, als er Denjenigen ins Spiel zog, dessen erster Diener er gewesen war; und wenn dies geschah, so mußten Dinge zur Sprache kommen, die ein Monarch von Karls Charakter um seinen Preis der öffentlichen Beurtheilung bloß

stellte. Der König selbst begriff nur allzu gut, daß der Propß, den man dem Kaiser machte, vor Allen ihm selbst galt. Eben deswegen drückte er alles auf, den Kaiser zur Flucht zu bereben, als der Tag, an welchem das Werk sein Anfang nehmen sollte, näher rückte. Doch der Kaiser weigerte sich, dem Könige zu gehorchen. „Es sey ihm unmöglich,“ sagte er, „seinen Feinden einen so großen Gefallen zu thun; denn durch seine Flucht würde er jedes Vorurtheil rechtfertigen. Außerdem sehe er die Möglichkeit einer Flucht nicht ab: die Wachsamkeit seiner Feinde werde dieselbe verhindern und dadurch vielfache Schande über ihn bringen.“ Der Bischof von Hereford wurde an ihn abgesandt, um ihm den Wunsch des Königs und Herz zu legen, mit der Versicherung, daß, wenn er sich zur Flucht entschleße, diese nicht nur gelingen, sondern auch ohne alle nachtheilige Folgen für ihn und seine Familie bleiben sollte. Doch der Kaiser durchschaute die Beweggründe des Königs allzu gut, um sich auf der Stelle zu bequemen; und indem er einen scheinbaren Befehl des Königs, oder, in Ermangelung desselben, wenigstens einen Rathschuß ferkte, ließ sich weder allzu an gewisse Beschlüsse leiten, welche in einem Staate, wie der großbritannische selbst im sechzehnten Jahrhunderte war, nicht ohne Gefahr verlegt werden konnten.

Der Herzog von York lag um diese Zeit an den Plätzen vonieder. Das er zu gewöhn anfang, war Er ed, an dem der König sich wendete, um den eigenthümlichen Kaiser, der nicht von der Stelle wollte, zu einer Entfernung nach Braunschweig zu bewegen. Der Herzog

von Port schickte den Bischof von Bafinfort an ihn ab, und dieser sagte im Namen des Herzogs: seine Entfernung sey schlechtedings notwendig, und er könne sich darauf verlassen, daß der König sein Wort halten werde.“ Jetzt erst entschloß sich der Kaiser zur Flucht. Von seinen Bedienten und mehreren Freunden bis nach Brich begleitet, schiffte er sich in der Nacht vom 29. Nov. 1667 ein, und kam, nachdem ein Sturm ihn aus Land gewiß geworfen hatte, in den ersten Tagen des Decembers glücklich mit zwei Bedienten in Calais an; denn Frankreich hatte er sich vor allen Ländern erwählt, um Trost zu finden für das Unglück, aus seinem Vaterlande verbannt leben zu müssen.

Sobald er in Calais angelangt, als er es für nöthig erachtete, seine Flucht zu rechtfertigen. Dies geschah in einem Schreiben an das Oberhaupt, worin er besonders jene beiden Punkte andeutete, welche ihn zum Gegenstand einer Verfolgung gemacht hatten: sein Vermögen und seinen Einfluß auf die Handlungen des Königs. In Hinsicht des ersten bewies er, daß sein jährliches Einkommen sich höchstens auf zweitausend Pfund belaufe, und daß er dieses Einkommen ganz ausschließend der Großmuth des Königs verdanke, der ihm außer mehreren Gutsstücken, sechsundzwanzig tausend Pfund in baarem Gelde geschenkt habe. In Hinsicht des letztern war es nicht schwer, darzuthun, daß er ein Mitglied des geheimen Raths gewesen, und daß er in dem letzten Jahre den König höchstens zweimal allein, in den beiden vorhergehenden sehr selten allein gesprochen habe. Das ganze Schreiben war mit so viel Klug-

sigung, Umsicht und Schonung des Königs abgefaßt, und gab über die Wirkungen der letzten Ereignisse so bezeichnende Aufschlüsse, daß, wenn in den beiden Häusern des Parlaments der Parteilog nicht allein Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit unterdrückt hätte, man die Unschuld des Kanzlers wenigstens stillschweigend anerkannt haben würde. Doch hieran fehlte so viel, daß, auf den Rath des Herzogs von Buckingham, sogar der lächerliche Befehl an alle Bischöfe erging, dem Kanzler den Weg zu versperren, und daß man das Schreiben als unwahr, arthösig und aufrührerisch durch Prelers Hand verberanzen ließ.

Aus seinem Vaterlande verbannt, wurde der Kanzler bald mit allen den Feinden vertraut, die das Exil begleiteten. Die wandelbare Politik des französischen Hofes schickte ihn von Rouen, wo ihm ein Aufenthalt gestattet worden war, nach Calais zurück; und schon war er entschlossen sich nach den Niederlanden zu begeben, als eine veränderte Ansicht des französischen Ministeriums ihn zurückrief. In Großbritannien wurde von Parliamente seine Verbannung durch eine besondere Will ausgesprochen, welche der König bestätigte, ohne daß darin von seinen Verbrechen die Rede war. Genöthigt einen festen Wohnsitz zu wählen, entschloß er sich zu einem Aufsatze in Nîmion, wo er von den Launen der französischen Regierung unabhängig zu bleiben hoffen durfte. Er war auf einer Reise dahin begriffen, als er zu Loreux Gefahr lief, das Opfer der Treulosigkeit und Brutalität zu werden. Eine Compagnie britischer Soldaten, welche in dem Dienste des Königs von

Frankreich stand, hatte kaum die Ankunft des Königs in einem von den Vassallen von Lothar erfahren, als sie den Entschluß faßte, sich an ihm wegen der Rückstände zu halten, welche sie in ihrem Vaterlande zu fordern hatte. Ein Irländer, Edmund Howard, warf sich zum Führer auf. Nichts war es möglich gewesen, die Beschränkten mit einer Kleinigkeit abzufinden; da man aber Thüren und Fensterläden für sie verfaßte, so dienten diese Verteidigungsanstalten zu einer Herausforderung. Von Nichts gequält, und keinen Anlaß ahnend, lag der König bereit im Bette, als der Lärm ausbrach. Zwar vereinigten sich seine Begleiter zu seiner Verteidigung; doch der Uebermacht nicht gewachsen, mußten sie, nachdem mehrere von ihnen durch Pfeilschüsse und Pikenstöße schwer verwundet waren, gestatten, daß die Angestörten durch Thüren und Fenster eindrangen. Howard selbst versetzte dem kranken Könige mit der flachen Klinge einen solchen Hieb über den Kopf, daß er bedauert zu Boden sank; es war im Grunde dieser Zufall, daß die Klinge sich gefallen war. Unter Fluchen und Schreien schleppte man darauf den Ohnmächtigen auf den Hof, wo er nach Howard's Willen ermordet werden sollte. Doch die Wächterinnen verunmühten sich in dem entscheidenden Augenblick: und indem ihr Dienstherr, ein gewisser Esmair, dazu kam, wurde die grausame That verhindert. Gefangen genommen durch die Polizei des Ortes, erhielten die Räubersführer den Lohn für ihre That auf dem Schaffot; und was dem König genommen war, wurde ihm zurückgestellt. Doch war er hierdurch wenig gebessert. Die

französischen Wandärzte, welche zu seinem Beistand herbeirufen, fanden die Beschädigung seines Schädels so gefährlich, daß sie von Trepaniren sprachen; und um so etwas abzumehren mußte er seine ganze Besinnung zusammennehmen. Der Erfolg bewies, daß er milder verletzt war, als man geglaubt hatte.

Bald sah er sich im Stande, nach dem Besuche kommen von Bourdon zu gehen. Hier schloß er neues Leben, theils durch den Gebrauch des Wassers, theils durch den Umgang mit vielen vornehmen Franzosen, welche ihm eine Aufmerksamkeit bewiesen, die ihm, als einem Verbannten, doppelt angenehm seyn mußte. Er ging hierauf nach Weigen. Auch hier fehlte es nicht an Personen, deren Umgang ihn aufzuheitern vermochte; doch der üble Geruch in den Straßen einer von Juden und Söldenarbeitern bewohnten Stadt, und, wie er sich selbst darüber ausdrückt, der noch abscheulichere Geruch überflügelter Juden, verleideten ihm nur allzu bald diesen Aufenthalt. Er begab sich daher auf eine Reise durch das südliche Frankreich, mehr um sich zu gestärken, als um den Ort zu finden, wo er sich niederlassen konnte. Erst während seines Aufenthaltes zu Montpellier wurde ihm klar, daß dies der Ort sey, den er wählen müsse, um den Rest seines Lebens angenehm zu beschließen. Umfahen von dem blauen Himmel des südlichen Frankreich, athmend eine Luft, welche wie Balsam wirkte, behandelt mit einer Verglichkeit, die sich keinen Augenblick verkennen ließ, ausgezogen endlich von den Personen seines Standes, die er hier in größerer Menge fand, unter ihnen sogar Landbesitzer,

Wühlte er sich plötzlich wie zu einem neuen Leben erwecke. Vergessen, rein vergessen waren mit Einem Male alle Leiden, die er in den letzten Jahren hatte ertragen müssen. Sein Geist gewann neue Heftigkeit; und, um sich auf eine seiner würdige Weise zu beschäftigen, schrieb er hier hinter einander seine Geschichte der Rebellion, die nachtheiligsten Vergehensheiten seines Lebens, eine Widerlegung des Tinsarhon von Hobbes, und eine große Zahl von andern Abhandlungen moralischen und politischen Inhalts. In Gesellschaften selbst wurde der Adel seines Charakters auf eine doppelte Weise gekehrt: Einmal dadurch, daß man ihn gestattete, seinen Gebrauch von seinem Vermögen zu machen; während dadurch, daß seine Bekanntschaft seinen Edeln auf seine Weise schadete.

Alles, was wir noch hinzuzusetzen haben, ist, daß er drei bis vier Jahre in Montpellier verweilte, daß er das Jahr 1672 zu Rouen verlebte, und daß er sich von hier nach Neuen begab, wo er den 9. Dec. 1673 in einem Alter von fünf und sechs Jahren starb.

Sein Leichnam wurde nach England gebracht, und in der Westminster-Abtei auf der Nordseite der Kapelle Heinrich des Sechsten beigesetzt: eine Genugthuung, die er durch nichts so sehr verdient hatte, als durch die Leiden, die sein persönliches Verbrechen zu Paris dem Zweiten mit sich führte; denn aus dem gingen alle Schicksale dieses schwarzen Staatsmannes hervor.

Der Leichnam wurde nach London gebracht, und in der Westminster-Abtei auf der Nordseite der Kapelle Heinrich des Sechsten beigesetzt: eine Genugthuung, die er durch nichts so sehr verdient hatte, als durch die Leiden, die sein persönliches Verbrechen zu Paris dem Zweiten mit sich führte; denn aus dem gingen alle Schicksale dieses schwarzen Staatsmannes hervor.

Schreiben eines Landgeistlichen an einen Staatsrath, über Synoden und Syno- dal-Versassung.

Sie bestehn darauf, daß ich Ihnen meine Mei-
nung über Synoden und Synodol-Versassung mitthei-
len soll, und deutlich sehe ich, wie die bevorstehende
neue Organisation des Kirchenwesens Ihnen um so
wichtiger wird, je näher der Zeitpunkt kommt, wo
Hand an's Werk gelegt werden muß.

Was ich bisher in meiner Entschuldigang gesagt
habe, wollen Sie nicht gelten lassen. „Ich muß, behaupte
ten Sie, über den in Rede stehenden Gegenstand eine
Meinung haben; und diese zu erfahren, sey nun einmal
Ihr Wunsch.“ So thun Sie dem alten Freunde Ge-
walt an; denn, daß er eine Meinung über Synoden
und Synodol-Versassung hat, kann und mag er nicht
leugnen.

Wie wenig aber diese Meinung vorschlagen kann,
dies, mein Freund, scheinen Sie gar nicht beabsigt zu
haben. O, nur allzu weit bin ich davon entfernt, in die-
ser großen Angelegenheit einen vollständigen Ausdruck
thun zu können!

Die letzten dreißig Jahre meines Lebens sind mir unter Berufsarbeiten und Studien verfloßen, und während dieses langen Zeitraums bin ich, vermöge meines sehr beschränkten Wirkungskreises, mit den ständigen Bedürfnissen der Gesellschaft vielleicht nur allzu unbekannt geblieben.

Es kommt dazu, daß man nicht berechtigt ist, sich selbst zum Maßstab zu machen. Was ich Gutes gewirkt habe, ist aus dem persönlichen Verhältnisse, worin ich zu der mir anvertrauten Gemeinde stand, hervorgegangen: ein Verhältniß sogar, worin von meinem Vater sehr viel auf mich fortgewirkt ist. Meine Grundsätze mußten die einfachsten seyn, die ein Mann meines Standes haben kann, weil die kleine Welt, worin ich lehte und wirkte, sich nicht mit andern verzug. Streng genommen, habe ich in der Führung meines Amtes immer nur Einen Grundsatz gehabt; und dieser ist kein anderer gewesen, als der, welcher die Barmherzigen-Lehre des Christenthums ausmacht: „nichts von Andern zu fordern, was man selbst zu leisten nicht gewillt und bereit ist.“ Wie habe ich mich also zu meiner Gemeinde in das Verhältniß eines Hirten zur Herde gesetzt; das schien mir sogar unchristlich. Besser entsprach das Verhältniß des Freundes zum Freunde meinen Gesinnungen und meiner ganzen Denkungsart.

Diese war mir, wo nicht angeboren, doch wenigstens anerzogen. In dem Hause meiner Eltern — Sie wissen, daß ich der Sohn eines Geistlichen und der Nachfolger meines Vaters bin — galten nämlich zwei Maximen, die sich mir sehr früh einprägen mußten und

die mir eben deswegen immer gegenwärtig geblieben sind. Die eine rühete von meinem Vater, die andere von meiner Mutter her. Jene war echt heillich, und lautete: „Geben ist seliger, als nehmen.“ Diese war freilich nicht biblisch, aber deshalb nicht schlechter; denn sie war in den einfachen Worten ausgedrückt: „Auf dem schwarzen Rost wird jeder Flecken sichtbar.“ Warst du eine als Gehirg, so warst du andere als Sime, und indem ich zwischen beiden aufwuchs, bildete ich mich zu einem Geistlichen, ohne daß ich eine besondere Vorliebe für diesen Stand gehabt hätte.

Wißest, ich gesehe es, hat mir in meinen Tausenden Jahren: und meinen ersten Amtsjahren so viel Mühe gemacht, als mich von dem Däusel zu befreien, den die Weltfäulnis gibt. Doch auch in dieser Hinsicht verdanke ich meinem Vater sehr viel. Es war die Meinung, daß die Aufgeblähsheit, welche das Bewußtseyn besonderer Kenntnisse giebt, sich ganz von selbst verliert, wenn man nur nicht müde werdet, zu forschen oder die Wahrheit zu suchen; und ich habe seinen Rath nicht befolgen können, ohne von Jahr zu Jahr demüthiger zu werden.

Es bin ich nach und nach dahin gekommen, daß ich, als Geistlicher, mich nur noch als Organ der Lehre betrachte, deren Verkündigung meinen Beruf ausmacht. Ein reines Organ derselben zu seyn, dahin geht seit etwa fünf und zwanzig Jahren mein einziges Bestreben, indem ich alles übrige der Lehre selbst anheimstelle, welche in sich schon vollkommen ist, als daß sie einer persönlichen Beurtheilung bedürfte. Für

mich bebarf es also keiner künstlichen Unterstützung, die von einer höheren Autorität herrührt, diese sey eine Körperschaft oder ein Einzelter. Mein Verhältniß zur Gemeinde ist für mein ganzes Leben gemacht; und so wie es (schonlich) verbessert werden kann, so rechne ich sogar darauf, daß es sich, selbst nach meinem Tode, noch wirksam bewirken werde.

Nach diesen Bekenntnissen kann es Ihnen nicht auffallen, wenn ich rund heraus sage, daß ich ein entchiedener Feind jeder geistlichen Macht bin, die im Gegensatze der sogenannten weltlichen stehen soll.

Ich begreife die Nothwendigkeit der sogenannten bürgerlichen Gesetzgebung und ihrer Unterstützung durch die Gewalt; aber ich bekenne, daß ich, seitdem ich über das Wesen der Gesellschaft nachgedacht habe, nie die Nothwendigkeit einer kirchlichen Gesetzgebung und ihrer Unterstützung durch eine besondere Gewalt habe begreifen können. Die bürgerliche Gesetzgebung enthält, im Allgemeinen genommen, die Bedingungen, unter welchen die Gesellschaft fortbauern soll; und nichts ist daher billiger, als daß ihre Forderungen nöthigen Falls erzwungen werden können. Hieraus folgt, daß der Raum, welchen sie unausgefüllt läßt, die bürgerliche Freiheit bildet. Allerdings muß auch dieser Raum ausgefüllt werden; und so lange die Welt steht, ist er durch die Priesterschaft oder durch die Gerechtigkeit ausgefüllt worden: durch jene im Alterthum, durch diese in der neuen Zeit, wenn gleich nur halb und halb, weil man noch

großes Schauspiel und Lehre schenkte. Allein kann und darf die Geistlichkeit Urtheilerin und Vollzieherin einer göttin, von der bürgerlichen verschiedenen, Gesetzgebung werden und diese durch die Noth unterstügen?

Ich behaupte Nein! Denn, wenn sie es werden soll, so muß sie mit der Inflation der Freiheit den Anfang machen, was nicht geschehen kann, ohne die Gesellschaft mehr oder weniger zu Grunde zu richten. Der einzige Beruf der Geistlichkeit ist, zu verhindern, daß der Freiheitssinn eine gegengesellschaftliche Richtung nehme; aber gerade hierin liegt ihre Beschränkung auf Unterricht und Lehre ausgesprochen; denn sobald sie über diese Gränze hinausgeht, wird sie zwingend; und wie könnte sie dies werden, ohne der Freiheit Gewalt anzuthun und diese zu vernichten? Können Kirche und Staat in der Wirklichkeit nicht von einander getrennt werden, weil die Gesellschaft eine einzige bleibt, so muß man beide auch in der Idee nicht trennen wollen. Der Versuch ist das ganze Mittelalter hindurch gemacht worden. Was ist daraus aber Anderes hervorgegangen, als Jammer und Noth! Wahrlich, wenn ich das Thun und Treiben einiger von meinen Amtskollegen an die Erfahrungen halte, welche eine lange Reihe von Jahrhunderten gegeben hat; so möchte ich mit Christus antworten: Herr vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Besondere Wünsche für die kirchliche Gemeinde — was werden sie fruchten, wenn es an einer Gewalt fehlt, die ihnen Nachdruck gebe! Und welche Gefahr gewinnt das ganze evangelische Kirchenwesen, wenn es nicht an die-

der Gewalt folgte? In Hinsicht der Lehre können wir uns einmal nicht davor verblenden, daß sie alle Gewalt ausschließt; denn gerade dadurch ist sie Lehre, nicht Gesetz. Das Gesetz befiehlt, und muß Unterwerfung finden; die Lehre überredet und überläßt das Handeln dem freien Entschluß. Sehr häufig hat man das Christenthum das Gesetz der Liebe genannt; aber eben deswegen darf es nicht zur Grundlage einer Macht oder Gewalt mißbraucht werden; denn wo würde alsdann die Liebe bleiben! Mich — ich gehe es aufrichtig — beruhigt es gar nicht, daß wir aufgehört haben, Katholiken zu seyn, und Protestanten oder auch Evangelische geworden sind; denn, wie wesentlich sich auch die Lehre der Lehren von der der Erbsenen unterscheiden mag: — so lange wir auf den Gedanken gerathen haben, irgend eine Macht auf die Lehre zu gründen, ist alles verkehrt, die Reformation rückgängig gemacht, und der Pfad zu einer neuen Tyrannei betreten. Auch in der katholischen Kirche war die Lehre zu allen Zeiten gleich unschuldig, nur daß man sehr leicht auf den Gedanken gerieth, sie zur Grundlage einer Macht zu mißbrauchen, wovon alle die Schmal hervorgegangen sind, die den Stoff zur Kirchengelehrtheit ausmachten. In der Römerzeit war ein solcher Versuch allerdings gerechtfertigt durch die schließliche Verschaffenheit organischer und bürgerlicher Gesetzgebung in den Jahrhunderten seines Bestands und Bestehens; aber so wie er nicht gemacht werden konnte, ohne den Grund des Christenthums zu verstoßen: so kann er nicht wiederholt werden, ohne dieselbe Wirkung hervorzufragen. Est modus in rebus et.

Wenn es sich also um eine neue Organisation des Kirchenwesens handelt, so muß vor allen Dingen gründlich untersucht werden, was die alte geleistet hat. Mag die, welche wir der Reformation durch Luther verdanken, immerhin nicht ganz fehlerfrei gewesen seyn; so hat sie doch wenigstens Etwas bewirkt, wofür man streiten muß. Sie schloß eine Abkufung der Autorität in sich, vermöge deren der einzelne Geistliche an seine Pflicht gebunden war, und dieselbe nicht übertreten konnte, ohne sich der Verantwortung auszuliefern; aber eben diese Autorität war nicht von einer solchen Verlässlichkeit, daß sie ihn gezwungen hätte, noch etwas Andern zu seyn, als das Organ der reinen und erhabenen Lehre. Dies wurde vorzüglich dadurch bewirkt, daß die geistliche Autorität nicht in einem Einzelnem aufhief, sondern in ein Collegium, das, zusammengesetzt aus geistlichen und weltlichen Mächten, einen weltlichen Präsidenten an seiner Spitze hatte. Der Werth unserer Consistorien, welcher gerade auf dieser Zusammensetzung beruht, wird, wie es mir scheint, in unseren Zeiten allzu sehr verkannt; und dies schmerzt mich, weil man sich das Ansehen giebt, als lege man noch immer einen Werth auf die Reformation, womit jene in dem engsten Zusammenhange stehen. Man denke sich ein Consistorium, welches aus lauter Geistlichen besteht und einen geistlichen Präsidenten an seiner Spitze hat; und das Papstthum ist mehr oder weniger fertig: denn in einem solchen Consistorium kann nur die Rede davon seyn, wie man die geistliche Macht feststellen und befestigen will; und damit hängt aufs

Zusatz zusammen, daß man darauf ausgeben muß, die weltliche Macht zu verdrängen und die Vertheilung der bürgerlichen Befugnung zu verhindern. Luther schenkt nicht weiter, als man glaubt. Sofern seine Schöpfung darüber entscheidend darf, wollte er nur Eine Macht; und damit diese Alles durchbringen möge, setzt er die Consistorien so zusammen, wie sie noch sehr zusammengelagert sind. Was geschehen wird, wenn diese Zusammensetzung jemals aufhören sollte, läßt sich leicht beurtheilen: die Dinge liegen schon so weit aus einander, als man wohl glaubt; und sobald es erst ein rein geistliches Interesse gibt, wird es auch eine rein geistliche Macht geben, die uns, trotz allem in der Lehre selbst enthaltenem Protestantismus, auf den Punkt zurückführt, auf welchen wir uns vor drei Jahrhunderten befinden haben. Wahrscheinlich, Die, welche die Entstehung einer solchen rein geistlichen Macht wünschen, würden große Thoren setzen, wenn sie nicht auf die Auflösung der Consistorien in ihrer bisherigen Gestalt drängen; denn in diesen liegt das größte Hinderniß für ihre Zwecke. Als Luther die Hierarchie mit ihrem Vorgesetzten zerstörte, und von beiden nur Das übrig ließ, was nothwendig fortzuauern mußte, wenn das Kirchenwesen nicht in Unordnung gerathen sollte, leistete er etwas sehr Großes; er vernichtete nämlich den Priesterstand, und gab der Religion, die er in das Kirchenwesen zurückführte, würdige Organe. Jetzt handelt man seiner Schöpfung gänzlich dadurch entgegen, daß man die Consistorien in den größten Staat zurückführt, ihm, was sonst nie der Fall

war, einen bestimmten Rang in der Gesellschaft anzunehmen, und ihn durch dies alles herbeisfordern, nach etwas mehr zu streben, als die bloße Persönlichkeit zu gewöhnlich pflegt. Wie ein untergeordneter Zeller pflegte zu sagen: „wer habe wenige Heilige gekannt, in welchen nicht ein Pöbklein gefest hätte?“ und er hatte über diesen Punkt die Wahrheit nur allzu sehr auf seiner Seite. Das Pöbklein in dem Heiligen ist immer das Product derjenigen Thätigkeit, die sich mit einem starken Ehrgeiz verbindet. Nichts ist jetzt beschwerlicher, als eine Lehrtätigkeit, die nur auf persönlichen Vorzügen beruht; denn diese setzt eine fortwährende Selbstbeherrschung voraus. Nichts ist dagegen bequemer, als seinen Mitbürgern durch Aufzeichnungen und ein bestimmtes Maß von Gewalt zu gebieten. Es ist aber auch mit den Confessores, wenn man der Heiligkeit gekannnt, in einem so hohen Grade zu verschließen; denn woher nehmen jene die Kraft, den Geist der Ermessung zu bändigen, da sie auf den Geist der Demuth berechnet sind!

Man hat die unterkennbare Absicht, das Kirchenähnliche einzuführen. Aber wodurch rechtfertigt sich eine solche Absicht? Unstreitig wird man sagen: „durch den Wunsch, das Kirchenähnliche wirksamer zu machen, als bisher.“ War! Aber wie weit kann die Wirksamkeit des Kirchenähnlichen reichen! In Italien, wo der Finanz-Minister den Grad der Einlichkeit endlich mehr bestimmt, als die gesammte Geistlichkeit zusammengenommen, darf man sich nicht viel von der conciliären Macht gewisser Leuten versprechen, die für

den inneren Frieden der Gesellschaft zu allen Zeiten unendlich weniger geküsst haben, als man annehmen pflegt. Wohlriecht kommt es auf etwas ganz Anderes an, als man glaubt. Wo das Bürgerliche in Ordnung ist, da findet sich das Uebrige ganz von selbst; und wo es nicht in Ordnung ist, da giebt es schwerlich einen Ersatz für das Fehlende.

Was die Besslichkeit betrifft, so ist sie immer auf Nichts abgegangen, was auf Erhöhung ihres staatlichen Werthes abgedeutet, selbst dann, wenn ihrer höhern Bestimmung dadurch geschadet wurde. Ein auffallendes Beispiel haben wir davon vor kurzem erlebt. Ich meine die Steuerfreiheit. Mögen meine Landsleute von mir denken, was sie wollen: nie werde ich es loben, daß sie dergleichen nachsuchten, nie es billigen, daß sie dergleichen annahmen, wenn es ihnen dargeboten wurde. Weder das Eine noch das Andere ist in dem Geiste der Lehre, deren Organe sie seyn sollten; jener Lehrer, welcher sagt: „was Andere dir nicht thun sollen, das sollst du Ihn auch nicht thun.“ Steuerfreiheit kann immer nur auf Kosten Anderer erworben werden; und da die Last durch sie für die Uebrigen vermehrt wird, so schließt sie eine Ungerechtigkeit in sich, deren sich am wenigsten der Bessliche theilhaftig machen soll. Ich frage alle meine Landsleute, ob sie wirklich glauben, daß ihr Verhältniß zu ihren Gemeinden dadurch verbessert ist, daß sie losgesprochen sind von allen direkten Steuern, von allen Beiträgen zu den Gemeindebelägen? Hat sich ihr Einkommen vermehrt, so hat sich ihr Einfluß vermindert. Privilegien waren nie das

Wirkel, eine Herrschaft über die Gemüther zu bekommen. Was kann man mehr sein, als Bürger und Christ? Ist man aber wohl beides zugleich, wenn man sich der Bürgerpflicht entzieht, und unter irgend einem Vorwande — denn von einem hinreichenden Beweggrunde kann gar nicht die Rede sein — nur den Schein der christlichen Kirche geltend macht? Man spricht von der spirituellen Ausübung der geistlichen Ämter, welche diese Steuerfreiheit notwendig mache. So allgemein, wie man vorgebe, ist die Spätlichkeit dieser Ausübung gewiß nicht; und muß man der Regierung nicht die Unrechtmäßigkeit widerfahren lassen, daß es ihr niemals einfallen ist, von Allen denselben Beitrag zu den Staatslasten zu fordern? In dem Grunde der Christlichkeit findet sich die Erscheinung von Reichen und Armen, wie in allen übrigen Ständen; aber so wenig sich in diesen irgend einer der allgemeinen Staatslast entziehen darf, eben so wenig, ja, um des guten Beispiels willen noch mehr weniger, sollte sich ihr der geistliche Stand entziehen wollen; denn die Gesellschaft dauert nur dadurch fort, und ist nur dadurch wirklich stark, daß Alle für Allen, und Jeder für Alle arbeitet und zum gemeinsamen geistlichen Wohlfahrt beiträgt.

Durch die Steuerfreiheit ist ein wesentlicher Schritt zur Abspaltung gethan; aber ein noch weit wesentlicherer steht bevor. Denn, will man durchaus einen Unterschied zwischen Kirche und Staat aufstellen, und soll die erstere nach ganz andern Gesetzen verfaßt werden, als der letztere: so bleibt nichts Anderes übrig, als zunächst für besonderen Gerichtsstand zu sorgen.

Hier hängt alles zusammen, wie in einer Kette. In einer ständigen Absonderung vom Staate kann die Kirche nicht ohne eine besondere Gesetzgebung bestehen; Gesetze aber haben nur in so fern eine Kraft, als eine Macht vorhanden ist, welche zur Unterwerfung unter dieselben mächtig. Es bedarf also einer besonderen geistlichen Macht, die in ihren Berechtigungen von der weltlichen verschieden ist; und da Laien sich mit der Ausübung derselben nicht befassen dürfen, wofür nicht alles vermengt werden soll — denn dies würde den Rechtsfertigungsgrund abgeben —: so bedarf es endlich eines privilegierten Gerichtsstandes, vermöge dessen nur der Geistliche über die Vergehungen des Geistlichen entscheidet; zweitens des Vorrates, kirchliche Vergehungen an Laien nach kirchlichen Gesetzen zu bestrafen. Hieran geht kein Jota ab; wie könnte man nachgeben über einen Punkt, der, wenn einmal der Unterschied zwischen Kirche und Staat außer allem Zweifel liegt, sich ganz von selbst versteht! Von nun an giebt es Vergehungen, von welchen wir seit drei Jahrhunderten glücklicher Weise nichts gewagt haben. Als Gesetzgeberin wird die Geistlichkeit schon dafür sorgen, daß das als allgemeine Verhaltungsregel bestehe, wovon sie glaube, daß es ihrem Vortheile am meisten entspreche; und da sie immer so unglücklich gewesen ist, den Vortheil der Gesellschaft zu verkennen: so hat diese wohl Ursache, sich auf das Schlimmste gefaßt zu halten. Eigentlich giebt es für geistliche Gesetzgeber gar keine Gesellschaft, sondern nur eine Gemeinde; die Gemeinde aber ist nichts mehr, als eine Herde, die von dem Hirten nach bester Einsicht

getheilt nicht, und durch den thätigsten Widerstand, welchen sie leistet, immer in den Zustand der Erregung gegen das göttliche Gesetz tritt. Hier nun heben die *Erreignisse* zwischen geistlicher und weltlicher Gerichtsbarkeit an. Die geistlichen Richter sagen zu den weltlichen: wir müssen die Ordnung des Heils kennen; denn dafür sind wir Geistliche. Dagegen sagen die weltlichen Richter zu den geistlichen: das Rechte ist nur ein einziges; es darf nicht bestraft werden, was nicht ein Vergehen gegen die Gerechtigkeit und gegen die Bedingungen ihrer Fortdauer in sich schließt. Was ist dieser Streit einmal in Frage, so ist er nicht zu beendigen; denn alles kommt dabei auf die Beantwortung der Frage an: was ist göttliches Gesetz? und diese Frage, der Wahrheit gemäß, zu beantworten, finden weder geistliche noch weltliche Richter irgend einen Verstand. Inzwischen wird der Staat ein Raub der Wahrheit, welche dadurch erloschen ist, daß man die Idee seiner Einheit aufgegeben und eine doppelte Macht gestattet hat, welches durchaus unzulässig war.

Hat sich die Idee einer geistlichen Macht einmal in den Köpfen fest gesetzt, so wird dieselbe durch nichts so sehr gefördert, als durch die Erlaubniß zu Zusammenkünften, die keinen andern Zweck haben, als Einheit und Uebereinstimmung in das neue System zu bringen. Nichts entspricht hierüber so sehr, als das Schicksal des Römischen Reiches von dem vierten Jahrhundert an. Auf den frühesten Stufen ist der Grund zu der Hierarchie und zu dem theokratischen System gelegt worden, deren Ueberreste wir in dem Rö-

christliche, in Spanien und in allen katholischen Ländern eine Nachahmung wiederfinden. Diese Synoden wurden dem apostolischen Stuhle, oder auch den Versammlungen in den Städten Toletum, nachgebildet. Ursprünglich war ihre Bestimmung sehr unschuldig. Vielleicht hatte man nichts weniger zur Absicht, als das kirchliche Interesse von dem des Staates zu trennen; aber diese Trennung fand sich ganz von selbst: Einmal dadurch, daß man Beschlüsse faßte, welche, zum Unterschiede von den Staatsgesetzen, Kanones genannt wurden; zweitens dadurch, daß man alle die Mittel brauchte, durch welche man jenen Beschlüssen Vollziehung zu geben vermochte. Sehr schnell bildete sich also das Kirchenwesen zu einer Republik aus, welche aristokratisch verfaßt wurde. Im Römischen-Reiche war dies um so weniger zu verhindern, weil Die, welche an der Spitze desselben standen, gerade in ihrer Unumschränktheit recht schwach waren. Indem sich nun eine doppelte Gesetzgebung entwickelte, von welcher die eine dem Staat, die andere die Kirche zum Gegenstand hatte, konnte der Conflict zwischen beiden nicht ausbleiben; und, was nicht geleugnet werden kann, ist, daß dieser Conflict zum Untergange des Reiches nicht wenig beigetragen hat, nicht etwa in Kraft des Christenthums, das, als bloße Lehre genommen, denselben eine ewige Dauer geben mußte, wohl aber in Kraft der kirchlichen Herrschaft, die, indem sie nach Unumschränktheit strebte, alle Hindernisse zu überwinden suchte, und sie nach und nach glücklich überwand. Das Papstthum, so wie sich dasselbe während des Mittelalters gezeigt hat, war die Ausge-

burt des vollendeten Kampfes zwischen diesen beiden Gesetzgebungen und Mächten. Die hatte es ein anderes Fundament, als die schlechte Verfassung der bürgerlichen Gesetzgebungen. Es war mächtig, so lange es über diese noch Belieben schalten konnte; es versank, als die bürgerlichen Gesetzgebungen sich zu verbessern ansetzten, und Zuthers größtes Verdienst besteht gerade darin, daß er die Hindernisse dieser Verbesserung aus dem Wege räumte.

Was uns also bevorsteht, wenn die Synoden, mit deren Einrichtung man sich gegenwärtig beschäftigt, wirklich zu Stande kommen und einen freien Spielraum gewinnen, darf gar nicht als zweifelhaft betrachtet werden. Ich sage nicht, daß sie zu Stande kommen und freien Spielraum gewinnen werden; und ich werde mich weiter unten darüber erklären, weshalb mir beides unmöglich scheint. Aber ich sage, daß, wenn sie zu Stande kommen und Freiheit erhalten, ihr Hauptwort kein anderes sein kann, als Ausbildung der geistlichen Macht auf Kosten der sogenannten weltlichen, welche sich darauf beschränken die Bedingungen der gesellschaftlichen Existenz gut Bestimmung zu bringen. Es kann mit den Synoden nicht anders gehen, als es auch mit den Bureau's zu gehen pflegt; denn sind diese einmal eingerichtet, so finden sich die Geschäfte ganz von selbst dadurch, daß das Collegium, um sich so wichtig als möglich zu machen, alles an sich zieht, was nur einigermaßen zu seinem Wirkungskreise gehört, und daß es immer darauf bedacht ist, wie es sich vergrößern und unantastlich machen will.

Mit einiger Rengirde — ich mag es nicht leugnen — habe ich darauf gelauscht, welche Gegenstände die Eiferigen unter meinen Anstrebenden als solche nennen würden, die sich für die Synodal-Versatzung schickten; und was ich voraussetzte, ist eingetreffen.

Man schließt die Leher aus; und daran thut man wohl aus allen nur möglichen Gründen, vorzüglich aber, weil sie, in ihrer Heinheit wenigstens, jeder geistlichen Jurisdiction, welche man durch sie ausüben möchte, entgegensteht. Außerdem nun nennt man: 1) Beratungen über den Zustand des Lehrstandes; 2) Beratungen über den Zustand der Lehranstalten; 3) Beratungen über die Lehrmittel; 4) Beratungen über die Liturgie; 5) Beratungen über die Einkünfte der Kirche; 6) Beratungen über die Kirchenzucht; 7) Beratungen über die Zulässigkeit von Vätern, welche Irreligiosität und Unsitlichkeit verbreiten; 8) Beratungen über die Verbreitung der Lehre unter Völkern, die bisher damit unbekannt geblieben sind. Man fruchtelt wenn alle diese Gegenstände erschöpft werden sollten, so fehlt es nicht an Stoff für Jahrhunderte von Beratungen; indeß stellt sich, wenn diese Beratungen zu Beschlüssen, und die Beschlüsse zu einer Vollziehung führen sollen, immer die verhasste Frage dar: Soll man eine geistliche Macht constituiren, welche das Recht hat, ihren Beschlüssen Gesetzeskraft zu geben?

Können Sie auch, um diese Frage zu beantworten, auf die Gegenstände der Synodal-Versatzung ein wenig tiefer eingehen.

Was kann der Zweck aller Verfassungen über den Zustand des Lehrstandes sein? Wer einmal als Lehrer dasste, von dem muß vorausgesetzt werden, daß er wisse, erstlich was, zweitens wie er zu lehren hat. Selbst wenn diese Voraussetzung ungegründet sein sollte, so würden Synodal-Verfassungen das Fehlende nicht geben; denn wie könnten sie betreiben, daß der ungeschickte Lehrer ein geschickter, der laichstümliche und gewissenlose Geistliche ein eruster und gewissenhafter werde? Sie haben Synoden in dieser Hinsicht das Mindeste bewirkt; wohl aber haben sie unter der Geistlichkeit sehr viele Feindschaft, und durch diese großes Ungeheiß hervorgebracht. Abgesehen nun von dem sittlichen Zustande des Lehrstandes — welches kann der Zweck aller übrigen Verfassungen sein, deren Gegenstand der Lehrstand ist? Eines Vermehrung der Einkünfte und der Autoritäts-Mittel? Feinden läßt sich nicht, daß, wenn fünfzig, hundert oder auch noch mehr Geistliche sich in Einem und demselben Wunsche begehen und ihn gemeinschaftlich ausdrücken, dies eine ganz andere Wirkung hervorbringt, als wenn jeder Einzelne für sich spricht; und so wäre der Erfolg nicht länger zweifelhaft. Allein bis wie weit kann und darf der Staat nachgehen, wenn Forderungen an ihn gemacht werden, deren Erfüllung nur in so fern möglich ist, als er sich entscheidet, eine stärkere Spannung in alle gesellschaftlichen Verhältnisse zu bringen? Ich flüchte daher, daß alle Verfassungen, deren Gegenstand eine Verbesserung der Staatsbürgerlichen Lage unserer Geistlichkeit ist, ohne Erfolg bleiben werden, weil sie es bleiben müssen.

Dasselbe möchte ich über diejenigen Verfassungen bemerken, deren Gegenstand die Lehrgeschichten sind. Was man dabei aus der Sicht läßt, ist, daß die Zeiten vorüber sind, wo Aberglaube, Wahabegriffe und Enthusiasmus thätig waren, Kirchen zu erbauen, auszurüsten und zu bereichern. Was der Geistlichkeit in unseren Zeiten gar mächtig entgegensteht, ist der Zustand der Wissenschaften, gegen welchen sie sich vertheidigen mag, so gut sie kann, welchen abzulernen sie aber nicht in ihrer Gewalt hat, nachdem sie den Lehrstand nicht mehr ausschließend bildet. Das Kirchenenthum wird nicht untergehen; aber es wird eben so wenig allmächtig werden, weil man ihn nicht mehr allein dienen kann. Verfassungen, welche darauf abzielen, die Zeiten des Mittelalters wieder herauf zu führen, werden lächerlich durch ihre Nichtigkeit.

Wie auch die Verfassungen über die Schornstein ausfallen mögen, schlichthaft und einer protestantischen Geistlichkeit unwürdig sind sie offenbar, wenn sie darauf abzielen, diejenige Verfinsternung des Geistes herbeuzuführen, die durch adreßliche Schriften, metaphysische Zwischreden und dergleichen bewirkt wird. Eine Sittlichkeit, die sich auf bloßen Glauben stützt, hat eine sehr schlechte Grundlage, die in sich selbst zerfällt, sobald die Lebenswissenschaften die Oberhand gewinnen. Daher die Erscheinung, daß die Geistlichkeit nie im Stande gewesen ist, gesellschaftliche Bemühungen zu hinterlassen. Man belehre den Menschen über seine Verhältnisse hienieden; man mache ihn (was in der Regel gar nicht geschieht) bekannt mit den Vortheilen, welche er ihnen

verbaut, wie mit den Opfern, die er nothwendig darbringen muß, um im Besiz dieser Vortheile zu bleiben; man setze sich nicht in Opposition gegen die Ansprüche des gesunden Menschenverstandes: und es wird sich zeigen, daß Eitelkeit und Tugend (was zuletzt doch immer geschehen muß) sich unendlich besser auf die allgemeine Menschennatur gründen lassen, als auf abstracte Lehren, die das Fassungsvermögen der Menschen gewöhnlichen Schläges übersteigen. Ich habe oft gedacht, daß durch einen richtigen Unterricht in der Menschenkunst unendlich mehr Böses abgewendet worden ist, als durch die gefährlichste Unterweisung in dem kirchenthümlichen Lehren: eine Unterweisung, welche den offenkundigen Nachtheil mit sich führt, daß sie in eben dem Maße weniger aufklärt, als sie scheinbar gründlicher ist. Das Christenthum wird seinem ganzen Wesen nach verkannt, so lange man darin einen Apparat für die Menge sieht; und von den abgeschmacktesten Dingen, die es geben kann, ist keins abgeschmackter, als eine Religion, die man nicht für sich selbst, sondern für Andere, hat.

Was die Zeremonien über die Eucharistie betrifft, so ist nichts mehr zu wünschen, als daß sie sich nicht von dem Hergestachten und Altirkthümlichen entfernen möge; denn dies sind, nach meinem Urtheil, die besten Grundlagen alles Kirchenglaubens. Die Formen, in welchen der öffentliche Gottesdienst sich betreibt, müssen Selbige in sich schließen, oder sie verlieren alle Wirksamkeit. Für die Form des protestantischen Gottesdienstes aber giebt es nur Eine Regel; und diese ist: Gott im Geiße und in der Wahrheit anzubeten. Hieraus folgt,

daß alles, was dieses Schauspiel ist und nur die Sinne in Anspruch nimmt, auf dem Gottesdienste so viel als möglich entfernt werden muß. Der wahre Christliche bedarf der Unterstützung nicht, welche der Pomp giebt. Je einfacher sich alles in ihm und durch ihn vollzieht, desto ergreifender wird es seyn, desto bleibendere Wirkungen wird es zuerklassen. Ich gestehe daher, daß ich nicht recht begreifen kann, weshalb man so sehr auf die Verbesserung der Liturgie bedacht ist. Auf jeden Fall wird man um so vorsichtiger zu Werke gehen müssen, da der Gottesdienst in der protestantischen Kirche sich durch die ganze Gemeinde vollziehen muß, die, in ihrem Gemüthe geteilt, sehr leicht das Interesse an demselben verlieren könnte.

Ich komme jetzt, mit Uebergang des fünften Punktes (der Beratungen über die Einkünfte der Kirche), der mir als wenig undeutlich angegeben scheint, zu einem der Hauptpunkte, nämlich zu den Beratungen über die Kirchenzucht. Und hier will ich sogleich gestehen, daß ich gar nicht wissen würde, wozu ich dabei zu denken hätte, wenn nicht einer von meinen Anwesenden in einer Schrift, welche das einflussreiche Synodal-Wesen zum Gegenstande hat, mit dem Beschlusse hervorgetreten wäre: „daß es sich bei den Beratungen über die Kirchenzucht um die Auffindung der rechten Mittel handle, Ehedurcher, Trunkscheider, Wüstlinge, Verächter des öffentlichen Gottesdienstes, gewissenslose Eltern, lüthselige Ehegatten, undankbare Kinder u. s. w. u. s. w. einander zur Besserung zu führen, oder wenigstens unschädlich zu machen.“ Wie sehr das

baure ich ab, daß ich, bei allem Ulscheu vor diesen La-
stern, Schrecken, Verirrungen und Thorheiten, nicht der
Meinung meines Landheubter seyn kann, daß die Gei-
stlichkeit es darauf anlegen soll, denselben anders, als
durch Mose Lehre und Beispiel entgegen zu tre-
ten, was auf diesem Wege auch ausgerichtet werden
müßte! Gibt es ein geistliches Forum, wo man we-
gen Vergehungen und Verbrechen dieser Art zur Kirchen-
schaft gezogen werden kann, so, daß man auf irgend
eine Weise auch dafür gestraft wird: so begreife ich
nicht, wie dieses geistliche Forum sich wesentlich von ei-
nem Inquisitionen-Bericht unterscheiden soll. Zwar
meint mein Landheubter, die Censuren müßten so einge-
richtet werden, daß sie, auf der einen Seite, keine (so-
genannte) bürgerliche Folgen hätten, und, auf der an-
deren, den weltlichen Richtern keinen Mißbrauch stätten;''
allein ich frage: wo hört das Bürgerliche auf? wo fällt
man dem weltlichen Richter nicht in's Censuramt? Sel-
ten Ehebrecher, Trunkendelbe, Wollüstlinge, Verächter
des öffentlichen Gottesdienstes u. s. w. einer geistlichen
Censur unterliegen: so ist die ganze Gesellschaft
in die Hände dieser geistlichen Richter gegeben; denn
bekanntlich sind diese Laster und Schrecken nicht einem
besondern Stande ausschließlich eigen, sondern werden
in allen Ständen angetroffen. Soll es demnach ein
geistliches Forum geben, das sich mit der Correction
der Ehebrecher, Wollüstlinge, Trunkendelbe, Verächter
des öffentlichen Gottesdienstes befaßt, so muß es, um
der Gerechtigkeit willen, auch Fürsten, Minister, Gene-
rale, Postämtern, Staatsräthe u. s. w. zur Bloßle-

schon geben dürfen. Was wird aber die Folge davon seyn? Ich wenigstens sehe keine andere ab, als die gänzliche Verwirrung aller gesellschaftlichen Verhältnisse, dort, wenn diese nicht Statt finden soll, eine Regierung, deren Geist in den Händen unermesslicher Dominikaner und Franciskaner ist. Die heil. Schrift sagt: „Richtet nicht, so werdet auch ihr nicht gerichtet; verdammet nicht, so werdet auch ihr nicht verdammt.“ Welch' ein herrlicher Ausspruch! Wie wenig aber können Die sich seiner erinnern haben, die auf die Einführung einer besondern Kirchenzucht bedacht sind!

In Aufsehung der Verordnungen über Bücher, welche nach dem Urtheile meines Amtsbrosens, Unwissenheit und Irrthümern verketten, möchte ich wohl die Frage aufwerfen: wie man vermeiden will, einen Index librorum prohibitorum anzufertigen, der, von einer besondern Behörde abgefaßt, das Interesse des geistlichen Standes zum Maßstabe der Einnüchtheit und der Allegesheit macht, und, wenn er einmal da ist, zu tausend kläglichen Untersuchungen Veranlassung giebt! Zugleich könnte ich das Lächerliche geltend machen, das aus Anordnungen dieser Art in einem Kaiser-Complot, wie Deutschland nun einmal ist, hervorgehen würde. Doch ich begnüge mich, das Unmaßliche in den Verordnungen über unsinnliche und irrthümliche Bücher angedeutet zu haben, und eile zu dem letzten Gegenstande der Synodal-Verordnungen.

Dieser ist, nach der Angabe meines Amtsbrosens, Verheerung der Christlichen unter Völkern, welchen sie bisher unbekannt geblieben ist. Nun wohl! die Chri-

Radlicher soll dem Vorzug vor jeder andern haben. Aber wie ist es denn gekommen, daß ganze Völker sich lieber ohne dieselbe befaßen, sie gar sehr entbehrten und gleichwohl zufrieden und glücklich waren? Abzuwehnen die Proselyten-Macherei in einem Zeitalter, das darüber einmüthig ist, daß die Tugenden des Kirchenthums nicht die Religion ausmachen, und daß es un-menschlich ist, dem Gewissen, wie es sich auch offenbaren möge, ein anderes Gepräge zu geben, als es durch sich selbst hat! Und wie sehr ist es gegen die Würde eines protestantischen Geistlichen, der Glaubensfreiheit, die seine Grundlage ausmacht, entgegen zu handeln!

Diese Recension der Gegenstände der Synodal-Verathungen hat keinen andern Zweck, als anzudeuten, wie die Geistlichkeit das Synodal-Wesen auffaßt. Unstreitig giebt es unter meinen Landsbrüdern Viele, welche die Entstehung einer geistlichen Macht mit mir verabsäumen; ich selbst kenne deren mehrere nennen. Aber diese werden, so wie ich, mit den Synoden nichts zu schaffen haben wollen. Die Vertheidiger dieser Einrichtung hingegen müssen die Entstehung einer geistlichen Macht nicht nur nicht fürchten, sondern sogar von Herzen wünschen. Wie könnten sie anders? Verathungen, auf welche keine Beschlüsse folgen, sind in sich nichts. Eben so verhält es sich mit Beschlüssen, die nicht zur Vollziehung gebracht werden. Um aber Beschlüsse zu vollziehen, bedarf es der Macht. Diese Macht, Macht um jeden Preis! Einen andern Zweck giebt es nicht für Synoden; und aus diesem Zweck ein Geprägniß machen zu wollen, würde kaum Spott sein.

Die Voraussetzung ist, daß es möglich sein werde, für die Geschäfte der Synoden eben so freie Hand zu gewinnen, wie im Römer-Reiche und in allen europäischen Staaten des Mittelalters.

Wie gegründet, oder nicht gegründet diese Voraussetzung ist, darüber wird freilich der Erfolg entscheiden; aber, nachdem ich mich über das Synoden-Wesen so frei erklärt habe, werden Sie mir erlauben, Ihnen zu sagen, warum, in meiner Ansicht der Dinge, dieses Wesen weder bei uns, noch in den übrigen Staaten Europa's zu einer Wirksamkeit gelangen kann, die was (was auch immer die Wünsche einiger Geistlichen sein mögen) mit der Nothwendigkeit einer geistlichen Zwingherrschaft bedrohet.

Für alle größeren Staaten, so fern sie fortdauern wollen, unterliegt die Organisation des Kirchenwesens einem doppelten Grundsatze. Der Eine ist: „daß das Kirchenwesen der allgemeinen Staatsgewalt untergeordnet sey, und folglich in die Klasse der Institutionen geschränkt.“ Der andere ist: „daß das monarchische Element im denselben den Ausschlag gebe über das republikanische.“

Wäre ich hiervon nicht längst überzeugt gewesen, so würde ich meine Uebersetzung aus dem vor Kurzem erschienenen, aus unserm Ministerium des Innern hervorgehenden Entwurf zu einer Synodal-Ordnung für den Kirchenverein beider evangelischen Confessionen im preussischen Staate geschöpft haben. Was auch durch diesen Entwurf bewirkt werden mag: wir werden Synoden von ihm ausgehen, von

deren Wirkenskreis für die Ausübung einer geistlichen
Macht auch nur das Mindeste zu erwarten wäre. Der
Geist des Republikanismus, oder, wenn dies zu viel ge-
sagt seyn sollte, der Geist der Klerikalschaft und des ge-
meinschaftlichen Verhältnisses auf Kosten der allgemeinen
Freiheit ist nun einmal von den Synoden nicht zu tren-
nen. Wie aber will dieser Geist irgend eine Stärke ge-
winnen, wenn er ausgeklungt wird durch einen In-
flanzen-Zug, welcher das kirchliche Presbyterium ab-
hängig macht von den Entscheidungen der Kreis-Sy-
node, diese in gleicher Abhängigkeit erhält von den Ent-
scheidungen der Provinzial-Synode, die Provinzial-Sy-
node aber an die Entscheidungen des Consociums und
des Ministeriums des Innern bindet! Wo die Geist-
lichkeit zu einer Macht gelangen soll, da darf es nur
Provinzial-Synoden und ökumenische Concilien geben;
was darüber oder darunter ist, das ist vom Uebel.
Daher denn auch die Unterheit, womit man sich be-
trübt über diesen Entwurf ausgelassen hat, welcher
in sich selbst nichts enthält, als den Beweis, Einmal,
daß die kirchliche Macht der allgemeinen Staatsgewalt
untergeordnet bleiben muß, ferner, daß die bisherige
Abfassung der geistlichen Verträge im Wesentlichen un-
verändert bleiben soll. Was man übrigens mit diesem
Entwurfe beginnen oder nicht beginnen werde, laßt ich
dahin gestellt. Sehr deutlich sehe ich ein, daß, wenn
er zur Ausführung gebracht werden soll, Pfarrer und
Bischofen, Superintendenden und General-Superinten-
denden, Consocien und Ministerium des Innern voll-

auf mit den kirchlichen Angelegenheiten beschäftigt seyn werden; eigentlich bis zur Erschöpfung. Aber wie aus dieser Thätigkeit, bei welcher es schier unmöglich ist, der lauter Geschäften zur Arbeit zu kommen, irgend etwas Nützliches (sey es für die Geistlichkeit, oder für die Gesellschaft) hervorgehen soll, und wie man das *amphora coepit institui, currente rota cur urens evit?* vermeiden will: dies, ich gestehe es, ist mir unbegreiflich. Daß ich übrigens gegen diesen Entwurf nicht nur nichts einzuwenden habe, sondern ihn als Hemmnisse der geistlichen Annäherung sogar lobe und eher, verfühle sich wohl von selbst.

Das Synodal-Wesen wird aber auf noch andere Hemmnisse stoßen, auf welche, wie es scheint, bisher keine Rücksicht genommen ist. Es sollen Kreis-, Provinzial-, Synoden und von Zeit zu Zeit sogar General-Synoden Statt finden, wenn gleich über die letztern nichts feststeht und die Aussicht auf dieselben sehr entfernt ist. Wie kann man aber glauben, daß alle diese Synoden ohne einen großen Kraftaufwand zu Stande kommen werden! Wer den Ammonius Marcellinus gelesen hat, wird sich erinnern, mit welchen unstilligen Beschwerden die Synoden verbunden waren, sobald man angefangen hatte, sie für die Ausbildung des Kirchenthums für notwendig zu halten; und wer die Geschichter des Mittelalters kennt, der weiß nicht minder, wie Bischöfe und Aebte durch Theilnahme an den Concilien sich selbst und ihrer Staaten zu Grunde gerichtet haben. Diese Nachteile man würde jetzt nicht geringer seyn. Wer an Kreis-, oder Provinzial-Synoden

Theil nehmen soll, wird für den Aufwand, den er zu machen genöthigt ist, entschädigt seyn wollen; und da dies nur durch Widern geschehen kann, so werden neue Auflagen nöthig werden, welche keinen anderen Zweck haben, als ein Bedürfniß zu befriedigen, dessen menschliche Natur sich kaum mit einer ernsthaften Untersuchung vermag. Was mich betrifft, so habe ich mir in der Einselt meines Herzens sehr oft die Frage vorgelegt, wie viel die gesammte Geistlichkeit zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung und Dessen, was man Moralität zu nennen gewohnt ist, beitragen würde, wenn es, statt der sechs Arbeitstage in der Woche, sechs Feiertage und nur einen Arbeitstag gäbe; und ich sehe, daß ich in der gewissenhaften Beantwortung dieser Frage nie auf einen Grund gestoßen bin, um desswillen die Arbeit in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge vermehrt werden müßte. Wahrscheinlich es steht nicht so schlecht um die Einnlichkeit, als man annehmen geneigt ist, wenn man sich einmal zum Richter über dieselbe aufgeworfen hat und durch die Natur eines solchen Urtheils nur allzu leicht verführt wird, den Spiegler für einen Haken zu nehmen. Die beste Bürgschaft der Einnlichkeit ist die Arbeit. Das Einzige also, wozu man warnen möchte, ist, die Einnlichkeit nicht durch ein Uebermaß von Anstrengungen bei Denjenigen zu Grunde zu richten, die einmal die Festhaken der Gesellschaft sind. Allzu leicht kommt einer von meinen Landsleuten über diese Verrechnung hinweg, wenn er glaubt, daß die Juden, welche der Landmann in Verrechnung auf die Kreis- und Provinzial-Synoden zu be-

stenden hat, eine Kleinigkeit seyen, und daß eben so die
baaren Zuschüsse aus den Staatskassen sich auf eine ge-
ringe Summe belaufen werden; damit möcher es sich
wohl umgekehrt verhalten. Ueberhaupt fühle ich mich
sehr geneigt, einem großen Denker beizutreten, welcher
behauptete: die Weisheit der Kirche sey wesentlich von
der des Staats verschieden, und das, was jene ein-
zubringen, bedürfe dieser zu Bedenken. Wir werden ja se-
hen, wie stark das Interesse der Gemeinden für ihre
Geistlichkeit bleibe, wenn jene Opfer über Opfer bringen
müssen, damit diese sich auf Synodal-Tagen zu einer
katholischen Weltgemeinschaft ausbilde!

Eine andere, noch schwerer zu überwindende, Schwierig-
keit ist, nach meinem Urtheil, die Oeffentlichkeit, so
wie sie gegenwärtig Statt findet. Habe es im Kaiser-
reiche und in den europäischen Staaten des Mittelalters
Pressefreiheit und einen gut organisirten
Buchhandel gegeben: so ist tausend gegen Eins dar-
auf zu wetten, daß die Geistlichkeit es nie zu dempen-
gen Ansehen gebracht haben würde, wodurch sie den Nach-
schlag über die Staatsgewalt zu geben vermochte. Man
wüßte wiederum, daß etwas widerstehen könnte, daß
zu einer gewissen Zeit da war; der Fortschritt liegt aber
darin, daß man nicht genau weiß, unter welchen Be-
dingungen jenes etwas da war. Die Geistlichkeit möge
sich wohl in Acht nehmen! Von allen Seiten bedrückt,
daß sie sich keine, auch noch so kleine, Bewegung er-
lauben, die den Verdacht erregt, als wolle sie irgend
eine Herrschaft ausüben. Alle Stacheln des Mißes und
der Satyre würden sich von Grund an gegen sie wren-
den,

den, und seine Gewalt würde sie zu schützen vermögen. Wahrlich, das durch Luther gebrochene Joch ist nicht bloß für die nächsten drei Jahrhunderte gebrochen worden, und die Wirkungen der Reformation, an und für sich unendlich, können nicht an dem Messstab gemessen werden, den die Vergangenheit gegeben hat. Doch, selbst wenn es nur diesen gäbe, würde er zur Vorsichtigkeit ermahnen, damit nichts begangen werde, was nicht ohne großen Nachtheil durchgeführt werden kann. Zu jenen Wirkungen gehört nämlich, daß die Geistlichkeit aufzubeißen hat, anschließender Lebenslauf zu sein und sich zur Concurrenz im Lebensfache bequemen muß; und ist es nicht, hinzuzufügen, daß dies etwas sehr Großes für die Glaubensfreiheit ist?

Sie sehen, mein Freund, wie wenig ich das Concordat Wesen flüchter, das man bei uns in Gang zu bringen sucht. Ich lasse es dahin gestellt seyn, wie viel Gutes daraus, Theils für die Einheit der christlichen Kirche, Theils für eine lebendigere Theilnahme an der Feier des öffentlichen Gottesdienstes, hervorgehen werde; wenn aber, wie sehr Viele befürchten, der Zweck desselben kein anderer seyn sollte, als Bildung einer neuen geistlichen Macht, im Gegensatz der weltlichen, so behaupte ich, daß alle Versuche, diesen Zweck zu erreichen, dadurch schicksalhaft müssen, daß nicht nur die Staatsgesellschaft, sondern auch der Geist von Europa entgegen wirkt. Im Grunde verdrüßt es mich, daß so Viele unter meinen Umstehenden eine so undeutliche Vorstellung von ihrem Verhältnisse zur Gesellschaft haben, daß sie es der Mühe werth finden können, in un-

fern Jelen einen solchen Versuch zu machen; denn dies bewies mir, daß sie den Unterschied zwischen einem Geistlichen und einem Priester nicht so aufgefaßt haben, wie Jeder ihn auffassen sollte, der das unschätzbare Glück hat, der evangelischen Kirche als Lehrer anzugehören. Nichts sollten sie so lebhaft verabscheuen, als die Vermischung, welche nothwendig da entstehen muß, wo es eine doppelte Befehlsgewalt giebt, von welcher die eine den Staat, die andere die Kirche zum Eigenthum hat. Wie würde Luther lächeln, wenn er Jene einer solchen Verleththeit wäre! wie würde sein Eifer gegen seine Jünger und Nachfolger entbrennen! wie beschämte er ihnen vorwerfen, den Geist des neuen Testaments verkannt zu haben! Ich bin kein Luther; da ich mich aber immer nöthig bemühet habe, den Beruf eines evangelischen Geistlichen zu erfüllen, und da die Erfahrung aller Jahrhunderte auslegt, daß der menschlichen Gesellschaft nichts Schlimmeres widerfahren kann, als wenn sich in ihr eine Priesterherrschaft bildet, so stütze ich auf welche Lehre sie wollen: so werden Sie und meine übrigen Freunde es verzeihen finden, daß ich gegen Alles protestire, was im Mindesten darauf abzielt, dem geistlichen Stande den Pfad zu einer solchen Herrschaft zu bahnen. Wie könnte ich meinen Willen unterdrücken, da Wahrheitssinn und allgemeines Wohlwollen gleich sehr verlegt werden, sobald man denken muß, es werde darauf angelegt, den Geist in Fesseln zu schlagen, und die Freiheit, diese schändliche Gabe des Himmels, in ein Werkzeug der Tyrannei zu verwandeln!

Leben Sie wohl.

36r

W... den 24. Oct. 1817. Ihr aufrichtiger . . .

1875

1875

1875

1875

1875



Neueste
V e r l a g s b ü c h e r
v o n
J. E. G l e d i t s c h
i n L e i p z i g.

**Bieders Taschenbuch zum geistigen Vergnügen auf
das Jahr 1817,** herausgegeben von Dr. Kind.
Mit Kupfern von Böhm, Müller, Schmidt und
Jung, nach Zeichnungen von Randberg und Ritz.
Langensuren und Wuhl. gr. mit gold. Schnitt
1 Thlr. 20 Gr. in Maradin 2 Thlr. 16 Gr.

Nach dem Tode dieses Taschenbuches hat das geistige
Vergnügen wenig erschrumpft, und der Verleger begnügt sich
hier das anzugeben, daß noch eine Anzahl ganz vollständige
Exemplare des sehr vortheilhaften Buchs von 22 Thlr. für
27 Jahrgänge bei ihm vorräthig ist.

**Kronsch. genealogisch-historisches Taschenbuch auf
das Jahr 1817.** gr. 1 Thlr. 8 Gr.

Der zweite Jahrgang dieses so wohl aufgenommenen
Taschenbuches konnte wegen der Wohlthatigkeit des genealogi-
schen Theiles von dem Herrn Heinrich Jacobi in Pest-
ben, nicht früher erscheinen. Unter dem nachgerathenen
Vericht des hies. Capitlans ist auch durch noch hienütze
Kaiser. Hauptmann auf Wallingrand und Rich-
ters Leben verhandelt. Die übrigen interessanten Artikel
von Wibers, H. von Wisse, H. W. Brandes, W.
Dreumann, T. M. Fischer, H. W. von Halem, und
das Bruchstück aus Hermanns Originalwerken: Hofers
Leb., werden allen Freunden einer geistreichen und reich-
haltigen Unterhaltung willkommen seyn.

Dem Jahrgang 1816 sind auch einige wenige Exemplare
vorräthig 2 1 Thlr. 8 Gr.

**Fasslers, Dr. J. A., Geschichten der Ungern
und ihrer Landassen. in 8 Bänden. gr. 8., mit
Vignetten und illum. Characten.**

Der erste bis vierte Band dieses wichtigen wissenschaftlichen Werkes ist erschienen und reicht bis zum Jahre 1437. Der Verfasser, welchem das größte Glück seines Lebens sich mit der Beschützung seiner Nation beschönigte, beehrt hiermit allen Verehrerfreunden nicht nur ein vorzügliches Geschichtswerk, sondern auch für einen jeden, der Geschichte liebet, ein unentbehrliches Handbuch, indem derselbe denselben auf das Eingehende in die Geschichte aller Nationen mit vielem Fleiße durchgesehen hat, und sein Werk kann sich wohl allerdings sich einer Genauigkeit, Gründlichkeit und Vollständigkeit rühmen.

Der auch bis zur Vollendung vertheilte Fünftens Band ist für den ersten bis vierten Band (120 Bogen) 12 Thlr. 12 Gr. Auf Vollpapier 20 Thlr.

Lafette, Le Roux, methodische Grammatik der französischen Sprache, allgemein fasslich vortragen und mit Rücksicht u. gr. 8. 18 Gr.

Partiherpreis für 12 Exempl. 6 Thlr.

Derselben französische Lexikon für Schulen. Mit einer kurzen Grammatik, Bemerkungen über die Sprachartenheiten und einem vollständig erklärenden Wortregister. gr. 8. 12 Gr.

Partiherpreis für 12 Exempl. 5 Thlr.

Obgleich die methodische Grammatik des Herrn Lesieur Lafette von dem Rezensenten der Journalen die Zeltung mit einiger Vortheilhaftigkeit gegen den wichtigsten letzten Sprachen ganz wichtigen Hrn. Prof. ist bekräftigt worden: so machen die, dieser Arbeit von Seiten anstehenden, Vorzüge dadurch dennoch nicht entfallen, und jenseit die Verantwortlichkeit des Hrn. gegen die Kritik, mit welcher dessen er steht, und daß er ein entschieden wahrer Kenner sey, welcher seinen Vorkümmern seine neue Grammatik halten will. Indessen haben mehrere Schuldirectoren sowohl Grammatik als Lexikon geprüft, und wegen Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit des Preises nicht angezweifelt, solche einzuführen.

Loosle, Marfus, Niederländisches Kochbuch, oder Anweisungsfregeln kostbare und ordinäre Speisen zu kochen, Bräute einzumachen u. s. w. nach 52 Recepten zu Confituren. Druckjahr 1793



unveränderte Auflage. (35 magedruckte Bogen
in 8.) 16 Gr.

Diese neue Auflage ist in allen Theilen durchgesehen,
verbessert und berichtigt.

Phaldnen; vom Verfasser der sakschischen Erzäh-
lungen. 8. Druckp. 1 Theil. 3 Gr. Schradp.
1 Theil. 16 Gr.

Für unsere Liebhaber der schönen Literatur werden
die sakschischen Erzählungen sehr angenehm gelassen
sein. Der Verf. (Herr von Werthenberg genannt
Schiller) hat in diesen Blättchen (Dichtungen) einen neuen
Versuch eines Versuchs zum Dichten an den Tag, und be-
dauert es hier nicht mehr, als der Anzeiger der Erscheinung
dieser Blätter.

**Preisfeld. A. B., Feldherrnkräfte, ein samisches Ge-
dicht in 6 Gesänge. 8. 16 Gr.**

**Deffen Auszüge des Scherzes und der Laune.
Wie einer Wagnette. 8. 20 Gr.**

Unsere, an samischen Gedichten nicht überflüssige, Liter-
atur hat in diesen beiden sehr hübschen Schritten einen Be-
trag erhalten, der zu den interessantesten gerechnet werden kann.
Die Feldherrnkräfte sind in der That. Die Zeit auf
eine wichtige Art hervorgehoben werden, und die Auszüge
des Scherzes und der Laune tragen einen reichen
Stoff zu erheitlicher Unterhaltung in sich.

**Schlichen, W. F. v. v. n., Situationszeichenschule
zum Unterricht für Generalisten, Defensionen und
Feldmäurer entworfen; mit 4 sehr colorirten
und einem schwarzen Plan (16 Zoll lang
10 Zoll hoch) quer Folio. brochirt 3 Theil.**

Unter diesem Titel erschien von dem, seinen Namen ganz
genügendem Verf., dem Herrn Ober-Hand-Postmeister von
Schlichen, ein Handbuch, welches eben sowohl zum Feld-
unterricht und zum Unterricht für das Situationszeichnen auf
Militärischen und Schenkstücken, als auch als Anleitung für
Land- und Feldmesser sehr eignet. Was das technische Werk
für ein Werk ist, ist dieses für die auf dem Titel genannten
Stände.

Die Verlagsanstalt hat den Pränumerationstermin bis
Jahres 1827 verlängert, wer sich bis zu diesem Zeitpunkte
mit keiner Einsendung an dieselbe wendet, erhält selbes für
3 Thlr. 16 Gr. Nachzahl wird, unabhängig der Lieferpreis
von 3 Thlr. etc.

Schmalz, Fr., Erfahrungen im Gebiete der Land-
wirtschaft gesammelt. 11, 22 und 35 Thil.
gr. 8. 3 Thlr. 10 Gr.

Der Herr Verfasser, welcher von der Regierung nach
Lüneburg berufen worden ist, um den dortigen Landwirthen
die Beweise und Rathschläge zu geben, hat hier das Resultat
seiner Erfahrungen in einem deutlichen Vortrage niedergelegt,
und viele praktische Rathschläge seinen Rathgebern und Verehrern
die größte Befriedigung. In Kurzem wird auch der kleine
Band, welcher die Brennstoffkrennen und Viehzucht
enthält, erscheinen, und dadurch das Ganze schließen.

Wagner's, H., Buchhalter für das gemeine Leben,
oder vollständige Anleitung der Buchhalter einer
großen Oekonomie, verbunden mit allen kaufmän-
nischen Vorschriften nach den Grundsätzen der dop-
pelten Buchhaltung einzutragen, daß man zu
jeder Zeit den wahren Stand seines Vermögens
wissen kann. Zweite Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 15 Gr.

Diese Anleitung zum Buchhalten zeichnet sich aus
durch Deutlichkeit und Vollständigkeit des Vortrages aus, und ist
allen Landwirthen eben so wie den Kaufmannsleuten zu em-
pfehlen.

Biographische Jäger aus dem Leben deutscher Männer.
14 Hfte. enthält: Joseph Freiherr von Hermann.
gr. 8. 16 Gr.

Die interessantesten Menschen sind dem Leben des Herrn
von Hermann, wiewohl Biographien des österreichischen
Kaisers, sind hier von einer geschickten Hand gegeben,
und werden für jeden Deutschen, welcher Freude daran haben
die höchsten Charaktere seiner Nation zu studiren, eine be-
stehende Unterhaltung sein.

Diese biographischen Jäger werden fortgesetzt, bald wird
es mehr ausgezeichnete Beschreibungen geben.



